



Psychologie in Österreich

2

Themenschwerpunkt

Gestaltung der Umwelt

ISSN 1025-1839

Volume 35

Juni 2015



JETZT NEU

Hogrefe Testsystem 5 – So testen die Besten!

Das Hogrefe Testsystem 5 ermöglicht eine effiziente und intuitive Arbeitsweise – fokussiert, sicher und plattformübergreifend:

- Valide und zuverlässige Messergebnisse
- Paralleltestungen
- Administrieren von Testbatterien
- Ansprechendes Design
- Tablet-Testing

Nutzen Sie unser Hogrefe Testsystem für eine hochwertige und professionelle Entscheidungsfindung:

- Norm- und Skalenwahl
- Multi-Profilvergleich
- Gruppenauswertung (Ranking/Profiling)
- Umfangreiche Ergebnismeldung
- Datenexport

HOGREFE



Hogrefe Austria GmbH

GrafStarhemberg-Gasse 26/4 · 1040 Wien

Tel.: +43(0)1 - 504 63 46 · Fax: +43(0)1 - 504 63 46 99

E-Mail: office@hogrefe.at · www.hogrefe-testsystem.com

Editorial aus dem Präsidium



Sandra Lettner



Veronika Holzgruber



Cornel Binder-Krieglstein

*Sehr geehrte BÖP-Mitglieder,
sehr geehrte Damen und Herren!*

Neues Psychologengesetz ist ein Jahr alt

Vor einem Jahr, am 1. Juli 2014 trat das Psychologengesetz 2013 (PG) in Kraft. Nach langer Vorbereitungszeit ist mit dem Psychologengesetz 2013 ein umfangreiches und neues Gesetz verfasst worden.

Die wesentlichsten Neuerungen sind:

- Die Regelung zur Voraussetzungen für den Zugang zur postgraduellen Ausbildung in Gesundheitspsychologie oder Klinischer Psychologie betreffend Theorie, Praxis und Supervision bzw. Selbstreflexion.
- Die Fortbildungspflicht: Es sind nunmehr insgesamt 150 Einheiten an Fortbildung innerhalb eines Zeitraums von fünf Jahren zu absolvieren.
- Die Aufklärungspflicht wurde gänzlich neu gefasst und ist nunmehr in §34 geregelt.
- Während im PG 1990 die Dokumentationspflicht nicht explizit geregelt war und lediglich aus der Aufklärungspflicht und der Informationspflicht abgeleitet wurde, findet sich im PG 2013 nun eine umfangreiche Regelung. §35 legt jetzt detailliert fest, was und wie konkret zu dokumentieren ist.
- Neu ist die Verankerung einer verpflichtenden Berufshaftpflichtversicherung in §39. Während diese Bestimmung für neu in die Liste Eingetragene bereits ab dem 25.10.2013 gilt, haben Personen, die zum Zeitpunkt des Inkrafttretens des PG 2013 bereits in der Liste eingetragen waren, bis längstens 31.12.2015 Zeit, eine solche Berufshaftpflichtversicherung abzuschließen.

Die finanzielle Abgeltung der Fachausbildungsstellen ist für den BÖP ein wesentlicher Punkt der Qualitätssicherung. Dazu hat der BÖP ein „Positionspapier zur Bezahlung von Klinischen PsychologInnen und GesundheitspsychologInnen in Fachausbildung“ erstellt. Darin fordern wir die finanzielle Gleichstellung mit ÄrztInnen in Ausbildung zur/m Turnusärztin/-arzt als Basis sowie eine Kostenübernahme durch die Träger ein.

Mittlerweile kann die Österreichische Akademie für Psychologie | ÖAP das erste neue Curriculum „Klinische Psychologie und Gesundheitspsychologie“ in Wien anbieten. Gerne informiert Herr Frühwirth (fruehwirth@boep.or.at) alle Interessierten über die Rahmenbedingungen der Ausbildung und weitere Lehrgangsstarts.

Ausführliche Informationen zu den Bestimmungen des neuen Psychologengesetzes 2013 finden Sie auch auf unserer Homepage unter <http://www.boep.or.at/Mitgliederinformation.76.0.html>.

20 Jahre Gesamtvertrag für klinisch-psychologische Diagnostik

Der Abschluss des Gesamtvertrages für klinisch-psychologische Diagnostik trug vor 20 Jahren wesentlich dazu bei, dass sich die Psychologie als eigenständiger Gesundheitsberuf etabliert hat und der BÖP als fachkundiger und verlässlicher Verhandlungspartner anerkannt wurde.

Am 01.01.1995 trat der zwischen dem Hauptverband der österreichischen Sozialversicherungsträger und dem Berufsverband Österreichischer Psychologinnen und Psychologen verhandelte Gesamtvertrag für klinisch-psychologische Diagnostik in Kraft. Damit wurde die Basis für die Bezahlung klinisch-psychologischer Diagnostik durch die Krankenkassen geschaffen und erstmalig in Österreich eine psychologische Leistung über die Sozialversicherung honoriert.

62 Psychologinnen und Psychologen erklärten sich damals bereit, gemäß den Vertragsbedingungen die klinisch-psychologische Diagnostik „auf Krankenschein“ anzubieten. In der Zwischenzeit haben österreichweit 92 Vertragspsychologinnen und Vertragspsychologen die Planstellen besetzt. 242 BÖP-Mitglieder sind als Wahlpsychologinnen und Wahlpsychologen in diesem Bereich tätig.

Um die Lücke im Versorgungssystem zu schließen, werden wir weiterhin daran arbeiten, dass auch die klinisch-psychologische Behandlung als Leistung in das Allgemeine Sozialversicherungsgesetz aufgenommen wird um letztendlich auch als Leistung der Krankenversicherungen den Menschen bei der Bewältigung psychischer Probleme und Erkrankungen zu helfen.

Mit den besten Wünschen für einen schönen und erholsamen Sommer verbleiben wir

Ihr Präsidium

Mag. Dr. Sandra Lettner
Präsidentin

Mag. Veronika Holzgruber
Vizepräsidentin

PhDr. Dr. Cornel Binder-Krieglstein
Vizepräsident

Themenvorschau

Psychologie in Österreich 2015/16

Nr. 3 & 4 | Vol. 35 | 2015

Psychosomatik

Verantwortlich: Mag. Regine Daniel
regine.daniel@gmx.at

Katharina Kaiser, BSc
katharina_kaiser@gmx.net

Redaktionsschluss: 20.07.2015

Erscheinungsdatum: Ende September 2015

Nr. 5 | Vol. 35 | 2015

Forensik

Verantwortlich: Mag. Regine Daniel
regine.daniel@gmx.at

Dr. Gerald Kral
g.kral@zentrum-rodaun.at

Redaktionsschluss: 20.10.2015

Erscheinungsdatum: Ende Dezember 2015

Nr. 1 | Vol. 36 | 2016

Militärpsychologie

Verantwortlich: Dr. Wolf-Dietrich Zuzan
wdzuzan@aon.at

Sarah al Hashimi
sarahal_hashimi@yahoo.de

Redaktionsschluss: 20.01.2016

Erscheinungsdatum: Ende März 2016

Nr. 2 | Vol. 36 | 2016

Sexuelle Orientierung & Geschlechtsidentität

Verantwortlich: Dr. Gerald Kral
g.kral@zentrum-rodaun.at

Mag. Richard Matuszak
richard.matuszak@chello.at

Redaktionsschluss: 20.04.2016

Erscheinungsdatum: Ende Juni 2016

CALL FOR PAPERS – Schwerpunktthema „Forensik“

Wir wenden uns mit diesem Call an KollegenInnen aus der Praxis sowie an wissenschaftlich tätige KollegInnen, die sich mit psychologischen Aspekten zum Thema „Forensik“ beschäftigen. Die „Psychologie in Österreich“ lädt zu unterschiedlichen Ansätzen, Blickwinkeln und Herangehensweisen an dieses Thema ein. Eingereichte Artikel werden in der Redaktion und bei Bedarf mit Unterstützung des wissenschaftlichen Beirates begutachtet. Bei Interesse nehmen Sie bitte zumindest drei Monate vor Redaktionsschluss mit einem der beiden Hefterverantwortlichen Kontakt auf.

Deutsche Gesellschaft
für Psychiatrie und Psychotherapie,
Psychosomatik und Nervenheilkunde



WWW.DGPPN.DE

DGPPN KONGRESS 2015

25.–28. November 2015 | CityCube Berlin

Der Mensch im Mittelpunkt:
Versorgung neu denken

- Qualität und Transparenz in der Psychiatrie
- Neue Wege in der Behandlung
- Überwindung der Sektorengrenzen
- Psychotherapie: Bedarfsorientierung und Flexibilisierung
- Wissenschaft und Praxis: von der Forschung zum Patienten
- Dialog neu gedacht: Empowerment, Recovery, Teilhabe

- Zertifiziert, mehr als 30 CME-Punkte möglich
- International Track
- Freier Eintritt für DGPPN-Neumitglieder 2015
- Nachwuchsprogramm
- Kongresskindergarten

DGPPN
Reinhardtstraße 27 B | 10117 Berlin | Deutschland
TEL +49 (0) 30-240 477 20
programm@dgppn.de

Kongress- und Ausstellungsbüro

CPO HANSER SERVICE

CPO HANSER SERVICE GmbH | Büro Berlin
Paulsborner Straße 44 | 14193 Berlin | Deutschland
TEL +49 (0) 30-300 669 0
dgppn15@cpo-hanser.de



World Psychiatric
Association WPA

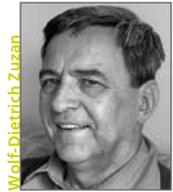


European Psychiatric
Association EPA

Editorial



Gerald Kral



Wolf-Dietrich Zuzan

Liebe Leserinnen und Leser,

die Bedeutung der Umwelt für Erleben und Verhalten von Menschen wurde in der Psychologie schon früh angesprochen, wenn auch lange die Ausrichtung auf die Eigenschaften des Menschen und seiner sozialen Interaktion überwog. Die rasante Entwicklung der Klinischen Psychologie hat womöglich auch vom Blick auf die Zusammenhänge von Umwelt und menschlichem Erleben und Verhalten abgelenkt. Die Umwelt wirkt allerdings auch auf uns, wenn wir uns dessen nicht bewusst sind. Mater Schörl entwickelte vor bald einem Jahrhundert das Raumteilverfahren im Kindergarten, das heutzutage eine Selbstverständlichkeit ist. Verhaltensforscher fanden heraus nach welchen Navigationshilfen ein leerer Platz überquert wird. Eine niederländische Studie untersuchte das Fahrverhalten der AutolenkerInnen, wenn eine Lärmschutzwand vorhanden ist – diese kann zu einer Versetzung der Fahrspur führen, ohne dass dies dem Lenker bewusst ist. Die Menschen gestalten die Umwelt und denken, sie dadurch zu beherrschen. Sie merken nicht, dass diese Gestaltung auf sie zurückwirkt. Es ist daher hoch an der Zeit, sich mit der Gestaltung der Umwelt und ihrer Rückwirkung auf den Menschen vom Standpunkt der Psychologie zu befassen – was wir mit einem Themenheft „Umweltpsychologie“ (PIÖ 2/1997) bereits erstmals gemacht haben.

Bei der Gestaltung des vorliegenden Heftes und dem Finden von AutorInnen war Frau a.o.Prof. Dr. Renate Cervinka besonders hilfreich. Sie ist die Doyenne der Umweltpsychologie in Österreich und verfügt über ein Netzwerk von häufig auch von ihr ausgebildeten Umweltpsychologen in Österreich. Dieses Netzwerk hat sie für die Mitgestaltung dieses Heftes genutzt und sie hat auch selbst zur Feder gegriffen.

Aber lassen wir uns zunächst geruhsam auf das Thema einstimmen: Josef Egger unterstützt uns dabei mit seinen nahezu philosophischen Reflexionen über Natur und ihre Wirkung auf den Menschen, den Versuch der „Zähmung“ der Natur als Versuch der Kontrolle des Unkontrollierbaren und der Reduktion von archaischen Ängsten auf ein erträgliches Ausmaß. Demgegenüber gibt es aber auch Extrem-Abenteurer, denen Natur bereits zu sehr reguliert erscheint und die „da draußen“ ihre „Angstlusterlebnisse“ suchen.

Wie ist aber nun der Stand der umweltpsychologischen Forschung in Österreich? Dazu ein sehr ausführlicher Überblick von Thomas Bruderermann und seinen Mitautorinnen und -autoren. Anhand relevanter anwendungsbezogener Beispiele von Wohnen bis Fortbewegung wird die Vielfalt umweltpsychologischer Projekte dargestellt.

Machen wir zunächst einen Ausflug ins Grüne: Renate Cervinka stellt gemeinsam mit ihren MitautorInnen „Green Care“ vor einen relativ neuen interdisziplinären wissenschaftlichen Ansatz, dessen Ziel es ist, Wohlbefinden, Gesundheit und Lebensqualität von Personen zu fördern und langfristig zu erhalten. Gesundheitsfördernde Aktivitäten in natürlichen Landschaften und die positiven psychologischen Auswirkungen der Gestaltung von Grünräumen werden hier vorgestellt. Auch der nächste Artikel bleibt beim „Grün-Thema“: Dörte Martens gibt zunächst einen Überblick über die Geschichte und die Entwicklung von „urbanen Gemeinschaftsgärten“ – die Aktualität derartiger Aktivitäten manifestiert sich nicht zuletzt auch in urbanen Phänomenen wie der „Guerilla Gardening“-Bewegung – und stellt ausgehend davon die psychologischen Effekte verschiedener Gartenkonzepte vor.

„Aneignung“ der Umgebung muss nicht immer Aneignung der Natur sein – Cornelia Ehmayer, Stadtpsychologin, beschreibt in ihrem Artikel am Beispiel des von ihr begleiteten Projektes „Wiener Donaukanal“ wie urbane und öffentliche Räume ebenfalls Objekte von „Aneignung“ im Sinne von Gestaltungs- und Nutzungsansprüchen der Bürger und Bürgerinnen sein können. Wir bleiben in der Stadt bzw. auf der Straße: Ralf Risser macht sich Gedanken über die Zusammenhänge zwischen Verkehrsberuhigung und Lebensqualität und zeigt Möglichkeiten auf, wie die Psychologie und andere Disziplinen aus den Sozialwissenschaften die Entwicklung von Verkehr und Mobilität in eine die Lebensqualität messbar fördernde Richtung lenken können.

Nach der Betrachtung von Natur, Verkehr und urbanen Umgebungen wenden wir den Blick nach innen. Dies tut zunächst Jeanine Krath, die in ihrem Artikel herausarbeitet, wie sich Angehörige unterschiedlicher Altersgruppen und unterschiedlicher beruflicher Hierarchiepositionen jeweils die Gestaltung ihres „Wunschbüros“ vorstellen. Rotraud Walden berichtet anschliessend über architekturpsychologische Aspekte des „Kinderkrankenhauses der Zukunft“. Mit dem ganz privaten Wohn- und Umgebungsraum befassen sich Harald Deinsberger-Deinsweger und Herbert Reichl. Und a propos „ganz privater Wohnraum“: Anja Widemann hat untersucht, wie fremde Personen, die manchmal auf unserer Couch Platz nehmen – „Couchsurfer“ – charakterisiert werden können und mit wem wir es da zu tun haben.

Wie immer wünschen wir spannende Lektüre, ganz gleich ob Sie die PIÖ „drinnen“ oder „draussen“ lesen!

Gerald Kral

Wolf-Dietrich Zuzan

Inhaltsverzeichnis

107 Editorial aus Präsidium

108 Themenvorschau

109 Editorial

111 Josef W. Egger

Die Natur – Umwelterleben zwischen Angst und Bedrohung einerseits und Freude und Trost andererseits

Nature – Experiencing the Environment between Anxiety and Threat on One Hand and Joy and Consolation on the Other Hand

116 Thomas Brudermann, Christina Kelz, Silvia Klettner, Kathrin Röderer, Sebastian Seebauer & Magdalena Wicher

Mensch und Umwelt: Umweltpsychologische Forschung in Österreich

Humans and Environment: Environmental Psychology Research in Austria

126 Renate Cervinka, Jennifer Sudkamp, Laura Pirgie & Markus Schwab

Gesundheitsförderung in Naturräumen – Green Care als Handlungsfeld für PsychologInnen

Health Promotion in Natural Areas – Green Care as a Field of Action for Psychologists

134 Dörte Martens

Potenziale urbaner Gemeinschaftsgärten und ein Ausblick für die Umweltpsychologie

Potentials of Urban Community Gardens and Prospects for Environmental Psychology

140 Cornelia Ehmayer

Partizipative Aneignung des öffentlichen Raums am Beispiel des Wiener Donaukanals

Participatory Appropriation of Public Space – A Case Study of the Danube Canal in Vienna

148 Ralf Risser

Eine Philosophie der Verkehrsberuhigung
A Philosophy of Traffic Calming

158 Jeanine Krath

Büroraumdesign – Eine Studie zu Büroraumpräferenzen

Office Design – A Study about Office Design Preferences

168 Rotraut Walden

Ein „Kinderkrankenhaus der Zukunft“ aus architekturpsychologischer Sicht. Der Beitrag kinderfreundlicher Gestaltung zu Einschätzungen von Gesundheit und Wohlbefinden. Eine User-Needs Analysis.

A “Children’s Hospital of the Future” from an Architectural-Psychological Perspective. The Contribution of Child Appropriate Design to the Assessment of Health and Well-being. A User-Needs Analysis.

174 Harald Deinsberger-Deinsweger

Der menschengerechte Lebensraum in gebauten Umwelten – Über die zentrale Aufgabe der modernen Wohnpsychologie

Humane Habitat in Built-Up Environments – About the Main Task of Modern Housing Psychology

182 Herbert Reichl

Wohnpsychologie in der Praxis – Anwendungsfelder auf der Grundlage salutogener Lebenswelten

Housing Psychology in Practice – Areas of Application Based on Salutogenic Living Environments

190 Anja Widemann

Der fremde Gast auf der Couch

The Stranger on the Couch

195 PLAST

197 Wir stellen vor

199 Bücherliste

200 Für Sie gelesen

202 Für Sie berichtet

207 Veranstaltungskalender

213 Mediadaten

214 Hinweise für AutorInnen

Die Natur – Umwelterleben zwischen Angst und Bedrohung einerseits und Freude und Trost andererseits

Nature – Experiencing the Environment between Anxiety and Threat on One Hand and Joy and Consolation on the Other Hand

Josef W. Egger

Themenschwerpunkt Gestaltung der Umwelt

Zusammenfassung

Der Mensch bevorzugt nicht die originäre, wilde Natur als Lebensumwelt. Er kann dies gar nicht, da er für die Befriedigung seiner komplexen Bedürfnisse einen fortdauernden Einfluss auf alles, was ihn umgibt, ausüben muss. Am wohlsten scheint er sich in einer naturnah umgestalteten und von ihm kontrollierbaren Umwelt zu fühlen. In ihr meint er, die archaischen Ängste gezähmt zu haben und aus ihr vermöge er vielfältige Kraft zu schöpfen.

Abstract

We do not prefer the original, wild nature as a living environment. We are not able to do this at all, because we must exert a continual influence on everything that surrounds us for the satisfaction of our complex needs. We seem to feel most comfortable in an environment that's close to nature, but is reshaped and controllable. In such an environment we mean to have tamed the archaic fears, and we are able to draw varied strength from it.

1. Natur und Kultur

Wie bei jeder ernsthaften Diskussion muss man sich zuvor einigen, was man unter den Begriffen verstehen will, mit denen man operiert. So ist es auch für dieses Thema wichtig, den Begriff „Natur“ zu definieren, da er sehr unterschiedlich gebraucht wird.

Für unseren Zweck am einfachsten wäre es, unter „Natur“ die vom Menschen unbeeinflusste Entwicklung der physikalisch-chemischen und biologischen Welt zu verstehen. In der Umgangssprache meinen wir mit „Natur“ meist die natürlich gewachsene Erdoberfläche mit ihrer Fauna und Flora. „Kultur“ dagegen wäre die Gesamtheit

der vom Menschen mit seinen geistigen und materiellen Werkzeugen geschaffene Umgestaltung des menschlichen Lebensraumes. Es ist leicht zu sehen, dass es auf unserem Planeten kaum noch Räume gibt, die nach dieser Definition vollkommen natürlich sind, also gänzlich vom Menschen unberührt geblieben wären. Auch die Meere und die Atmosphäre werden zusehendes vom Menschen verändert, zumeist „verschmutzt“. So geht es heute mehr um das Ausmaß der Einflussnahme des Menschen auf seine irdische Umwelt.

Die Begriffe „Kultur“ und „Zivilisation“ werden in unterschiedlichen Sprachfamilien unterschiedlich verwendet. Für den deutschsprachigen Bereich gilt, dass man sich mit „Kultur“ auf geistige, künstlerische oder religiöse Fakten bezieht, Leistungen, auf die man als Angehöriger einer Nation stolz ist und welche andererseits auch die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fakten einschließen. Das Etikett „kulturell“ zeichnet auch Wert und Charakter bestimmter menschlicher Produkte aus, während „kultiviert“ die höchste Form des Zivilisiertseins benennt. Dabei ist Zivilisation als Prozess oder zumindest als Resultat eines Prozesses zu verstehen. Der Zivilisationsbegriff betont, was allen Menschen gemeinsam ist, während der Kulturbegriff eher die nationalen Unterschiede oder Eigenarten von Gruppen hervorhebt (siehe z. B. Elias, 1976).

2. Der Mensch als Teil der Natur und seine Rückwirkung auf dieselbe

Nun ist aber der Mensch selbst Teil dieser Natur, er ist ein Produkt dieser Natur und wirkt als deren „Ergebnis“ offensichtlich massiv auf dieselbe zurück. Psychologisch interessant ist dabei, dass dort, wo die Natur noch Natur ist – beispielsweise in den (noch weitestgehend) unberührten Teilen eines alten Urwaldes oder in den Tiefen eines Meeres – sie für den Menschen gleichermaßen

bedrohlich wie unwiderstehlich anziehend ist. Die Geschichte des Säugetiers Mensch zeigt, dass sein Aufstieg mit einem beständigen Streben verknüpft ist, sich die Natur anzueignen. Es scheint, als ob der Mensch (der homo sapiens sapiens der Gegenwart) seinem Wesen nach die Natur erobern, verwerten (d. h. nutzbringend ausbeuten) und damit zerstören muss, um dann an den Folgen dieser Zerstörung zu erkennen, welche Bedeutung eine weitgehend naturbelassene Umwelt für sein körperliches, seelisches und soziales Wohlergehen hat. Die Flucht in eine Romantisierung der Natur oder eine spät einsetzende Trauerreaktion über den Verlust sind hier auffällig. Es ist trivial, aber offenkundig ein psychologisches Faktum: Was der Mensch woran gehabt hat, merkt er offenbar erst, wenn er es nicht mehr hat.

Die gegenwärtige, unerhört rasante Bevölkerungsexplosion auf dieser Erde wird die Natur so dramatisch verändern, wie dies sonst nur ganz große Naturkatastrophen in Jahrtausenden und Jahrtausenden vollbracht haben. Angesichts dieser berechenbaren Katastrophe benötigt die Menschheit eine neue Ethik, die nicht den Menschen, sondern das Leben auf dieser Erde in das Zentrum stellt. Dass die westlichen Weltreligionen dabei größte Schwierigkeiten haben, wurde oftmals, im großen Stil seit der 1994 abgehaltenen Kairo-Tagung („Wieviel Menschen verträgt die Erde?“) sichtbar.

Wenn ein Mensch ein Stück originäres, d. h. „wildes“ Land in Besitz nimmt, beginnt er es nach seinen Vorstellungen zu verändern. Mit Hilfe seiner technischen Möglichkeiten kann er dieses Stück Natur mit Beharrlichkeit und technischer Gewalt in eine sog. „Kulturlandschaft“ umbrechen, er kann Bagger anrücken lassen und ein künstliches Stück Land schaffen und vielleicht Gebäude darauf errichten. Handelt es sich beispielsweise um die Nutzung als Wohnareal, wird er – kaum dass die Wunden an der Erdoberfläche geschlossen sind – sich nun bemühen, Grünflächen, Sträucher oder Bäumchen zu züchten, um so Natur aus zweiter Hand zu schaffen, welche ihm genehm ist. Jetzt erst stellt sich Zufriedenheit ein, er mag sich geborgen fühlen, denn es ist seine von ihm gestaltete Natur, also gezähmte Natur (Marc Augé spricht hier von einer unbändigen Ästhetisierungstendenz des Menschen.). Der Mensch versteht sich nicht als Gast, Pächter oder Verwalter, der die vorgefundenen Natur zu schützen oder zu besorgen trachtet; nein, er muss sie – soweit er es jeweils kann – als „Bewohner“ bezwingen und nach seinem Willen formen, um sich darin wohlfühlen.

3. Stadt und Natur

Eine plakative Gegenüberstellung macht deutlich, dass die Stadt im Vergleich zur ländlichen Wohnumgebung möglichst alles bieten soll: Versorgung an Arbeitsmöglichkeiten, Freizeitmöglichkeiten, Nahrungsversorgung und Wohnraum mit einem zunehmenden Anspruch an positivem Wohngefühl. Viele fordern eine „menschliche Stadt“. Was aber ist eine menschliche Stadt? Dies ist

sehr stark zeitgeistabhängig und muss von jeder Zeit aufs Neue definiert werden (Denken wir beispielsweise an die Schlagworte von der autogerechten Stadt der 60er und 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts oder die menschengerechte Stadt der Gegenwart). Welche Aspekte dabei an Wichtigkeit gewinnen, hängt von den Leitideen einer Gesellschaft ab. Sind es Kinder, ältere Menschen oder Kranke oder ist es die Wirtschaft bzw. die Industrie und der Verkehr oder ist es der Wohnbau, die Gestaltung von Wohnumwelten oder die Freizeitkultur – in jedem Fall entsteht die Verwirklichung aus dem Spiel der mächtigsten Interessen und wird so zur konkretisierten Weltanschauung.

Die Psychologie als akademische Disziplin an unseren Universitäten ist die Wissenschaft vom Erleben und Verhalten des Menschen. Zwar wird die Welt – als persönliche Erfahrung – von jedem Einzelnen von uns individuell erlebt, der größte Teil der Welterfahrung ist aber durch angeborene Wahrnehmungsmöglichkeiten des Menschen bestimmt (a priori-Anschauungsformen nach Kant). Die große Ähnlichkeit zwischen Menschen in der Interpretation, was „wirklich“ ist, liegt maßgeblich zuerst im Jahrtausenden langen evolutionären Prozess der Anpassung unserer Vorfahren an vorgefundene Lebensbedingungen begründet (dies macht uns die evolutionäre Erkenntnistheorie sehr anschaulich klar) und andererseits im aktuellen sozialen Anpassungsprozess (der Sozialisation). Dort aber, wo Menschen die gleichen Bedingungen unterschiedlich erleben oder sich unterschiedlich darauf verhalten, liegt das primäre Arbeitsgebiet der Psychologie. So ist auch die Frage, was dem Menschen adäquat ist oder ihm gut tut, nicht einfach zu beantworten, sondern muss auf mehreren Dimensionen angegangen werden. Eine Ebene wäre die evolutionsbiologische, sie meint die genetische Programmierung des Menschen auf bestimmte Umweltgegebenheiten, so wie die Gattung Mensch dies aus ihrer Geschichte erfahren hat und mit erblichen Anpassungsleistungen (bestimmte Ausrüstung mit Sinnen und Fähigkeiten) beantworten konnte. Eine zweite Ebene wäre die allgemeinpsychologische, welche die Grundbedürfnisse der meisten Menschen umfasst, eine dritte Ebene wäre die individuelle Ebene, d. h. die persönlichkeitspezifischen und situativ-aktuellen Bedürfnisse des bzw. der Einzelnen. Maslow, ein Vertreter der sog. „Humanistischen Psychologie“, hat dazu eine Bedürfnispyramide entwickelt: Zuerst drängen die primären Bedürfnisse, das sind die physiologischen bzw. psychobiologischen Grundbedürfnisse wie Essen, Trinken, Schlafen nach Befriedigung. Dann kommen die Bedürfnisse nach Gruppenzugehörigkeit und sozialer Integration, nach Schutz vor Wetter oder vor Bedrohung durch andere Lebewesen. Erst wenn diese Bedürfnisse halbwegs gesättigt sind, entwickelt sich normalerweise die Motivation zur Entfaltung der eigenen Welt im Sinne von Selbstverwirklichung und individueller Sinngewinnung für das eigene Leben.

Fragt man die Menschen nach ihren Vorlieben an Wohnumwelten, so sieht man, dass sie überwiegend in überschaubaren Einheiten wohnen möchten (Albrecht,

pus einer wohlempfundener Naturlandschaft dar. Bei den meisten Menschen stellt sich in solchen Lebensumwelten ein unbändiges, archaisches euthymes Erleben ein. Hier ist die Natur – primär genetisch bzw. evolutionsbedingt – eine echte Quelle von Trost und Freude für den Menschen.

Erst die Zusammenrottung zu Gruppen und die Nutzbarmachung von Techniken brachten eine dramatische Änderung von der ursprünglichen Notwendigkeit zur Anpassung hin zur aktiven Umgestaltung von Umwelten.

Noch bis ins vorige Jahrhundert lesen wir von den weit verbreiteten Ängsten der Menschen – auch in unseren Breitengraden – vor der Durchquerung von unbewohnten Gebieten. In diesen Berichten ist keine Spur von verträumten Naturerlebnissen, von romantischen Naturvorstellungen oder von der Natur als Quelle des Lebens. Vielmehr lauerten unzählige und vielgestaltige Gefahren inform von wilden Tieren, Räubern, Hilflosigkeit durch Verirren oder Verletzungen oder von anderen tödlichen Bedrohungen (wie wir z. B. bei Elias, 1976, eindrucksvoll nachlesen können).

Naturerleben im heutigen Sinne ist untrennbar verbunden mit der Reduktion dieser Ängste auf ein erträgliches Ausmaß durch unsere Technologien. Die Hingabe an romantische Phantasien ist geknüpft an eine Einstellung oder ein Wissen, dass der Mensch sich mit seinen technischen Möglichkeiten der Natur gegenüber behaupten kann und dass sie ihn nicht „verschlingen wird“. Dies ist eine relativ neue Erfahrung in der Geschichte des Menschen (Albrecht, 1994; Augé, 1994). Extrem-Abenteurer suchen weiterhin jene Angstlust, die sich einstellt, wenn sie sich den Gefahren in den letzten verbleibenden Winkeln unberührter Natur auf dieser Erde aussetzen.

5. Natur als neuer Wert

Auf Dauer scheint es keinen unschuldigen Genuss an der Natur zu geben (alles, was viele gleichzeitig wollen, hat eine ungewollt destruktive Komponente). Es ist heute ein Grad der Zerstörung erreicht, der immer mehr Menschen dazu bringt, die natürlich gewachsenen Umwelten (Natur als nicht-artifizielle Welt) als ein sehr hohes – wenn nicht höchstes Gut – zu schätzen. Eine neue Form von Naturreligion ist denkbar – eine Geisteshaltung, in der nicht der Mensch das Maß aller Dinge ist, sondern in der der Mensch sich wieder der Natur unterordnet – oder besser: sich ihr anpasst – und seine Bedürfnisse am langsamen Puls der Natur orientiert. Eine solche Geisteshaltung, wie sie sich in Ansätzen in den grün-ideologischen Bewegungen unserer politischen Kultur und in nationalen wie internationalen Initiativen zum Naturschutz niederschlägt, wäre in ihrer erdumspannenden Umsetzung tatsächlich für das Überleben der Menschheit und für das Gedeihen des Lebens auf diesem Planeten gleichermaßen sinnvoll. Bis dahin werden wir unsere hauchdünne, lebensnotwendige Erdkruste wohl weiter schin-

den und zu einem gigantischen Müllhaufen umformen, wie dies Albrecht schon 1994 ausgedrückt hat.

Auf der anderen Seite beobachten wir auch extreme Formen einer Vergötterung von Natur. Darin kann man psychologisch eine Sehnsucht des Menschen nach einem höheren als dem menschlichen Wirken und nach Beständigkeit erkennen – allerdings nur in menschlichen Zeiträumen gemeint; in Wirklichkeit ist (auch) die Erdoberfläche, wie wir wissen, in einem andauernden, gewaltigen Umbruch. Nichts wird so bleiben, wie es uns geläufig ist, alles ist in Bewegung (pantha rhei), wengleich diese Veränderungen über viele Jahrtausende und Jahrmillionen – und damit jenseits unserer Erlebniswelt – vonstatten gehen. Aber auch eine Sehnsucht nach vermeintlicher Geborgenheit und nach archaischer Gewissheit über den Lauf des Lebens kann in der Naturanbetung verborgen sein sowie Schuldgefühle gegenüber dieser malträtierten Natur, welche nach Wiedergutmachung und Sühne schreien.

Wenn wir den zuständigen Experten glauben dürfen, war für viele alte Naturvölker die Natur eben Natur sowie die Zeit eben Zeit ist und keine anbetungswürdige Besonderheit an sich, wengleich bestimmte Gegebenheiten aufgrund ihres wahrnehmbaren oder vermuteten Einflusses eine Sonderstellung haben konnten, wie etwa die Sonne, der Regen, bestimmte Pflanzen oder eine Wasserstelle.

Der Mensch bleibt eingespannt in die Dichotomie, wonach die Natur sowohl lebensspendend als auch gleichzeitig lebensbedrohend ist. Unverschuldete und verschuldete Umweltkatastrophen machen dies auch heute immer wieder erlebbar. Die Idee, jede beliebige Umwelt wäre durch die menschliche Technik zugunsten seiner Bedürfnisse zu kontrollieren, ist naiv. Verwüstung, Erdbeben, Sturmfluten oder großflächige Feuer trotzen diesen Allmachtsfantasien des Menschen. Wer könnte das angesichts der letzten Katastrophen leugnen? Hat man in alten Zeiten versucht, die Natur mit abergläubischen Riten (Mythen) zu zähmen, so versuchen wir es heute mit unserer Technik. Damit sind wir im Kleinen und im Einzelnen tatsächlich erfolgreich, lassen uns aber gleichzeitig von der irrealen Vorstellung verleiten, wir hätten die Erde im Griff, d. h. unter unserer willentlichen Kontrolle. Richtig ist, dass der Mensch imstande ist, auf praktisch alle Lebensräume auf der Erdoberfläche einzugreifen, ohne dass er aber dabei seine mittel- und langfristigen Folgen wirklich abschätzen und erst recht verantworten könnte.

6. Natur aus zweiter Hand

Mit der Globalisierung der menschlichen Einflussnahme wächst allerdings auch das Bedürfnis nach dem Erleben von ursprünglicher, unberührter Natur – was sich bei genauerer Betrachtung als ein Bedürfnis nach einer Natur aus zweiter Hand im Sinne von naturnahen Reservaten und überschaubaren Biotopen herausstellt. Dies mag

uns zwar beruhigen, aber die Erfahrung mit den Reservaten für Eingeborenentämme oder Wildtieren lässt uns vermuten, was auch das mittelfristige Schicksal unserer Naturreservate sein könnte. Einzelne Stücke heiler Welten als Minimundus zu bewahren wird schwer möglich sein, wenn die Welt rundherum massive destruktive Veränderungen erfährt (die Erkenntnis, dass die Erde ein funktional geschlossenes System ist, lässt uns erwarten, dass alles, was wir an konkreten Einflussnahmen setzen, auch seine Auswirkungen hat, egal, ob wir sie erkennen können oder nicht; siehe die unverschämte Bevölkerungsexplosion, die globale Luft- und Gewässerverschmutzung etc.).

Es darf die Prognose gewagt werden, dass der Mensch als technisch höchst versiertes Raubtier die Erde weiter umformen wird, dabei aber vermehrt ein Bewusstwerden von unwiederbringlichen, natürlichen Lebensräumen entwickelt und als Gegenreaktion auf diese Erkenntnis vermehrt einzelne wenige Schöpfungen der Natur, die von wissenschaftlichen, geschichtlichen oder volkskundlichen Bedeutung sind, als Naturdenkmäler in Kleinstform zu schützen beabsichtigt. So werden in diesen Reservaten einzelne Naturgebilde, die durch eigenartige Entwicklung, Seltenheit oder als Zeugnis der Vergangenheit bemerkenswert sind und erhalten werden sollen (wie z. B. Felsen, Wasserfälle oder seltene alte Bäume usw.) – wie schon bisher – nun vermehrt unter sog. „Naturschutz“ gestellt werden. Wir werden in Zukunft also vermehrt Freilandmuseen aufsuchen müssen, um historisch gewachsene Naturdenkmäler bestaunen zu können.

Dabei ist der Wert einer biologisch intakten Umwelt nichts Abstraktes, sondern vielmehr etwas konkret Erlebbares: Als Medizinpsychologe ist es für mich beständige Berufserfahrung, dass angesichts von Krisen, Krankheit, Leid und Sterben die Natur als Trost-Quelle von überragender Bedeutung ist – nur vergleichbar mit einer liebenden sozialen Umgebung oder einer ermutigenden Lebensphilosophie. Die meisten kranken Menschen schöpfen Kraft und Zuversicht, Versöhnung und Beruhigung dann, wenn sie – beispielsweise als Kranke in einem Spital – aus dem Fenster schauen können und dort (blühende) Sträucher und Bäume sehen, Vögel zwitschern hören und den Lauf des Wetters mitverfolgen können (vgl. auch Petzold & Hömberg, 2014, in press).

Wir können resümierend festhalten, dass der Mensch nicht die originäre, wilde Natur als Lebensumwelt bevorzugt. Er kann dies gar nicht, da er für die Befriedigung seiner komplexen Bedürfnisse einen fortdauernden Einfluss auf alles, was ihn umgibt, ausüben muss. Am wohlsten scheint er sich in einer naturnah umgestalteten (von ihm kontrollierbaren) Umwelt zu fühlen. In ihr hat er die archaischen Ängste gezähmt und aus ihr vermag er vielfältige Kraft zu schöpfen.

Literatur

- ALBRECHT, J. (1994). Zukunft: Stadt. Hamburg: Die Zeit, Magazin, 12-20.
 AUGÉ, M. (1994). Orte und Nichtorte. Fischer.
 EGGER, J. W. (1994). Naturerleben – zwischen Angst und Geborgenheit. *Psychologie in der Medizin*, 5(4), 37-40.
 ELIAS, N. (1976). Über den Prozess der Zivilisation. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
 PETZOLD, H. G. & HÖMBERG, R. (2014). Naturtherapie – tiergestützte, garten- und landschaftstherapeutische Intervention. *Polyloge. Materialien aus der Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit. Eine Internetzeitschrift für „Integrative Therapie“*, 11/2014.

Autor

Univ.-Prof. Dr. Josef W. Egger

Professur für Biopsychosoziale Medizin in der Lehre, Medizinische Universität Graz, Forschungseinheit für Verhaltensmedizin & Gesundheitspsychologie (Leitung); Teaching Unit Kommunikation/Supervision/Reflexion (Leitung); Ambulanz Medizinische Psychologie/Hahnhof am LKH-Univ.-Klinikum Graz (Leitung); Herausgeber der Fachzeitschrift *Psychologische Medizin*.



Universitätsklinik für Medizinische Psychologie und Psychotherapie
 LKH-Univ.-Klinikum Graz, Villa Hahnhof
 Roseggerweg 50
 A-8036 Graz
 Telefon: +43 (0)316 385-12292
 Fax: +43 (0)316 385-13608
 josef.egger@medunigraz.at
 http://www.bpsmed.net

Mensch und Umwelt: Umweltpsychologische Forschung in Österreich

Humans and Environment: Environmental Psychology Research in Austria

Thomas Bruderermann, Christina Kelz, Silvia Klettner, Kathrin Röderer, Sebastian Seebauer & Magdalena Wicher

Themenschwerpunkt Gestaltung der Umwelt

Zusammenfassung

Menschen stehen in ständiger Wechselwirkung mit ihrer Umwelt. Auf der einen Seite werden sie in ihrem Empfinden und Verhalten von der Umwelt beeinflusst. Auf der anderen Seite nehmen Menschen Einfluss auf ihre Umwelt. In unterschiedlichen Bereichen wie Wohnen und Arbeiten, Mobilität sowie Raum- bzw. Stadtplanung spielen umweltpsychologische Theorien und Methoden eine wesentliche Rolle, um den Lebensraum von Menschen nachhaltig und für alle zufriedenstellend nutzbar zu machen. Der vorliegende Artikel bietet anhand anwendungsbezogener Projektbeispiele einen Über- und Einblick in die Umweltpsychologie in Österreich. Anhand ausgewählter Themen zeigt sich die große Praxisrelevanz der Umweltpsychologie, welcher daher im universitären als auch öffentlichen Bereich eine größere Bedeutung zukommen sollte.

Abstract

Humans are permanently interacting with their environment. On the one hand, human behaviour and perception are influenced by the environment. On the other hand, humans shape their environment with their actions. The application of theories and methods from environmental psychology is crucial for creating sustainable and satisfying living spaces in various fields, like in housing, work environments, mobility or spatial and urban planning. In this article we provide an overview of environmental psychology in Austria by introducing recent and ongoing research projects. Based on the presented topics, we demonstrate the importance of this domain in practice and research, and claim emphasizing the domain's relevance in practice and academia.

1. Einleitung

Die Umweltpsychologie richtet eine psychologische Perspektive auf die Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Umwelt. Die Umwelt wird dabei im psychologischen Sinne als die den Menschen umgebende, äußere physisch-materielle und soziokulturelle Welt betrachtet. Demgemäß umfasst die Umwelt sowohl natürliche Umwelten wie Lebensräume oder Ökosysteme, als auch menschengemachte, beispielsweise urbane oder gebaute Umwelten wie Gebäude, Stadtviertel oder virtuelle Welten. Die Betrachtung der Wechselbeziehungen umfasst wie die Umwelt das menschliche Erleben und Verhalten beeinflusst und wie der Mensch seine Umwelt gestaltet und verändert. Die vielfältigen Wechselwirkungen zwischen Mensch und Umwelt sowie umweltbezogenes Erleben und Verhalten zu beschreiben, Erklärungsmodelle dafür zu entwickeln oder Veränderungsprozesse in Gang zu bringen, sind wichtige umweltpsychologische Anliegen. Dabei ist die Umweltpsychologie stark interdisziplinär. Typische Projekte finden nicht im Labor statt, sondern problem- und anwendungsorientiert im Feld.

An deutschsprachigen Universitäten ist die Umweltpsychologie nur schwach als eigene Disziplin vertreten. Die einzige dezidierte Professur gibt es derzeit an der Universität Magdeburg, ansonsten wird die Umweltpsychologie von einzelnen Lehrstühlen für Sozialpsychologie oder für Arbeits- und Organisationspsychologie mitvertreten. Als einzige deutschsprachige Fachzeitschrift zur Dissemination von einschlägigen Forschungsergebnissen fungiert die Zeitschrift *Umweltpsychologie* (www.umps.de).

Dieser geringen Sichtbarkeit im universitären Bereich stehen aber rege Aktivitäten in anderen Bereichen gegenüber: UmweltpsychologInnen arbeiten meistens an der Schnittstelle zwischen Forschung und Anwendung, interdisziplinär mit Architektur, Stadtplanung, Klimapolitik oder Umwelttechnologieentwicklung und

in engem Austausch mit gesellschaftlichen InteressensträgerInnen wie Verwaltung, Energieunternehmen oder ZivilingenieurInnen. Die behandelten Themen drehen sich dabei um aktuelle Probleme der Gesellschaft, wie Klimawandel, Technologiedurchdringung und die wachsende Bedeutung dichter, urbaner Siedlungsräume.

Bei den im Folgenden dargestellten Beiträgen handelt es sich um aktuelle Forschungsarbeiten und Projektbeispiele im Bereich „Umweltpsychologie in Österreich“. Die anhand der Vielfalt der Themen und Methoden dargestellte Bandbreite von Einsatzbereichen unterstreicht die gesellschaftspolitische Relevanz der Umweltpsychologie.

2. Umweltpsychologische Forschung – Projektbeispiele

Die in diesem Kapitel vorgestellten Projekte veranschaulichen einen Ausschnitt umweltpsychologischer Forschung in Österreich und erstrecken sich über Themengebiete wie Bauen und Architektur, umweltbezogener Technologie bis hin zu aktiver und nachhaltiger Mobilität.

Eingangs werden zwei Projekte aus dem Bereich „Architekturpsychologie“ vorgestellt. Das eine behandelt die Miteinbeziehung späterer NutzerInnen in den Planungsprozess und die damit verbundene Auswirkung auf die nachfolgende Nutzung (Kapitel 2.1.). Der zweite Projektbericht beschreibt zwei Post-Occupancy-Evaluationen an energieeffizienten Bürogebäuden in Graz und Wien (Kapitel 2.2.).

Zwei weitere Forschungsarbeiten thematisieren die Wirkungen und Möglichkeiten umweltbezogener Technologien. Das Projekt TRIBE beschäftigt sich mit öffentlichen Gebäuden und wie durch den Einsatz von „Social Games“ das Energiesparverhalten der NutzerInnen erhöhen kann (Kapitel 2.3.). Das danach präsentierte Projekt PEACOX untersucht die Wirksamkeit verschiedener persuasiver Strategien auf das individuelle Mobilitätsverhalten mit dem Ziel, zur Wahl einer möglichst CO₂-freundlichen Route zu motivieren (Kapitel 2.4.).

Abschließend stellen zwei Projektbeispiele umweltpsychologische Forschungsansätze im Mobilitätsbereich dar. Im Abschnitt zu Location-Based Services wird demonstriert, wie positionsabhängig subjektive Raumbewertungen erfasst und genutzt werden können, um Routinealgorithmen für FußgängerInnen zu verbessern (Kapitel 2.5.). Abschließend werden im letzten Projektbericht Adoption und Diffusion von E-Fahrzeugen in Privathaushalten vorgestellt (Kapitel 2.6.).

2.1. Partizipative Umgestaltung eines Schulhofes (Christina Kelz)

Ausgangspunkt dieses Projektes war der Wunsch des BG/BRG Gleisdorfs, den sehr wenig genutzten Innenhof

der Schule so umzugestalten, dass die SchülerInnen diesen häufiger nutzen und somit mehr Zeit an der frischen Luft und im besten Falle körperlich aktiv verbringen. Um diesem Wunsch bestmöglich nachzukommen, wurde auf zwei wichtige Erkenntnisse der Umwelt- bzw. Architekturpsychologie zurückgegriffen.

Einerseits wurde von Anfang darauf geachtet, möglichst viel Natur in die Neugestaltung zu integrieren. Natürliche Umwelten, wie Bäume, Sträucher und Wiesen werden von Menschen nicht nur als ästhetisch schöner empfunden als gebaute Umwelten (Van den Berg et al., 2007); Natur hat darüber hinaus auch positive Auswirkungen auf die psychische und physische Gesundheit des Menschen (Kelz & Röderer, 2015). Auch kognitive Leistungen sind nach Erholungsaufenthalten in natürlichen, verglichen zu baulichen, Umwelten besser (Berman et al., 2008). Diese Effekte werden damit erklärt, dass sich der Mensch in natürlicher Umgebung besonders gut erholen bzw. „abschalten“ kann (Hartig & Evans, 1993). Die Attention-Restoration Theorie von Kaplan und Kaplan (1995) besagt, dass natürliche Umwelten besonders deshalb erholsam sind, weil sie keine gerichtete Aufmerksamkeit verlangen. Die psychoevolutionäre Theorie von Ulrich (1983) meint, dass jeder Mensch aus der Evolution heraus eine angeborene Affinität zur Natur hat.

Als zweite wichtige Erkenntnis der Umweltpsychologie wurde der Umgestaltung ein partizipativer Planungsprozess vorangestellt, um die tatsächlichen Ansprüche der StakeholderInnengruppen bestmöglich in der Neugestaltung berücksichtigen zu können. Die Beteiligung der späteren NutzerInnen an Planungsprozessen von menschengemachten bzw. gebauten Umwelten erhöht die spätere Akzeptanz dieser Umwelten (Reich, 2004). Wenn sich die Beteiligten in den späteren Umwelten wiedererkennen, identifizieren sie sich stärker damit, nutzen diese häufiger und fühlen sich darin wohler (Eisenkolb & Richter, 2008). Dazu wurde eine Befragung aller SchülerInnen durchgeführt, um herauszufinden, was sich diese in ihrem Schulhof wünschen würden, um diesen stärker zu nutzen. Um keine falschen Erwartungen und spätere Frustrationen zu provozieren, wurde bereits zu Beginn des Projektes kommuniziert, dass eine Berücksichtigung aller Wünsche aufgrund finanzieller Vorgaben nicht möglich sein würde. Die meisten Bedürfnisse, die geäußert wurden, waren mehr Sportmöglichkeiten (Fußball, Volleyball, Tischtennis), mehr Grün (Büsche, mehr Wiese, Bäume) und verschiedenste Sitzmöglichkeiten (Tische, Sitzbänke, Sitzpöster) sowie Rückzugsnischen und Trinkmöglichkeiten. In Abstimmung mit der Direktion, einzelnen Lehrkräften und dem Schulwart wurde ein Entwurf für die Umgestaltung gemacht und mit tatkräftiger Unterstützung, auch der SchülerInnen selbst, in die Tat umgesetzt. Die Bilder zeigen ein Vorherbild, den Entwurf, und den neuen Schulhof in einer Pause und bei der Abhaltung einer Schulstunde.

Abb. 1: Der Schulhof vor der Umgestaltung (allerdings im Winter, wo er besonders trostlos aussah)



Abb. 2: Rendering des Schulhof-Entwurfes

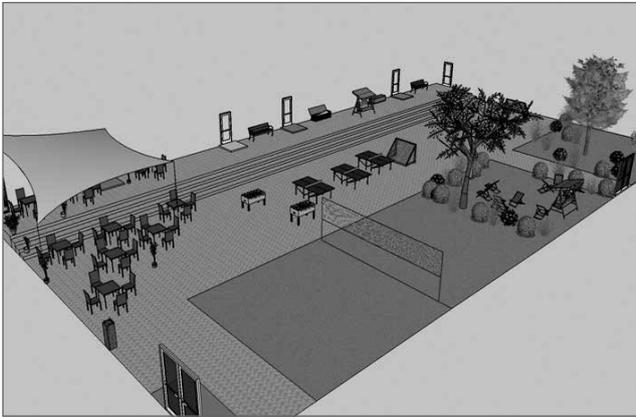


Abb. 3: Nutzung während der „großen Pause“



Abb. 4: Nutzung während einer Schulstunde



Begleitend zur Umgestaltungsprozess wurde eine Evaluation der Akzeptanz des neuen Schulhofes sowie dessen Auswirkungen auf das subjektive Wohlbefinden, die psychische Fitness und die kognitiven Leistungen der SchülerInnen durchgeführt. Dazu wurde ein Prä-Post-Design mit einer quasi-experimentellen Kontrollgruppe (13-15-jährige SchülerInnen aus zwei anderen Schulen, deren Schulhof nicht umgestaltet wurde) durchgeführt. Insgesamt nahmen daran 133 SchülerInnen teil, wovon 72 (49% weiblich) aus der Versuchsschule und 61 (48% weiblich) aus den beiden Kontrollschulen waren.

Es zeigte sich, dass der Schulhof nach seiner Umgestaltung deutlich stärker genutzt wird als davor und dass sich die SchülerInnen dort nun besser erholen können. Die Nutzung wurde einerseits durch Befragungen, aber auch durch Beobachtungen erhoben; die Erholungsqualität des Schulhofes wurde mit einer übersetzten Variante der Perceived Restorativeness Scale (PRS) erhoben, die auf der Attention-Restoration-Theorie beruht. Im Vergleich zu den Kontrollschulen konnte bei den SchülerInnen der Versuchsschule außerdem ein höheres subjektives, allgemeines Wohlbefinden als auch verringerte Blutdruckwerte als Indikator für höhere physische Fitness festgestellt werden. Einzig auf die kognitiven Leistungen konnten keine signifikanten Auswirkungen nachgewiesen werden (Kelz et al., 2015).

2.2. NutzerInnenzufriedenheit in nachhaltig gebauten Bürogebäuden (Magdalena Wicher)

Der Bausektor hält durch Herstellung (Materialentnahme) und Instandhaltung (Energieverbrauch) einen wesentlichen Teil des Energiekonsums (ca. ein Drittel der gesamten Energie) westlicher Gesellschaften und bietet in weiterer Folge auch einiges an Energiesparpotenzial. Ein spezielles Segment im Bereich des Bauens stellt jenes der Passiv- und Niedrigenergiegebäude dar. NutzerInnen, die in Dienstleistungsgebäuden dieser Art ihre Arbeit verrichten, beeinflussen mit ihrem Verhalten den Gebäudebetrieb bzw. die energetische Performance des Gebäudes, genauso wie das Gebäude, mit seinem hohen Technisierungsgrad, die Zufriedenheit und das Verhalten der GebäudenutzerInnen beeinflusst.

Das Projekt Build to Satisfy (BtS)¹⁾ wurde vom Interuniversitären Forschungszentrum für Technik, Arbeit und Kultur (IFZ) in Kooperation mit dem Institut für Technikfolgenabschätzung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften durchgeführt. BtS beschäftigte sich mit der Zufriedenheit und dem Verhalten von Personen, die in Passiv- und Niedrigenergiebauweise errichteten Bürogebäuden arbeiten und damit, wie diese Aspekte mit dem Energieverbrauch der jeweiligen Gebäude zusammenhängen.

Aus psychologischer Sicht interessant sind Effekte der physischen Umgebung auf die Arbeitszufriedenheit und Produktivität (z. B. Veitch et al., 2007), wobei Personen, die mit ihrer Arbeitsumgebung zufriedener sind, generell auch größere Arbeitszufriedenheit zeigen

(Vischer, 2007). Dabei werden physikalische („objektive“) Umgebungsfaktoren wie beispielsweise Beleuchtung, Temperatur, Lärm und Belüftung (auch als Komfortparameter zusammengefasst), Größe des Arbeitsplatzes und Ausmaß an Privatsphäre als Einflüsse auf Zufriedenheit identifiziert.

Die Zufriedenheit ist darüber hinaus jedoch in beträchtlichen Ausmaß von sozialen Faktoren abhängig: wahrgenommene Handlungskontrolle zur Veränderung von Raumparametern (Veitch & Gifford, 1996) und Benutzerfreundlichkeit von Regelungsmöglichkeiten sowie die Zufriedenheit mit dem Facility Management (Leaman & Bordass, 2001) spielen ebenso eine Rolle wie die Einbeziehung der NutzerInnen in den Planungsprozess und die Durchführung von Gebäudeprojekten sowie deren Inbetriebnahme. Durch Partizipation kann die Akzeptanz von Passiv- und Niedrigenergiegebäuden wesentlich verbessert (Suschek-Berger & Ornetzeder, 2010) und somit auch die Zufriedenheit mit den Gebäuden erhöht werden. Das Wissen der Personen über die Technologien und das Ausmaß an Informationen wird ebenso mit der Akzeptanz und Zufriedenheit in Verbindung gebracht (Brown & Cole, 2009).

In der Entwicklung nachhaltiger Gebäude existieren diverse Strategien in unterschiedlichen Phasen, um NutzerInnen in Planungs- und Ausführungsprozesse einbeziehen zu können (Rohracher & Ornetzeder, 2008). Als ein Beispiel für die Anwendung von praktischer Umweltpsychologie kann die im Rahmen des Projektes durchgeführte Post-Occupancy-Evaluation (POE) gesehen werden. Die Idee und Anwendung von POEs entstand Mitte der 1960er Jahre und spielt mittlerweile in der Gebäudeevaluation eine bedeutende Rolle. NutzerInnen werden hier nach dem Bezug des Gebäudes über die Erfahrungen in und mit dem Gebäude befragt. Darüber hinaus werden quantitative und qualitative NutzerInnen-Daten durch Begehungen der Gebäude und evtl. auch physikalische Messungen ergänzt.

Im Projekt BtS wurden einerseits Daten im Rahmen von zwei Fallstudien mittels qualitativen Interviews in zwei exemplarischen Gebäuden (E-Office der Energie Steiermark in Graz und ENERGYbase in Wien) gewonnen. Durch die Ergebnisse konnte Einblick in die Verhaltensweisen von diversen NutzerInnen und deren Auswirkung auf den Gebäudebetrieb sowie Prozesse in Planung und Durchführung der Bauvorhaben gewonnen werden. Andererseits wurden in einer standardisierten Online-Befragung in den beiden Projektgebäuden und mehreren Niedrig- bzw. Plusenergiegebäuden in ganz Österreich unterschiedlichste Aspekte abgefragt, die den Arbeitsplatz, die Arbeitsumgebung und die Arbeit selbst betreffen.

Es zeigte sich, dass die Zufriedenheit der NutzerInnen in nachhaltigen Bürogebäuden und in Folge deren Verhalten innerhalb der Gebäude ein Zusammenspiel unterschiedlichster (sozialer und umgebungsbezogener) Faktoren ist. Als wesentlich wurde dabei identifiziert, dass NutzerInnen zufriedener sind, wenn diese in den Planungs- und Entwicklungsprozess eingebunden sind,

sie das Gefühl haben, ein gewisses Maß an Beeinflussung (Regelung) ihrer Umgebung zu haben und wenn ausreichend Informationen über die Technologien zur Verfügung stehen.

Abb. 5: Projektpartnergebäude ENERGYbase Wien



Abb. 6: Projektpartnergebäude E-Office Energie Steiermark Graz



Abb. 7: Offene Bürogestaltung in Passiv- und Niedrigenergie-Bürogebäuden



Von Seiten der Umweltpsychologie besteht in vielerlei Hinsicht die Möglichkeit, Ergebnisse dieser Art bereits von Beginn an bzw. im Zuge der Durchführung von Projekten einfließen zu lassen sowie begleitend tätig zu sein und im Prozess diverse Bedürfnisse unterschiedlicher Interessensgruppen (PlanerInnen, ArchitektInnen, Facility Management, AuftraggeberInnen, NutzerInnen) zu berücksichtigen.

2.3. Energieeffizienz in öffentlichen Gebäuden (Thomas Brudermann)

Mit Energieeffizienz in öffentlichen Gebäuden beschäftigt sich ein im März 2015 gestartetes und von der Europäischen Kommission im Rahmen des Förderprogramms Horizon 2020 für drei Jahre finanziertes internationales Forschungsprojekt. Ein Konsortium bestehend aus Forschungseinrichtungen und Unternehmen aus mehreren europäischen Ländern (Spanien, Frankreich, Schweden, Türkei und Österreich) verfolgt das Ziel, Energieeinsparungen von etwa 20 % in öffentlichen Gebäuden zu erzielen. Dabei kommt neben planungstechnischen und infrastrukturellen Maßnahmen auch dem Verhalten der NutzerInnen dieser Gebäude wesentliche Aufmerksamkeit zu. Letzterem widmet sich eine Gruppe von WissenschaftlerInnen der Universität Graz.

In der Europäischen Union sind etwa 12 % des Gebäudebestands in öffentlichem Besitz. Nicht enthalten in dieser Zahl sind öffentlich finanzierte soziale Wohnprojekte, welche in manchen Mitgliedsstaaten bis zu 30 % der Wohnfläche ausmachen. Aus diesem Grund ist der öffentliche Sektor ein wichtiger Player und auch potentieller Vorreiter für die Umsetzung von Energieeffizienzmaßnahmen. Allerdings haben NutzerInnen dieser Gebäude in der Regel nur geringe bzw. gar keine finanziellen Anreize, Energie zu sparen. Hier setzt das Projekt TRIBE (Training Behaviours towards Energy efficiency: Play it!) an.

Ziel des Projekts TRIBE ist die Entwicklung eines Spiels in Form eines „Social Game“ für Smartphones und mobile Geräte. Das Verhalten von NutzerInnen öffentlicher Gebäude soll in Richtung erhöhter Energieeffizienz verändert werden, indem diese sich an einem interaktiven Computerspiel beteiligen. In einem ersten Schritt werden dabei fünf Pilotgebäude modelliert (u. a. zwei Bürogebäude, ein Schulgebäude und ein sozialer Wohnbau in Spanien sowie ein Universitätsgebäude in der Türkei), und die NutzerInnen dieser Pilotgebäude lernen spielerisch, wie Energie effizienter genutzt werden kann. In weiteren Schritten sind eine Evaluierung der Wirksamkeit des spielerischen Lernens sowie eine Ausweitung auf NutzerInnen in ganz Europa vorgesehen.

Die umweltpsychologischen Aufgaben in diesem Gesamtvorhaben liegen vor allem darin, verschiedene NutzerInnengruppen zu identifizieren, deren energierelevanten Verhalten zu analysieren und maßgeschneiderte Maßnahmen zur Verhaltensänderung zu entwerfen. Dies erfolgt sowohl theoriegestützt unter Miteinbeziehung

von Erkenntnissen aus verschiedenen Entscheidungstheorien und Modellen – genannt seien hier Entscheidungsheuristiken nach Gigerenzer & Gaissmaier (2011), Nudges nach Thaler & Sunstein (2008) sowie das Motivation-Opportunity-Abilities-Modell von Ölander & Thøgersen (1995) – als auch auf Basis empirischer Erhebungen in den Pilotgebäuden.

Die gewonnenen Erkenntnisse zum Verhalten von Gebäude-NutzerInnen sowie zu möglichen Treibern für Verhaltensänderungen fließen in die Spieleentwicklung mit ein. Im Spiel selbst steuern die SpielerInnen einen oder mehrere Avatare und schlüpfen dabei in verschiedene Rollen – von GelegenheitsbesucherInnen bis zu HausmeisterInnen. Der Spielmodus erlaubt dabei sowohl Kooperation als auch Wettbewerb mit anderen SpielerInnen. Interessant aus wissenschaftlicher Sicht ist dabei zum einen, wie die im Spiel implementierten Maßnahmen (zum Beispiel Feedback zum eigenen Energieverbrauch und dem Verbrauch anderer) auf das Verhalten im Spiel wirken. Zum anderen drängt sich natürlich die Frage auf, wie positive Verhaltensveränderungen im Spiel bestmöglich auf die reale Welt übertragen werden können und welche Mechanismen hierfür notwendig sind. Erste Ergebnisse des Projekts werden im Jahr 2016 erwartet.



Abb. 8: Die sich in Entwicklung befindliche „TRIBE-App“

2.4. Einsatz persuasiver Technologie zur Verhaltensänderung (Kathrin Röderer)

Die Umsetzung persuasiver Strategien (siehe dazu Cialdini, 2004) mittels Technologie ist ein relativ neues Forschungsfeld, das in verschiedenen Anwendungsbereichen untersucht wird. Durch den Einsatz persuasiver Technologie wird versucht, Einstellungen und Verhalten von NutzerInnen zwanglos zu beeinflussen beziehungsweise zu ändern (Fogg, 2002). Dabei arbeiten verschiedene Disziplinen zusammen, vor allem Bereiche der Psychologie, der Rhetorik und der Human-Computer-Interaction.

Es gibt zahlreiche Anwendungsbeispiele persuasiver Technologien in unterschiedlichen Disziplinen, wie Gesundheit, Bildung und Umweltbewusstsein. In allen diesen Bereichen sollen NutzerInnen persuasiver Technologien zur Übernahme bestimmter Einstellungen oder Verhaltensweisen gebracht werden. Im Gesundheitsbereich sollen beispielsweise Smartphone-Applikationen zur Gewichtsabnahme (Lehto & Oinas-Kukkonen, 2015)

oder zu mehr Bewegung motivieren (Berkovsky et al., 2010). Im Umweltbereich sollen Personen motiviert werden, sich umweltschonend zu verhalten und Umweltbelastungen zu reduzieren (Froehlich et al., 2010).

Im Bereich der Mobilität geht es darum, individuelle Verhaltensweisen in Richtung eines CO₂-sparenden Verhaltens zu ändern, da individuelle Mobilität eine der Hauptursachen von CO₂-Ausstoß darstellt. Einschlägige Klimastrategien erwarten darüber hinaus, dass das private Verkehrsaufkommen in Zukunft noch weiter steigen wird. Zu diesem Zweck wurde im Rahmen des EU-Projektes PEACOX (Persuasive Advisor for CO₂-reducing cross-modal trip planning)²⁾, geleitet vom Austrian Institute of Technology, ein multimodaler Routenplaner für Smartphones entwickelt, der durch den Einsatz persuasiver Strategien zu umweltfreundlicherem Verkehrsverhalten anregen soll. Wird am Smartphone eine bestimmte Route gesucht, so werden den NutzerInnen personalisierte Routenergebnisse auf Basis ihrer aktuellen Situation und ihres individuellen Mobilitätsverhaltens angezeigt. Die Routenoptionen samt CO₂-Verbrauchsangaben werden entsprechend verschiedener persuasiver Strategien am Bildschirm so dargestellt, dass die NutzerInnen dazu motiviert werden, eine umweltfreundliche Route zu wählen. Dabei wurden die fünf persuasiven Strategien Reduction, Tailoring, Tunneling, Cause-and-Effect Simulation und Suggestion eingesetzt (siehe Tabelle 1), auf denen sowohl das Interface-Design als auch die dahinterliegende Systemarchitektur des Routenplaners aufbaut (Bothos et al., 2014; Prost et al., 2013). Die langfristigen Einsparungsfortschritte werden visuell angezeigt und lassen sich über Social Media teilen.

Tab. 1: In PEACOX eingesetzte persuasive Strategien (Bothos et al., 2014)

Persuasive Strategie	Umsetzung im Projekt PEACOX
Reduction	Komplexe Routenoptionen werden vereinfacht dargestellt. Nur wenige, dafür relevante Alternativen werden angegeben.
Tailoring	Persönlich relevante Routenvorschläge werden entsprechend der Präferenzen der NutzerInnen und des CO ₂ -Verbrauchs erstellt.
Tunneling	Die Routensuche enthält einen Bias in Richtung umweltfreundlicher Alternativen.
Cause-and-Effect Simulation	Der erwartete Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung wird den NutzerInnen verdeutlicht, indem der CO ₂ -Verbrauch für jede Routenalternative angegeben wird.
Suggestion	Die Routenergebnisse werden nach Verkehrsmitteln aufgeteilt dargestellt, umweltfreundliche Routen werden an erster Stelle präsentiert.

Im Rahmen eines achtwöchigen Feldtests in Wien wurde der Einfluss der eingesetzten persuasiven Strategien auf das Verhalten der TestnutzerInnen evaluiert. Dazu wurden die 24 TestnutzerInnen zu Beginn des Testzeitraumes sowie nach vier und acht Wochen befragt.

Die Studienergebnisse zeigen, dass die Nutzung des Routenplaners eine verstärkte Nutzung umweltfreundlicher Verkehrsmittel zur Folge hatte. Einige NutzerInnen bevorzugten den Bus gegenüber der Straßenbahn, da der hiermit verbundene CO₂-Verbrauch geringer war. Andere änderten ihre Route mit dem Auto zugunsten einer umweltfreundlicheren Strecke. Außerdem ließ sich ein erhöhtes Bewusstsein des persönlichen Impacts sowie ein Überdenken der eigenen Gewohnheiten in Bezug auf Mobilität feststellen.

Ein weiteres Ergebnis ist, dass die Personalisierungskomponente große Bedeutung hat. Persuasive Technologien sind oft überwiegend Feedbacksysteme, doch diese Ansätze sind meist nicht sehr effektiv. Eine Erweiterung um personalisierte Komponenten, angepasst an die jeweiligen NutzerInnen und deren Verhaltensweisen und Präferenzen, könnte hier die Wirkung persuasiver Technologien noch deutlich steigern.

2.5. Location-based Services auf Basis subjektiver Raumbewertungen von FußgängerInnen (Silvia Klettner)

Gestaltung und Qualität der Umwelt beeinflussen wesentlich das individuelle Erleben und Verhalten. Ausgehend vom Stimulus-Organism-Response-Paradigma aus den 1970er Jahren (Mehrabian & Russell, 1974), das postuliert, dass Reize affektiv verarbeitet werden und es als Folge auf Verhaltensebene zu Annäherungs- oder Vermeidungsreaktionen kommt, zeugen heutige ganzheitliche Modelle der Umweltpsychologie von ähnlichen Aspekten: ausgehend von individuellen Charakteristika werden externe Reize internal verarbeitet (affektiv, kognitiv und/oder physiologisch), was in weiterer Folge zu beobachtbaren Verhaltensreaktionen führen kann. Konkret bedeutet dies, dass neben dem Einfluss auf Wohlbefinden, Kognition und Physiologie, die Qualität und Gestaltung der Umwelt ebenso auf menschliches Verhalten wirken. Reizbezogene positive Verhaltensweisen beziehen sich dabei etwa auf das Erforschen der Situation bzw. des Reizes, das Hinbewegen, die Kommunikation, dem Bedürfnis sich in der jeweiligen Umgebung aufzuhalten, oder das Bedürfnis wiederzukehren; wohingegen Vermeidungsreaktionen jene Verhaltensweisen einschließen, welche Desinteresse, einen Mangel an Interaktion, oder einem Bedürfnis den Ort zu verlassen bzw. nicht wiederzukehren beinhalten.

Der Einfluss der Umweltgestaltung auf das Verhalten zeigt sich in vielfacher Weise, beispielsweise in der Veränderung der Art und Intensität von sozialen Interaktionen (Sullivan et al., 2004), in der wahrgenommenen Walkability (Leslie et al., 2005) sowie anhand von Entscheidungssituationen, wie etwa in der Routenwahl von FußgängerInnen (Zacharias, 2001; Borst et al., 2008). Letztere Studien verdeutlichen, dass die Wahl von Routen nicht rein von Distanz- und zeitoptimierten Parametern abhängt, sondern von subjektiven Bewertungen der physischen Umgebung beeinflusst wird. Derartige sub-

jektive Raumbewertungen, finden allerdings noch unzureichend Berücksichtigung in Navigationsservices für FußgängerInnen.

Gleichzeitig ermöglichen die heutige Verfügbarkeit und allgegenwärtige Nutzbarkeit von mobilen Endgeräten (wie etwa Smartphones und Tablets), eine effiziente Erfassung subjektiver Raumdaten (Klettner et al., 2013). Im Gegensatz zu herkömmlichen Datenerfassungsmethoden, wie etwa (Online-)Fragebögen oder Interviews, ermöglichen mobile Applikationen die Erfassung von subjektiven Raumbewertungen in hoher Granularität (wie etwa über GPS als Koordinaten), positionsabhängig, zeitunabhängig und in naturalistischen Settings. Dadurch können Daten beispielsweise von einer Vielzahl von NutzerInnen und über einen langen Zeitraum gesammelt werden.

Derartige Methoden und Daten verfügen über das Potential, Aufschluss darüber zu geben wie urbane Räume sowie deren Subräume und Eigenschaften, in Abhängigkeit von Aktivitäten, Tages- oder Jahreszeit zu Änderungen im Erleben bzw. geänderten Bewertungen führen. Dieses Wissen kann wiederum dazu beitragen, gezielt Revitalisierungen der Umwelt und notwendige Umgestaltungen umzusetzen. Andererseits können die Ergebnisse genutzt werden, um Routing-Algorithmen und Location-based Services an individuelle Bedürfnisse und Präferenzen ihrer NutzerInnen anzupassen und damit derartige Dienste für FußgängerInnen zu verbessern. Huang et al. (2014) zeigten etwa im Forschungsprojekt Emomap³, dass Routen anhand von subjektiven Raumbewertungen besser dem natürlichen Mobilitätsverhalten entsprechen und im Vergleich zu herkömmlichen zeit- oder distanzoptimierten Routing bevorzugt werden.

2.6. Nutzung und Diffusion von E-Fahrrädern (Sebastian Seebauer)

Während persuasive Technologien versuchen, die zugrundeliegenden Verhaltensweisen zu verändern, lassen Effizienztechnologien etablierte Gewohnheiten unverändert und ermöglichen es stattdessen, diese energiesparend auszuüben. Die Effizienztechnologie „Elektromobilität“ kann mit fossilen Treibstoffen betriebene Fahrzeuge durch eine CO₂-arme Antriebstechnologie ersetzen. Insbesondere auf kurzen Wegen im städtischen Raum versprechen Elektrofahrzeuge gleichwertige, autonome Alltagsmobilität wie mit dem gewohnten Auto (Steininger, 2015). E-Fahrzeuge setzen sich aber bisher nur zögerlich am Fahrzeugmarkt durch – wegen hoher Anschaffungskosten und geringer Batteriereichweite, aber auch weil über potentielle Nutzungsgruppen und ihre Motivationen wenig bekannt ist.

In den Jahren 2009 bis 2011 haben mehrere österreichische Städte und Bundesländer eine Förderung für den Kauf eines E-Fahrzeugs an Privathaushalte vergeben. Über den Adressenpool dieser Förderanträge konnte das Forschungsprojekt STEP⁴ gezielt Early Adopters von E-Fahrzeugen erreichen. Eine postalische Befragung unter

BezieherInnen solcher Förderungen erreichte eine Rücklaufquote von 28,6%. Der überwiegende Teil sowohl der vergebenen Förderungen als auch der rückgesandten Fragebögen entfiel auf E-Fahrräder. Die folgenden Ergebnisse beziehen sich daher auf eine Netto-Stichprobe von n = 1398 E-Fahrrad-NutzerInnen.

Besonders beliebt sind demnach E-Fahrräder bei Personen über 60 Jahren. Im Vergleich zur Allgemeinbevölkerung weisen BesitzerInnen eines E-Fahrrads höhere Technikaffinität und stärkere umweltbezogene Werthaltungen auf. Sie nutzen das E-Fahrrad vor allem in der Freizeit (39% aller Freizeitwege), aber auch auf Arbeits- und Einkaufswegen (je 25%). Die Wirkungen auf verkehrsbezogene CO₂-Emissionen sind aber gering: NutzerInnen wechselten meist von anderen umweltfreundlichen Verkehrsmitteln (öffentlicher Verkehr, konventionelles Fahrrad) auf das E-Bike, reduzierten aber nicht ihre Autonutzung. Trotz der Anschaffung des E-Fahrrades blieb der Bestand an fossil betriebenen Autos und Motorrädern in den meisten Haushalten unverändert.

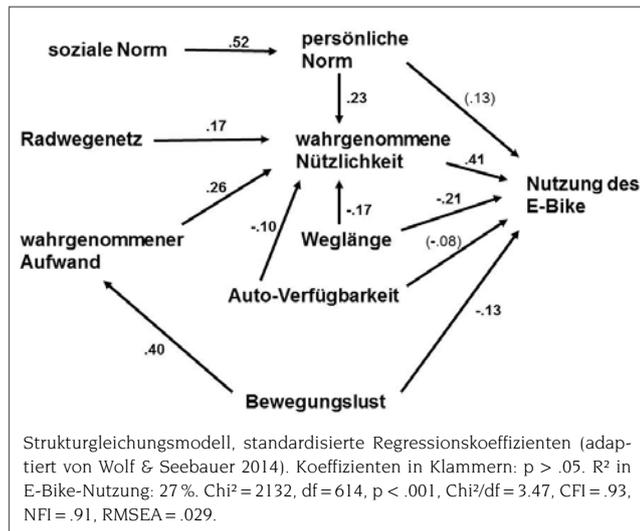
Aufbauend auf dem Technologieakzeptanz-Modell von Venkatesh et al. (2003) und psychologischen Erklärungsmodellen für Verkehrsverhalten (Hunecke et al., 2007) wurden die Nutzungsmotive für E-Fahrräder mittels Strukturgleichungsmodellen untersucht. Vorrangiges Motiv ist die wahrgenommene Nützlichkeit, die ihrerseits von einer einfachen Handhabbarkeit, einer fahrradfreundlichen Infrastruktur und persönlichen Normen hinsichtlich Umweltschutz und physischer Aktivität abhängt. Während die Nutzung auf Arbeits- und Einkaufswegen stärker von persönlichen und sozialen Normen beeinflusst wird, steht auf Freizeitwegen die Einstellung zu physischer Aktivität und Gesundheit im Vordergrund. Unter den Nutzungsmotiven älterer Personen spielen die wahrgenommene Nützlichkeit und die Verkehrsinfrastruktur eine bedeutendere Rolle (Wolf & Seebauer, 2014).

Die befragten Early Adopters betreiben aktiv interpersonale Diffusion, um die Verbreitung dieser technologischen Innovation in ihrem sozialen Umfeld voranzutreiben (Rogers, 2003). Sie regen Probierverhalten in ihrem Freundes- und Bekanntenkreis an und geben Tipps zu Produkteigenschaften und Kaufangeboten. Der Status der Early Adopters als MeinungsführerInnen und Vorbilder, ihre Zufriedenheit mit dem E-Fahrrad und wahrgenommene soziale Normen beeinflussen das Ausmaß ihrer Diffusionsbemühungen. Längsschnittanalysen zeigen einen laufenden sozialen Diskurs über die Alltagstauglichkeit von E-Fahrrädern, in dem die Early Adopters ihr Engagement und ihre Argumente an die vorherrschenden Meinungen in ihrem sozialen Umfeld anpassen (Seebauer, 2015).

Energieeffizienten Technologien wird eine zentrale Rolle in der Transformation zu einer ressourcen- und klimaschonenden Gesellschaft zugeschrieben. Die Umweltpsychologie kann die rasche Marktdurchdringung solcher Technologien unterstützen, indem sie Zielgruppen und deren Nutzungsmuster beschreibt. Für das Mar-

keting von E-Fahrrädern ist zu empfehlen, vorrangig die hier identifizierten Nutzungsmotive anzusprechen; bestehende Early Adopters sollten in ihren Bemühungen unterstützt werden, die E-Fahrrad-Technologie durch Mundpropaganda und Weiterempfehlung unter ihren Peers zu verbreiten.

Abb. 9: Einflussfaktoren auf die Nutzung von Elektrofahrrädern auf Arbeitswegen.



3. Ausblick

Die hier vorgestellten Projekte und Forschungsschwerpunkte verdeutlichen, obwohl sie nur einen Ausschnitt der in Österreich unternommenen Aktivitäten darstellen, die enorme Vielfalt umweltpsychologischer Forschung und illustrieren die mannigfaltigen Schnittstellen zu verschiedenen Bereichen in Gesellschaft und Wissenschaft. Gut sichtbar wird der Fokus der Umweltpsychologie auf aktuelle gesellschaftliche Problemstellungen: Klimawandel, sorgsamer Umgang mit Energie und Energieeffizienz, Technologiedurchdringung und neue Medien, und die wachsende Bedeutung dichter, urbaner Siedlungsräume. Auch positive Entwicklungen, wie das zunehmende Bekenntnis von EntscheidungsträgerInnen zu mehr sozialer Nachhaltigkeit und ökologischer Optimierung gebauter Umwelten, können mit Methoden der Umweltpsychologie unterstützt werden.

Insgesamt gewinnt umweltpsychologische Forschung an Relevanz, und international wird dieser Entwicklung mit der Einrichtung einschlägiger Forschungsgruppen und Studienprogramme Rechnung getragen. Umweltpolitik, Stadtplanung oder Technologieentwicklung sind nach wie vor oft stark von planungstechnischen und technologischen Erwägungen getrieben; allerdings ist auch hier bereits vielerorts ein Umdenken zu erkennen und der Faktor Mensch wird vermehrt in diese Bereiche mit einbezogen. Die Umweltpsychologie kann in dieser Hinsicht wesentliche Beiträge liefern, indem sie zum Beispiel aufzeigt, wie technische Produkte oder Infrastrukturen von den NutzerInnen aufgenommen, oft

aber auch verändert und anders als erwartet oder geplant eingesetzt werden. Die Umweltpsychologie versteht Menschen nicht als passive KonsumentInnen, sondern als aktive MitgestalterInnen ihrer Umwelten. Partizipationsprozesse können diese Gestaltungskraft nutzen, um bessere Produkte, Services und gesellschaftliche Entscheidungen zu erreichen.

Trotz hohen Interesses aus Nachbardisziplinen und seitens öffentlicher EntscheidungsträgerInnen fehlt es der Umweltpsychologie in Österreich zur Zeit an einer institutionellen Verankerung im universitären Bereich und entsprechende Bestrebungen sind von Seiten der Universitäten – zumindest im Moment – nicht zu erkennen. Hier setzt der gemeinnützige Verein „Netzwerk Psychologie und Umwelt“⁵⁾ an. Der Verein bietet eine Anlaufstelle für Interessierte, Studierende und PraktikerInnen aus allen Disziplinen. Der Aufbau und die Pflege eines Netzwerks interessierter Personen bildet die Basis der Vereinsarbeit. Darüber hinaus soll umweltpsychologisches Wissen praktisch zur Anwendung gebracht werden, zum Beispiel in Form von Projektarbeit und umweltpsychologischer Beratung. Bei regelmäßigen Treffen an den beiden Vereinsstandorten Wien und Graz gibt es die Möglichkeiten zu inhaltlichem Austausch, Diskussion und Reflexion. In verschiedenen Arbeitsgruppen werden Projekte durchgeführt und Veranstaltungen wie Kongresse, Vorträge und Workshops organisiert. Dadurch wird die Umweltpsychologie einer breiten Öffentlichkeit vorgestellt und die vielfältigen umweltpsychologischen Positionen zu einem anregenden Diskurs zusammengeführt.

Literatur

- BERMAN, M. G., JONIDES, J. & KAPLAN, S. (2008). The cognitive benefits of interacting with nature. *Psychological Science*, 19, 1207-1212.
- BERKOVSKY, S., COOMBE, M., FREYNE, J., BHANDARI, D. & BAGHAEL, N. (2010). Physical activity motivating games: virtual rewards for real activity. *Proceedings of CHI 2010*, 243-252.
- BORST, H. C., MIEDEMA, H. M. E., DE VRIES, S. I., GRAHAM, J. M. A. & VAN DONGEN, J. E. F. (2008). Relationships between street characteristics and perceived attractiveness for walking reported by elderly people. *Journal of Environmental Psychology*, 28, 353-361.
- BOTHOS, E., PROST, S., SCHRAMMEL, J., RÖDERER, K. & MENTZAS, G. (2014). Watch your Emissions: Persuasive Strategies and Choice Architecture for Sustainable Decisions in Urban Mobility. *Psychology Journal*, 12, 107-126.
- BROWN, Z. & COLE, R. J. (2009). Influence of occupants' knowledge on comfort expectations and behaviour. *Building Research & Information*, 37, 227-245.
- CIALDINI, R. B. (2004). The Science of Persuasion. *Scientific American*, 14, 70-77.
- EISENKOLB, L. & RICHTER, P. G. (2008). Nutzungsorientierte Planung und Gestaltung gebauter Umwelten. In P. G. RICHTER (Hrsg.), *Architekturpsychologie* (S. 359-388). Lengerich: Pabst Science Publisher.
- FOGG, B. J. (2002). *Persuasive Technology: Using Computers to Change what We Think and Do*. *Ubiquity*, 5, 89-120.
- FROELICH, J., FINDLATER, L. & LANDAY, J. (2010). The Design of Eco-Feedback Technology. In *Proceedings of the SIGCHI Conference on Human Factors in Computing Systems*, 1999-2008.
- GIGERENZER, G. & GAISSMAIER, W. (2011). Heuristic decision making. *Annual Review of Psychology*, 62, 451-482.

- HARTIG, T. & EVANS, G. W. (1993). Psychological foundations of nature experience. In T. GÄRLING & R. G. GOLLEDGE (Hrsg.), *Behavior and environment: Psychological and geographical approaches* (S. 427-457). Amsterdam: North-Holland.
- HUANG, H., KLETTNER, S., SCHMIDT, M., LEITINGER, S., WAGNER, A. & STEINMANN, R. (2014). AffectRoute – considering people's affective responses to environments for enhancing route-planning services. *International Journal of Geographical Information Science*, 28, 37-41.
- HUNECKE, M., BLÖBAUM, A., MATTHIES, E. & HÖGER, R. (2001). Responsibility and environment. Ecological norm orientation and external factors in the domain of travel mode choice behaviour. *Environment and Behavior*, 33, 845-867.
- KAPLAN, R. (1995). The restorative benefits of nature: Toward an integrative framework. *Journal of Environmental Psychology*, 15, 241-248.
- KELZ, C., EVANS, G. W. & RÖDERER, K. (2015). The restorative effects of redesigning the schoolyard: A multi-methodological, quasi-experimental study in rural austrian middle schools. *Environment & Behavior*, 47, 119-139.
- KELZ, C. & RÖDERER, K. (2014). Adolescents' window views as a measure of exposure to nature – a pilot study in a rural area. *Umweltpsychologie*, 2, 53-66.
- KLETTNER, S., HUANG, H., SCHMIDT, M. & GARTNER, G. (2013). Crowdsourcing affective responses to space. *Kartographische Nachrichten*, 63, 66-73.
- LEAMAN, A. & BORDASS, B. (2001). Assessing building performance in use 4: the Probe occupant surveys and their implications. *Building Research & Information*, 29, 129-143.
- LEHTO, T. & OINAS-KUKKONEN, H. (2015). Explaining and predicting perceived effectiveness and use continuance intention of a behaviour change support system for weight loss. *Behaviour & Information Technology*, 34, 176-189.
- LESLIE, E., SAELENS, B., FRANK, L., OWEN, N., BAUMAN, A., COFFEE, N. & HUGO, G. (2005). Residents' perceptions of walkability attributes in objectively different neighbourhoods: a pilot study. *Health & Place*, 11, 227-236.
- MEHRABIAN, A. & RUSSELL, J. A. (1974). *An approach to environmental psychology*. MIT Press.
- ÖLANDER, F. & THØGERSEN, J. (1995). Understanding of consumer behaviour as a prerequisite for environmental protection. *Journal of Consumer Policy*, 18, 345-385.
- PROST, S., SCHRAMEL, J., RÖDERER, K. & TSCHELIGI, M. (2013). Contextualise! Personalise! Persuade! A Mobile HCI Framework for Behaviour Change Support Systems. *Proceedings of the 15th international conference on Human-computer interaction with mobile devices and services*, 510-515.
- REICH, D. (2004). Akzeptanz und Mitwirkung. Durch Beteiligung zum Wohlfühlbüro. *BüroSpezial*, 6, 22.
- ROGERS, E. (2003). *Diffusion of innovations*. New York: The Free Press.
- ROHRACHER, H. & ORNETZEDER, M. (2008). Wohnen im ökologischen Haus der Zukunft. Eine Bestandsaufnahme sozio-ökonomischer Projekte im Rahmen der Programmlinie „Haus der Zukunft“, *Berichte aus Energie- und Umweltforschung*. BMVIT, Wien.
- SEEBAUER, S. (submitted, 2015). Why early adopters engage in interpersonal diffusion of technological innovations: An empirical study on electric bicycles and electric scooters. *Transportation Research A*.
- STEININGER, K. (2015). Szenarien für die Markteinführung von CO₂-armen Antriebstechnologien für Fahrzeuge in Österreich bis 2050. In: *ACRP in essence. Berichte zur Klimafolgenforschung: Wirtschaft*, 41-45. Verfügbar unter: <https://www.klimafonds.gv.at/service/broschueren/acrp-in-essence/>
- SULLIVAN, W. C., KUO, F. E. & DEPOOTER, S. F. (2004). The fruit of urban nature: vital neighbourhood spaces. *Environment and Behavior*, 36, 678-700.
- SUSCHEK-BERGER, J. & ORNETZEDER, M. (2006). Kooperative Sanierung. Modelle zur Einbeziehung von BewohnerInnen bei nachhaltigen Gebäudesanierungen. *Berichte aus Energie und Umweltforschung 54/2006*. Wien: Bundesministerium für Verkehr, Technologie und Innovation (BMVIT).
- THALER, R. H. & SUNSTEIN, C. R. (2008). *Nudge. Improving Decisions About Health, Wealth and Happiness*. New Haven & London: Yale University Press.
- ULRICH, R. S. (1983). Aesthetic and affective response to natural environment. In I. ALTMAN & J. F. WOHLWILL (Hrsg.), *Human Behavior and the environment: Volume 6* (S. 85-125). New York: Plenum Press.
- VAN DEN BERG, A. E., HARTIG, T. & STAATS, H. (2007). Preference for nature in urbanized societies: Stress, restoration, and the pursuit of sustainability. *Journal of Social Issues*, 63, 79-96.
- VEITCH, J. A. & GIFFORD, R. (1996). Choice, perceived control, and performance decrements in the physical environment. *Journal of Environmental Psychology*, 16, 269-276.
- VEITCH, J. A., CHARLES, K. E., FARLEY, K. M. J. & NEWSHAM, G. R. (2007). A model of satisfaction with open-plan office conditions: COPE field findings. *Journal of Environmental Psychology*, 27, 177-189.
- VENKATESH, V., MORRIS, M. G., DAVIS, G. B., & DAVIS, F. D. (2003). User acceptance of information technology: toward a unified view. *MIS Quarterly*, 27, 425-478.
- VISCHER, J. C. (2007). The effects of the physical environment on job performance: towards a theoretical model of workspace stress. *Stress and Health*, 23, 175-184.
- WOLF, A. & SEEBAUER, S. (2014). Technology adoption of electric bicycles: A survey among early adopters. *Transportation Research A*, 69, 196-211.
- ZACHARIAS, J. (2001). Path choice and visual stimuli: signs of human activity and architecture. *Journal of Environmental Psychology*, 21, 341-352.

AutorInnen

Dipl.-Ing. Dr. Thomas Brudermann

Universitätsassistent an der Universität Graz.
In seiner Forschung beschäftigt er sich mit menschlichem Entscheidungsverhalten, Mensch-Umwelt-Interaktionen und regionaler Energiepolitik und stützt sich dabei auf Methoden aus Sozial- und Systemwissenschaften.



Universität Graz, Institut für Systemwissenschaften,
Innovations- und Nachhaltigkeitsforschung
Merangasse 18/1
A-8010 Graz
Telefon: +43 (0)316 380-7336
Thomas.Brudermann@uni-graz.at
www.uni-graz.at/~bruderma/

Mag. Christina Kelz, MSc

Studierte Psychologie in Graz und Human-Environment Relations an der Cornell University.
Als Mitarbeiterin bei Joanneum Research, der Universität Wien und der Medizinischen Universität Graz befasste sie sich mit Forschungsprojekten zu Auswirkungen verschiedenster Umwelten auf Menschen. Seit 2013 arbeitet sie an der Schnittstelle zwischen Forschung und Praxis als Expertin für Partizipation in Stadtplanung, Schul- und Regionalentwicklungsprozessen sowie Bauprojekten als auch als Evaluatorin gebauter Umwelten.



Architekturpsychologie Kelz
Jahngasse 26
A-8200 Gleisdorf
Telefon: +43 (0)660 5757035
christina.kelz@gesund-bauen.at
www.gesund-bauen.at

Mag. Silvia Klettner, BA

Studierte Psychologie in Wien und Oslo sowie Landschafts- und Architekturpsychologie an der BOKU Wien. Als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der TU Wien beschäftigte sie sich mit zielgruppenangepassten Navigationslösungen, der Erfassung von subjektiven Raumdaten und mit der Analyse genderspezifischer Anforderungen an Projekte mit NutzerInnen-generierten Inhalten. Aktuell ist sie am Austrian Institute of Technology im Bereich Mobilitätsverhaltensforschung tätig und schreibt ihre Doktorarbeit in diesem Bereich.



Netzwerk Psychologie und Umwelt e.V.
Haslingergasse 14/16
A-1170 Wien
silvia.klettner@umweltpsychologie.at.

Mag. Magdalena Wicher

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am IFZ und externe Lektorin an der Alpen-Adria Universität Klagenfurt Graz Wien. Sie beschäftigt sich in ihrer Arbeit mit der Erforschung und Diffusion energieeffizienter Techniknutzung, Partizipation, Evaluation und NutzerInnenzufriedenheit in der Technikgestaltung. Darüber hinaus forscht sie zu Gender-Aspekten in Naturwissenschaft- und Technik-Bildung sowie Gender und Technik in Medien.



IFZ – Inter-University Research Centre for Technology,
Work and Culture
Schlögelgasse 2
A-8010 Graz
Telefon: +43 (0)664/88796980
magdalena.wicher@aau.at
www.ifz.aau.at

Dr. Kathrin Röderer

Studierte Psychologie an den Universitäten Trier und Wien und promovierte im Fachbereich Umweltpsychologie zum positiven Einfluss der Natur auf das menschliche Wohlbefinden. Sie war als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Umwelthygiene der MUW und bei CURE tätig. Aktuell beschäftigt sie sich am Austrian Institute of Technology mit den Themen Human-Computer-Interaction und Technology Experience in Bezug auf Nachhaltigkeit und umweltgerechtes Verhalten.



Austrian Institute of Technology
Innovation Systems Department, Technology Experience
Giefinggasse 2
A-1210 Wien
Telefon: +43 (0)50550 4593
Kathrin.roederer@ait.ac.at.

Netzwerk Psychologie und Umwelt
Haslingergasse 14/16
A-1170 Wien
kathrin.roederer@umweltpsychologie.at

Dr. Sebastian Seebauer

Postdoc Wissenschaftler am Wegener Center für Klima und Globalen Wandel. Er forscht zur Erklärung und Veränderung von individuellem Umweltverhalten, mit Fokus auf Alltagsmobilität, Energieverbrauch im Haushalt und privater Anpassung an die Folgen des Klimawandels.



Wegener Center für Klima und Globalen Wandel
Universität Graz
Brandhofgasse 5
A-8010 Graz
Telefon: +43 (0)316 380 8447
sebastian.seebauer@uni-graz.at

¹¹ Das Projekt Built to Satisfy wurde vom Klima- und Energiefonds gefördert und im Rahmen der Programmlinie „Haus der Zukunft plus“ abgewickelt. Weitere Informationen unter: <http://www.hausderzukunft.at/results.html/id6840>.

²¹ Das Projekt PEACOX wurde im Rahmen des EU-FP7 Programms gefördert (FP7 grant agreement n. 63761). Beteiligte Projektpartner sind: AIT – Austrian Institute of Technology, CURE – Center for Usability Research & Engineering, Fluidtime Data Services GmbH, Telematix Software a.s., ETHZ – Swiss Federal Institute of Technology Zürich, Trinity College Dublin, ICCS – National Technical University of Athens, ITS Vienna Region und TOMTOM International BV. Weitere Informationen auf der Website des Projektes: www.project-peacox.eu.

³¹ Das Projekt Emomap wurde im Rahmen des FFG Programms ways2go, 3. Ausschreibung (2010), gefördert. Weitere Informationen unter <http://cartography.tuwien.ac.at/emomap/>.

⁴¹ Das Projekt STEP wurde aus Mitteln des Klima- und Energiefonds gefördert und im Rahmen des Austrian Climate Research Program durchgeführt.

⁵¹ Weitere Informationen zur Arbeit des Vereins unter www.umweltpsychologie.at

Gesundheitsförderung in Naturräumen – Green Care als Handlungsfeld für PsychologInnen

Health Promotion in Natural Areas – Green Care as a Field of Action for Psychologists

Renate Cervinka, Jennifer Sudkamp, Laura Pirgie & Markus Schwab

Themenschwerpunkt Gestaltung der Umwelt

Zusammenfassung

Die positiven Wirkungen von Natur auf Wohlbefinden und Gesundheit sind wissenschaftlich gut belegt. Gesundheitsfördernde Aktivitäten in natürlichen Landschaften und die Gestaltung von Grünräumen aus psychologischer Perspektive bilden den Fokus der vorliegenden Arbeit. Green Care wird als innovative Entwicklung im Bereich der Förderung von Gesundheit und Wohlbefinden in agrarischen Bereich vorgestellt. Theoretische, methodische sowie praktische Handlungsmöglichkeiten der Psychologie im Bereich Green Care werden anhand dreier Projekte beispielhaft vorgestellt. Mit Green Care eröffnen sich neue Handlungsfelder für PsychologInnen. Aus standespolitischer Perspektive plädieren die AutorInnen dafür, sich an den neuen Entwicklungen im Bereich Green Care zu beteiligen. Konkrete Ansatzpunkte für die Anwendung professioneller Kompetenz aus den Subdisziplinen der Psychologie werden angeführt.

Abstract

There is a large body of research on the beneficial effects of nature on health and well-being. This paper is aimed at highlighting activities for health promotion as well as health promoting design in natural areas from a psychological perspective. We describe Green Care as an innovative approach fostering health and well-being in natural areas. Three examples are provided to learn about theoretical, methodological and practical applications of psychology in the domain of Green Care. Green Care provides new fields of action for psychologists. The authors are advocates for an involvement of psychologists in the Green Care movement from a professional point of view. The paper provides examples of application for the expertise of several psychological sub-disciplines.

Urbanisierung, Technisierung und Globalisierung wirken als Stressfaktoren im alltäglichen Leben. Sie führen zu Änderungen im Lebensstil und zur Distanzierung von der Natur. Diese Phänomene führen zu Zivilisations- und Stresskrankheiten, denen es entgegenzuwirken gilt. Im Bereich der Erholungsforschung und Public Health liegen bereits hinreichende wissenschaftliche Nachweise über die förderliche Wirkung der Natur auf Wohlbefinden, Gesundheit und Lebensqualität vor. Wesentliche Erkenntnisse zu Erholungseffekten in der Natur werden im Folgenden dargestellt. Weiters wird Green Care als eine neue Entwicklung im Bereich „Wohlbefinden und Gesundheit“ vorgestellt und im Zusammenhang mit psychologischen Handlungsfeldern diskutiert.

1. Erholung in der Natur – Förderung von Wohlbefinden und Gesundheit

Naturkontakte und -erlebnisse wirken sich positiv auf die physische und psychische Gesundheit und auf das soziale Wohlbefinden aus (Cervinka et al., 2014; Hartig, Mitchell, de Vries & Frumkin, 2014; Health Council of the Netherlands, 2004; Raith & Lude, 2014).

Naturerlebnisse in der Kindheit fördern die kognitive, körperliche und soziale Entwicklung (Raith & Lude, 2014). Sie beugen der Entfremdung von der Natur vor und bekämpfen aktuelle Probleme (Louv, 2008). Ein Aufenthalt in der Natur und Begegnungen mit Tieren bieten besonders für Kinder und Jugendliche Vorteile. Aber auch Erholungssuchende jeden Alters, insbesondere SeniorInnen, profitieren von Aufenthalten und Tätigkeiten in der freien Natur und im Garten (Wang & MacMillan, 2013). Der Abbau von Stress und psychischer Erschöpfung gelingt in der Natur besonders gut, ebenso die Wiederherstellung von körperlichen und geistigen Kräften. Die Natur regt zu Bewegung an, Naturkontakte und -erlebnisse erleichtern soziale Kontakte und sti-

mulieren die persönliche Entwicklung und Sinnfindung (Health Council of the Netherlands, 2004). Studien weisen zudem auf die stimulierende Wirkung der Natur auf das Immunsystem hin. Auch bei bereits bestehenden Erkrankungen kann Natur den Heilungsprozess positiv beeinflussen (Cimprich, 1992, 1993; Cimprich, Ronis & Trask, 2005; Ulrich, 1984; Velarde, Fry & Tveit, 2007).

Das gesundheitsförderliche Potential der Natur ist in Hinblick auf die erholsamförderliche Wirkung von Naturlandschaften am besten erforscht. Erholbare Umwelten bieten BesucherInnen Distanz zum Alltag, werden als faszinierend empfunden, ermöglichen eine Vielzahl an positiven Erfahrungen, werden präferiert und als zu den eigenen Absichten passend erlebt (Bowler, Buyung-Ali, Knight & Pullin, 2010; Hammitt, 2000; Kaplan, 1995, Korpela, Ylen, Tyrvaianen & Silvennoinen, 2008). Befragungen zeigten, dass natürliche Landschaften generell als erholsamer wahrgenommen werden als urbane (Hartig et al., 2014; Hartig, Evans, Jamner, Davis & Gärling, 2003; Nilsson et al., 2010). Gewässer, Berge und Waldlandschaften bieten ein hohes Maß an Faszination und steigern das Erholungspotential einer Landschaft (Cervinka et al., 2014; Flade, 2010; Laumann, Gärling & Stormark, 2001; Mayer & Bürger-Arndt, 2014; Nielsson et al., 2010; White et al., 2010). Die wahrgenommene Abwesenheit von Gefahren ist ein wichtiger Faktor für die Erholungswirkung (Flade, 2010). Neben den Charakteristiken der Landschaft spielen aber auch persönliche Präferenzen der BesucherInnen eine wichtige Rolle (Korpela et al., 2008). Förderliche persönliche Eigenschaften für die Erholung sind Achtsamkeit und Naturverbundenheit (Capaldi, Dopko & Zelenski, 2014; Cervinka, Röderer & Hefler, 2011; Meier und Franz, 2004).

Die zwei gängigsten psychologischen Theorien zur Erholung in der Natur sind die Stress Reduction Theory, auch häufig als psycho-evolutionäre Theorie der Stressreduktion bezeichnet (Ulrich, 1983) und die Attention Restoration Theory (Kaplan & Kaplan, 1989). Gemeinsam ist den Theorien die Bezugnahme zur Biophilie, der Liebe zur Natur. Wesentlicher Inhalt beider Theorien ist die Erholung von Stress. Den Theorien liegen verschiedene sich ergänzende Ansätze zugrunde. Während bei Ulrich (1983) das ästhetische Erleben und die Regeneration von körperlichem Stress im Vordergrund steht, verfolgen Kaplan und Kaplan (1989) einen kognitiven Ansatz, bei dem vor allem die Erholung geistiger Ressourcen zentral ist. Neuere theoretische Entwicklungen berücksichtigen darüber hinaus Wahrnehmungsmuster und die Verbundenheit mit der Natur (Joye & van den Berg, 2013).

2. Green Care

Green Care ist eine neue Fachrichtung in Wissenschaft und Praxis und bezeichnet naturbasierte Maßnahmen zur Förderung von Gesundheit, Wohlbefinden und Lebensqualität. Green Care umfasst pädagogische, so-

ziale, pflegende und therapeutische Interventionen in und mit der Natur, Tieren und Pflanzen (www.greencare.at). Zu den bekannten Initiativen zählen etwa Wald- und naturpädagogische Angebote, Angebote für sozialvulnerable Personen in der Landwirtschaft, tiergestützte Interventionen, gartentherapeutische Angebote sowie Wildnis- und Abenteuertherapien. Ziel von Green Care Angeboten ist es, das Wohlbefinden, die Gesundheit und Lebensqualität von Personen zu fördern und langfristig zu erhalten. Durch die Erhaltung bestehender Strukturen und Schaffung neuer Beschäftigungsmöglichkeiten im land- und forstwirtschaftlichen Sektor dient Green Care der Entwicklung und Diversifizierung in ländlichen Regionen.

Innerhalb von Green Care existieren bereits geschützte Bereiche und definierte Handlungsfelder. „Green Care, wo Menschen aufblühen“ bezeichnet Maßnahmen im landwirtschaftlichen Bereich. Die Landwirtschaftskammer Wien etablierte und schützte die Wort-Bild-Marke in Österreich. Unterstützt werden insbesondere pädagogische, therapeutische und soziale Angebote von LandwirtInnen auf Green Care-Höfen. Darüber hinaus entsteht mit der neuen Initiative „Green Care WALD“ des Bundesforschungszentrums für Wald ein neues Handlungsfeld für Green Care im forstlichen Sektor. Hauptthemenfelder von Green Care WALD sind Wald und Gesundheit, Waldpädagogik, Forst und Kultur sowie Forst und Tourismus.

Green Care entwickelt sich in Österreich derzeit äußerst dynamisch, besonders in den Bereichen Lehre und Praxis. Zahlreiche Institutionen bieten derzeit schon verschiedene Aus- und Weiterbildungsangebote an. An der Hochschule für Agrar- und Umweltpädagogik in Wien werden Green Care-relevante Themen in verschiedenen Lehrgängen im Bereich der Agrar- und Umweltpädagogik vermittelt. Angeboten wird zudem ein eigener Masterlehrgang „Green Care“. Auch an den landwirtschaftlichen Bildungsinstitute wie etwa am Ländlichen Fortbildungsinstitut, am Bundesforschungszentrum für Wald und an landwirtschaftlichen Fachschulen hat Green Care Eingang in die Curricula gefunden. Auch der Berufsverband österreichischer PsychologInnen bereitet derzeit Aus- und Weiterbildungsangebote zum Thema „Green Care“ vor. Dem Austausch auf nationaler und internationaler Ebene dienen verschiedene Netzwerke (Interessensplattform Green Care, ARGE Green Care Österreich, Green Care Tagungen, Green Care Jour Fixe, Zeitschrift GREEN CARE, Website greencare.at sowie greencare-oe.at). Zahlreiche Praxisprojekte entwickeln sich in den Bereichen (Therapie-)Garten, Land- und Forstwirtschaft. Diese bilden auch die Basis für unterschiedliche Forschungsansätze. Für den Bereich der tiergestützten Intervention werden bereits Zertifizierungsprogramme erfolgreich durchgeführt. Der erste Green Care-Zertifizierungsprozess für Land- und Forstbetriebe durch eine externe akkreditierte Zertifizierungsstelle startet österreichweit im Mai 2015.

3. Ausgewählte Projekte

Die Natur als gesundheitsfördernde Umwelt eröffnet der Psychologie wesentliche Handlungsfelder. Am Beispiel von drei eigenen, abgeschlossenen Projekten werden die Möglichkeiten der Psychologie in diesen Bereichen veranschaulicht und der Bezug zu Green Care hergestellt. Das erste Projekt beschäftigt sich mit der Umgestaltung von Klinikgärten zur Förderung von Gesundheit. Das zweite Projekt hat die Evaluation erholsamer Umwelten und pädagogische Anliegen im Fokus. Im dritten Projekt steht der Wald als besonderer Naturraum für Gesundheit und Wohlbefinden im Zentrum.

3.1. Gesundheitsförderung durch heilsame Klinikgärten

Freiflächen und Grünräume von medizinischen Einrichtungen können zur Gesundheitsförderung genutzt werden und bieten Raum für gartentherapeutische Aktivitäten (Cervinka, Feselmayer, Kuderer, Scheibenbogen & Musalek, 2009; Feselmayer, Poltrum & Cervinka, 2008). Häufig dienen die Grünflächen jedoch nicht der Erholung von PatientInnen, BesucherInnen und dem Personal, sondern werden als Parkplätze, als Abstellflächen für Material genutzt oder müssen als stille Reserve für künftige Bautätigkeiten erhalten. Bei richtiger Gestaltung hingegen profitieren PatientInnen, BesucherInnen, das Personal und auch AnrainerInnen direkt. Diese Flächen sind nicht nur gesundheitsförderlich, sondern auch repräsentativ. Daher kommt der Gestaltung von Frei- und Grünräumen von Krankenhäusern, Heilanstalten, Rehabilitationszentren und ähnlichen Einrichtungen eine große Bedeutung zu.

Ziel der Klinikgarten-Studie war es, die erholsame Wirkung von vier Gärten unterschiedlicher Kliniken zu analysieren und Gestaltungsmaßnahmen zur Optimierung vorzulegen (Cervinka, Röderer & Hämmerle, 2014). Die Aufgabe wurde in Zusammenarbeit mit drei Kliniken in Niederösterreich in einem transdisziplinären Team, bestehend aus Gesundheits- und UmweltpsychologInnen und einer Expertin für Freiraumplanung, gelöst. Abbildung 1 gibt einen Überblick über die verschiedenen Klinikfreiräume. Im Rahmen einer Online-Umfrage machten 411 Personen Angaben zu ihren Idealvorstellungen eines Klinikgartens und bewerteten die Wirkung der verschiedenen Gärten auf das subjektive Erleben. An der Erhebung beteiligten sich ferner 28 Schlüsselpersonen der kooperierenden Kliniken aus den Bereichen kollegiale Führung, Personalvertretung, physikalische

Medizin, Psychologie, Palliativ Care, Lebensstilmedizin und Freiraumverantwortliche. Der naturnahe „Villengarten“ (siehe Abbildung 1) kam den Idealvorstellungen der Befragten am nächsten.

Eine Faktorenanalyse der Daten aus der Online-Umfrage ergab sechs Faktoren zur Gestaltung von Klinikgärten: Stimmungslage, Wohlbefinden, Natur, Akustik, Haptik und Mystik. Sie liefern generelle Ansatzpunkte für Umgestaltungsmaßnahmen. Diese allgemeinen Gestaltungsfaktoren sind aber im Hinblick auf die speziellen Bedürfnisse verschiedener Nutzergruppen und therapeutischer Notwendigkeiten gestalterisch anzupassen. Heilsam ist ein Klinikgarten dann, wenn seine Gestaltung die Erholung fördert und therapeutische Notwendigkeiten unterstützt. Die Behandlung von Stresskrankheiten, psycho-mentalene Beeinträchtigungen oder die Rehabilitation nach Unfällen erfordert demnach ein jeweils spezifisches Grünraumkonzept. Die erholungs- und gesundheitsförderliche Wirkung von Klinikfreiräumen kann durch spezielle gartentherapeutische Ansätze ergänzt werden.

Im Projekt wurden gemeinsam mit Verantwortlichen der Kliniken und Schlüsselpersonen maßgeschneiderte Pläne zur jeweiligen Gestaltung der Gärten angedacht. Dazu zählt die Einrichtung von 1) Zonen für PatientInnen, in denen sie zur Ruhe kommen können, 2) Bereichen, die für soziale Kontakte mit BesucherInnen speziell gestaltet sind und 3) Pausenräumen im Freien, in denen sich MitarbeiterInnen ungestört regenerieren können.

Kriterien der Nutzbarkeit müssen ebenfalls beachtet werden. Ein Klinikgarten muss auch barrierefrei erreichbar sein. Eine entsprechende Beschilderung erleichtert den Zugang. Bei Neubauten ist darauf zu achten, dass möglichst viele Kranken- und Arbeitszimmer einen Blick ins Grüne erlauben damit die Bewältigung der gegebenen Belastung positiv unterstützt wird. Dabei kommt hohen alten Bäumen eine besondere Bedeutung zu (Ulrich, 1984).

Freiräume von medizinischen Einrichtungen stehen zumeist auch der Öffentlichkeit zur Erholung zur Verfügung. Weiters bieten sie Raum zur Stimulierung eines gesundheitsförderlichen Lebensstils und zum therapeutischen Gärtnern. Unter der Bedingung einer gesundheitsförderlichen Gestaltung, bieten sich zahlreiche Nutzungsmöglichkeiten für Green Care-Aktivitäten, zum Beispiel gesundheits- und naturpädagogische Angebote oder Angebote für Personen mit besonderen Bedürfnissen.

Abb. 1: Die vier Klinikgärten: (1) Villengarten im LK Amstetten-Mauer, (2) Garten im LK Scheibbs (3) Dachgarten im LK Waidhofen/Ybbs (4) Innenhof im LK Amstetten-Mauer (von links nach rechts).



3.2. Erholung im Nationalpark

Vor allem unberührte Naturräume wie zum Beispiel Nationalparks eignen sich zur Regeneration und zum Abbau von Stress. Die Förderung der Erholung von BesucherInnen zählt nach der österreichischen Nationalparkstrategie (Österreichische Nationalparkstrategie, 2010) zu den wesentlichen Aufgaben eines Nationalparks. Die Erholungsförderung im Nationalpark Thayatal stand im Zentrum des umweltpsychologischen Projekts (Cervinka & Pirgie, 2013). Dieses hatte zum Ziel, außergewöhnlich erholsame Orte innerhalb des Nationalparks Thayatal ausfindig zu machen, deren Erlebnisqualitäten und Erholungspotenzial zu analysieren, mit wissenschaftlichen Methoden zu belegen um es für BesucherInnen wirksam werden zu lassen. Das Projekt beinhaltete ferner Ausbildungsmaßnahmen für Studierende und Weiterbildungsmaßnahmen für die MitarbeiterInnen des Nationalparks.

Tab. 1: Übersicht über die Arbeitsschritte des Projekts

Modul 1	Lokalausgangsschein	Vorauswahl besonderer Orte im Nationalpark
Modul 2	Workshop 1 mit Nationalparkteam	Charakterisierung und Bewertung ausgewählter Orte
Modul 3	Forschungsexpedition mit externen BesucherInnen	Bewertung der ausgewählten Orte und Einschätzung des Eigenzustands
Modul 4	Workshop 2 mit Nationalparkteam	Diskussion der Erlebniswirkung und des Erholungspotentials
Modul 5	Workshop 3 mit Nationalparkteam	Umsetzung praxisorientierter Instruktionen vor Ort
Modul 6	Transdisziplinärer Dialog	laufend mit Nationalparkteam und Verantwortlichen
Modul 7	Nationalparkforum	Präsentation des Projekts vor öffentlichem Publikum
Modul 8	Publikation	in Fachmedien und wissenschaftlichen Journalen

Das Projekt umfasste mehrere aufeinander aufbauende Arbeitsschritte und war durch ständigen transdisziplinären Austausch gekennzeichnet (siehe Tabelle 1). Gemeinsam mit den MitarbeiterInnen des Nationalparks Thayatal erfolgte die schrittweise Entwicklung des Projekts. Die Herausforderung bestand in der Umsetzung der umweltpsychologischen Theorien und Methoden in eine anwendbare Praxis unter Bezugnahme auf den naturschützenden und umweltpädagogischen Hintergrund.

Im Zuge eines Lokalausgangs wurden vom Nationalparkteam vier außergewöhnliche Orte identifiziert,

die entlang einer Route im Nationalpark liegen (siehe Abbildung 2). Diese unterschieden sich wesentlich im Hinblick auf ihre Charakteristik. Die Bewertung der Erlebnisqualitäten und des Erholungspotenzials der Orte erfolgte unter Anwendung von Fragebögen und Schätzskaleten, sowohl intern durch das Team des Nationalparks, als auch extern durch BesucherInnen. Die Erlebniswirkung der Orte wurde mit einem 7-stufigen Semantischen Differential erhoben (Osgood, Suci & Tannenbaum, 1957, adaptiert durch Cervinka, Röderer, Hemmelmeier-Händel, 2012). Für die Einschätzung der wahrgenommenen Erholungswirkung kam die 11-stufige Perceived Restorativeness Scale (PRS; Hartig, Kaiser & Bowler, 1997; Purcell, Peron & Berto, 2001) zur Anwendung. Die Erhebung von Achtsamkeit und Naturverbundenheit erfolgte mittels Vor- und Nachbefragung (Schultz, 2002; Walach, Buchheld, Buttenmüller, Kleinkecht & Schmidt, 2006).

Die allgemeinen Vorstellungen eines Nationalparks der BesucherInnen waren vorwiegend positiv und entsprachen den Erwartungen an einen Nationalpark. Obwohl sich die bewerteten Orte hinsichtlich ihrer Handlungsangebote und Erlebnisqualitäten wesentlich unterschieden, wiesen jedoch alle ein überdurchschnittlich hohes Erholungspotenzial auf. Die bewerteten Orte erreichten auf der 11-stufigen PRS einen Wert höher als 6,65. Eine ANOVA mit Messwiederholung ergab signifikante Unterschiede im Erholungspotential der Orte ($F(3,102) = 4.927, p = .003, \eta_p^2 = .276$). Eine Post Hoc Analyse nach Bonferroni ergab, dass der Windbruch im Vergleich zum Flussufer ein signifikant geringeres Erholungspotential zugeschrieben wurde ($p = .014$). Die Befragungsergebnisse belegen, dass ein einmaliger mehrstündiger Aufenthalt im Nationalpark sich positiv auf die Naturverbundenheit ($t(28) = 2.491, p = .019$) und die Achtsamkeit der BesucherInnen auswirkte ($t(25) = 5.995, p = .000$). Darüber hinaus fühlten sich die BesucherInnen nach dem Ausflug mit dem Nationalpark Thayatal wesentlich verbundener als vorher ($t(29) = 3.109, p = .004$).

Die Ergebnisse und Erfahrungen der wissenschaftlichen Arbeit wurden mit den MitarbeiterInnen des Nationalparks diskutiert und Ideen zur praktischen Umsetzung entwickelt. Im Vordergrund stand dabei die Förderung der Gesundheit und des Wohlbefindens von BesucherInnen. Zusammen mit den NationalparkrangerInnen wurden Instruktionen für Führungen theoretisch formuliert und in der Praxis getestet. Die transdisziplinäre Zusammenarbeit ging auf diese Art und Weise mit einer psychologischen Schulung des Personals einher.

Abb. 2: Die vier ausgewählten Orte: (1) Ausblick auf Hardegg, (2) Windbruch, (3) Ausblick ins Thayatal, (4) Flussufer der Thaya (von links nach rechts).



Die MitarbeiterInnen des Nationalparks wurden mit psychologischen Konzepten und Methoden vertraut gemacht und gezielt darin unterstützt, Programme zur Stressprävention von BesucherInnen zu entwickeln und in der Praxis anzuwenden. Den Abschluss des Projekts bildete die Präsentation der Ergebnisse vor öffentlichem Publikum anlässlich des 13. Nationalparkforums im Nationalpark Thayatal.

Die innovative Kraft des Projekts liegt (1) in der wissenschaftlich fundierten Evaluation. Der Nationalpark Thayatal ist der erste Nationalpark in Österreich, der Orte mit nachgewiesenen hohen Erholungswerten anbieten kann. Der Nachweis des Erholungspotenzials bildet (2) die Grundlage für eine mögliche Zertifizierung erholungsförderlicher Orte und (3) die Entwicklung gesundheits-touristischer Angebote mit Schwerpunkt auf der Bekämpfung von Stress und der Förderung von Erholung. Aus dem Projekt ergibt sich ein zusätzlicher Gewinn für die Regionalentwicklung. Der Nationalpark qualifizierte sich als touristische Destination für erholungssuchende Personen in der Region. Dies ist auch im Zusammenhang mit der zunehmenden Bedeutung von Angeboten zum Thema „Green Care“ zu sehen. Spezielle Green Care-Angebote können in der Region in Zusammenarbeit mit dem Nationalpark und regionalen Anbietern entwickelt werden.

3.3. Gesundheitswirkung von Waldlandschaften

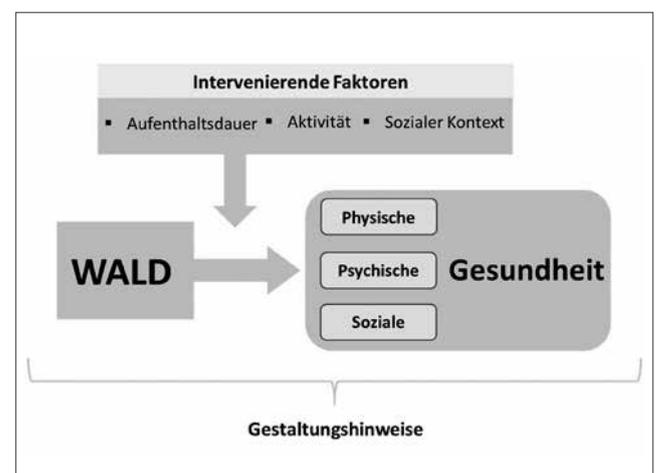
Green Care WALD ist eine Initiative des österreichischen Bundesforschungszentrums für Wald. Ziel von Green Care WALD ist es, Waldlandschaften zur Förderung und langfristigen Erhaltung von Wohlbefinden und Gesundheit zu nutzen. „Green Care WALD soll im Einklang mit der Gesundheitsdefinition der WHO (1948) dazu beitragen, die menschliche körperliche und mentale Gesundheit zu erhalten, zu steigern oder wieder herzustellen. Es zielt auf eine Verbesserung des sozialen Wohlbefindens ab und möchte im Rahmen der Waldpädagogik Wissen über den Wald auch an Kinder und Jugendliche weitergeben. Darüber hinaus sollen traditionelles Wissen und kulturelle Inhalte rund um den Wald, seine Produkte und die Gesundheit nicht verloren gehen. Sie sollen erkannt, erhalten und genutzt werden“ (Kärntner Forstverein, 2014, S.10).

Aufgabe unserer Studie war es, die wissenschaftliche Literatur zur Wirkung von Waldlandschaften auf Gesundheit, Wohlbefinden und Lebensqualität zu sammeln und aufzubereiten. Die Erarbeitung der Studie erfolgte im Auftrag des österreichischen Lebensministeriums in Zusammenarbeit mit der Universität für Bodenkultur Wien (Cervinka et al., 2014). Dazu wurde eine systematische Literaturrecherche anhand relevanter Begriffe aus den Bereichen „Green Care“ und „Public Health“ im Zusammenhang mit Waldlandschaften durchgeführt.

Die Literaturrecherche ergab, dass der Wald auf physischer, psychischer und sozialer Ebene einen wesentlichen Beitrag zur Förderung von Gesundheit und

Wohlbefinden leisten kann. Anhand physiologischer Indikatoren ließen sich körperliche Erholungs- und Regenerationsprozesse, die Stärkung der Immunabwehr und die Verbesserung der Schlafqualität nachweisen. Epidemiologische Studien wiesen zudem auf die Verringerung der Mortalitätsrate im Zusammenhang mit dem Vorhandensein nahegelegener Waldlandschaften hin. Hinsichtlich der psychischen Gesundheit erwiesen sich Waldaufenthalte vor allem durch die Verbesserung der Stimmung und der gleichzeitigen Verringerung der subjektiven Stresswahrnehmung als förderlich. Der Vergleich zu urbanen Landschaften zeigte, dass die Ausübung körperlicher Aktivitäten wie etwa Joggen oder Spazieren in Waldlandschaften als angenehmer und beruhigender empfunden wurden als gleichartige Tätigkeiten in der Stadt. Dabei waren die gesundheitsförderlichen Wirkungen weitestgehend unabhängig von der Intensität und Art der Aktivität. Bereits bei der bloßen Betrachtung der Landschaft vor Ort konnten Erholungseffekte festgestellt werden, die sich nicht wesentlich von den Effekten anderer Tätigkeiten im Wald unterschieden. Erholungswirkung und Dauer des Aufenthaltes standen in Zusammenhang, wesentliche Verringerungen von Müdigkeit und Erschöpfung wurden jedoch bereits nach 15 Minuten erreicht. Besonders Frauen und unter chronischem Stress leidende Personen konnten von diesen positiven Wirkungen profitieren. Auf sozialer Ebene der Gesundheit spielten vor allem sozialintegrative Aspekte eine wesentliche Rolle. Kulturelle und individuelle Unterschiede scheinen im Gegensatz zu urbanen Umwelten im Wald untergeordnet zu sein. Waldlandschaften bieten für unterschiedliche Gruppen ein symbolisches Identifikationspotential auf dessen Basis sich gemeinsame Emotionen und Erinnerungen bilden können. Damit das gesundheitsförderliche Potential von unterschiedlichen Gruppen genutzt werden kann, sind insbesondere die öffentliche Erreichbarkeit und Begehrbarkeit sowie das Angebot von speziell auf die Bedürfnisse verschiedener Zielgruppen abgestimmten Aktivitäten wesentlich. Die eingeschlossenen Studien bieten zahlreiche Hinweise für die Gestaltung erholungsförderlicher Waldlandschaften.

Abb. 3: Wald, Gesundheit und Wohlbefinden



Insgesamt zeigte sich, dass Waldlandschaften über ein hohes Potential verfügen, Gesundheit und Wohlbefinden auf allen Ebenen zu erhalten und zu fördern. Dies macht sie zu einem geeigneten Naturraum für pädagogische, soziale und therapeutische Aktivitäten mit hohem Nutzen für den Bereich „Green Care“. Mit der Literaturstudie wurde die wissenschaftliche Grundlage für Green Care-Angebote im Wald geschaffen. Die Ergebnisse der Studie sind in Abbildung 3 zusammengefasst dargestellt. Die schematische Darstellung kam bei Fort- und Weiterbildungsmaßnahmen bereits erfolgreich zur Anwendung.

4. Ausblick

Green Care ist ein neues, interdisziplinäres Handlungsfeld und blickt daher noch auf keine etablierte Forschungstradition zurück. Green Care nutzt Erkenntnisse der psychologischen, pädagogischen und biologischen Forschung vor allem im Bereich der Theoriebildung (Julius, Beetz, Kotrschal, Turner & Unväs-Moberg, 2014). Für die Evidenzbasierung und Evaluation von Praxisprojekten bieten sich Methoden der Psychologie an. Zukunftsfähig ist, dass sich die Psychologie mit den im Bereich Green Care relevanten Inhalten beschäftigt. Psychologische Beiträge sind vor allem bei der Erarbeitung wissenschaftlicher Grundlagen, bei der Modellentwicklung und bei der Evaluation von Projekten in der Praxis wesentlich. PsychologInnen können aber auch bei präventiven und therapeutischen Interventionen ihre Kompetenz einbringen.

Das neue Psychologengesetz für Gesundheits- und Klinische Psychologie (2013) umschreibt in den Paragraphen 13 und 22 die Berufsausübung. Unter Einsatz psychologischer Mittel sollen Maßnahmen und Projekte durchgeführt werden, welche auf der Grundlage der psychologischen Wissenschaft, deren Erkenntnissen, Theorien, Methoden und Techniken beruhen. Daraus ergibt sich, dass die Erholung in der Natur zur Förderung der Gesundheit, des Wohlbefindens und der Lebensqualität einen wesentlichen Aspekt gesundheits- und klinisch-psychologischer Tätigkeit darstellt.

Die Vorteile des Aufenthalts im Grünen sind aber auch für andere Subdisziplinen der Psychologie interessant. Für die Arbeitspsychologie relevant erscheinen Gestaltungshinweise für Arbeits- und Pausenräume bzw. Stressbewältigung in Grünräumen. So sollten zum Beispiel Arbeitsräume mit Pflanzen gestaltet werden und Aussicht ins Grüne bieten. Dies gilt auch für Pausenräume bzw. für den Aufenthalt in Grünräumen in der Arbeitspause. Wie die Wissenschaft belegt, gelingt die Bewältigung von Arbeitsstress bzw. die Prävention von Stresserkrankungen in Naturräumen besonders gut. Für die Gerontopsychologie erscheint interessant, dass nicht nur die Betreuung, sondern auch die grüne Gestaltung von Seniorenheimen einen wesentlichen Beitrag zur Aktivierung und zum Wohlbefinden von KlientInnen lei-

stet. Auch Gärtnern ist bei älteren Menschen besonders beliebt und trägt zur Reduktion von Isolation und zur Förderung von sozialem Kontakt bei. Besonders Kinder und Jugendliche profitieren vom Aufenthalt im Grünen, ihre mentale und motorische Entwicklung wird positiv beeinflusst. Naturentfremdung und Hyperaktivität kann entgegengewirkt werden. Aspekte der Wald- und Naturpädagogik könnten auch die pädagogische Psychologie bereichern. Waldkindergärten, Schule am Bauernhof und regelmäßige Lehrausgänge mit WaldpädagogInnen erfreuen sich zunehmender Beliebtheit. Natürliche Motive spielen in verschiedenen Richtungen der Psychotherapie eine bedeutsame Rolle. Die Tätigkeiten in der Natur, aber auch im Garten und mit Tieren werden als entspannend, sinnstiftend und verbindend erlebt. Aufenthalt in der Natur, Garten- und tiergestützte Interventionen dienen der Stressprävention und ergänzen traditionelle psychotherapeutische Ansätze in Innenräumen harmonisch. Sofern Sport in der Natur ausgeübt wird, profitieren die Sporttreibenden von den positiven Wirkungen. Diese Erkenntnis mag auch für SportpsychologInnen interessant sein. Die Bewältigung von Stress, das Finden von Sinn und das Lösen von Alltagsproblemen funktioniert in Naturräumen besonders gut. Dieser Sachverhalt erscheint uns standespolitisch von äußerster Bedeutung. Green Care sucht aktiv die Zusammenarbeit mit anderen Berufsgruppen und sollte doch bei den PsychologInnen geeignete KooperationspartnerInnen finden.

Der Berufsverband Österreichischer PsychologInnen bietet heute schon österreichweit Strukturen, die in diesem Zusammenhang genutzt werden können, wie zum Beispiel Landesgruppen, Fachsektionen und Aus- und Weiterbildungsangebote. Die gesetzliche Definition der Berufsausübung im Gesundheits- und klinischen Bereich prädestiniert PsychologInnen in der Gesundheitsvorsorge sowie der primären, sekundären und tertiären Prävention als PartnerInnen für Green Care-Maßnahmen.

Andere Berufsgruppen wie zum Beispiel die Pädagogik und die Lebensberatung haben bereits Handlungsfelder im Bereich „Green Care“ gefunden. Gemeinsam mit der Teilnahme am Green Care-Masterlehrgang kann die Qualifikation als LebensberaterIn erworben werden. Gesundheitsförderung und Therapie in der Natur bietet sich als Handlungsfeld für PsychologInnen an und wird im Bereich Public Health zunehmend eine wichtige Rolle spielen. Die Psychologie sollte sich rechtzeitig in dieses innovative Handlungsfeld einbringen.

Literatur

- BARTON, J. & PRETTY, J. (2010). What is the best dose of nature and green exercise for improving mental health? A Multi-study analysis. *Environmental Science & Technology*, 44(10), 3947-3955.
- BUNDESMINISTERIUM FÜR LAND- UND FORSTWIRTSCHAFT, UMWELT UND WASSERWIRTSCHAFT (2010). Österreichische Nationalpark-Strategie. (Abgerufen von: http://www.bmlfuw.gv.at/publikationen/umwelt/oesterreichische_nationalpark-strategie.html)

- BOWLER, D. E., BUYUNG-ALI, L. M., KNIGHT, T. M. & PULLIN, A. S. (2010). A systematic review of evidence for the added benefits to health of exposure to natural environments. *BMC Public Health*, 10(1), 456, 1-10.
- CAPALDI, C. A., DOPKO, R. L. & ZELENSKI, J. M. (2014). The relationship between nature connectedness and happiness: A meta-analysis. *Frontiers in Psychology*, 5.
- CERVINKA, R., FESELMAYER, S., KUDERER, M., SCHEIBENBOGEN, O. & MUSALEK, M. (2009). Klinisches Gärtnern mit Suchtkranken – Theoretische Begründung, Grundlagenforschung und Praxis. *Wiener Zeitschrift für Suchtforschung*, 32(2), 25-34.
- CERVINKA, R., HÖLTGE, J., PIRGIE, L., SCHWAB, M., SUDKAMP, J., HALUZA, D., ARNBERGER, A., EDER, R. & EBENBERGER, M. (2014). *Green Public Health – Benefits of Woodlands on Human Health and Wellbeing*. Vienna: BFW.
- CERVINKA, R. & PIRGIE, L. (2013). Erwiesenermaßen erholsam. natur. belassen, *Nationalparks Austria Magazin* 06.13, 45-46.
- CERVINKA, R., RÖDERER, K. & HEFLER, E. (2011). Are nature lovers happy? On various indicators of well-being and connectedness with nature. *Journal of Health Psychology*, 17(3), 379-388.
- CERVINKA, R., ROEDERER, K. & HAEMMERLE, I. (2014). Evaluation of Hospital Gardens and Implications for Design: Benefits from Environmental Psychology for Architecture and Landscape Planning. *Journal of Architectural and Planning Research*, 31(1), 43-56.
- CIMPRICH, B. (1992). Attentional fatigue following breast cancer surgery. *Research in Nursing & Health*, 15, 199-207.
- CIMPRICH, B. (1993). Development of an intervention to restore attention in cancer patients. *Cancer Nursing*, 16, 83-92.
- CIMPRICH, B., SO, H., RONIS, D. L. & TRASK, C. (2005). Pre-treatment factors related to cognitive functioning in women newly diagnosed with breast cancer. *Psycho-Oncology*, 14, 70-78.
- FESELMAYER, S., POLTRUM M. & CERVINKA, R. (2008). Ressourcenorientiertes Arbeiten mit Suchtkranken am Beispiel der Natur und der Naturverbundenheit. *Wiener Zeitschrift für Suchtforschung*, 31, 49-56.
- FLADE, A. (2010). *Natur psychologisch betrachtet*. Bern: Hogrefe.
- HAMMITT, W. E. (2000). The relation between being away and privacy in urban forest recreation environments. *Environment and Behavior*, 32(4), 521-540.
- HARTIG, T., EVANS, G. W., JAMNER, L. D., DAVIS, D. S. & GÄRLING, T. (2003). Tracking restoration in natural and urban field settings. *Journal of Environmental Psychology*, 23(2), 109-123.
- HARTIG, T., KAISER, F. G. & BOWLER, P. A. (1997). Further development of a measure of perceived environmental restorativeness. *Institute of Housing Research, Working paper*, (5).
- HARTIG, T., MITCHELL, R., DE VRIES, S. & FRUMKIN, H. (2014). Nature and health. *Annual Review of Public Health*, 35, 207-228.
- HEALTH COUNCIL OF THE NETHERLANDS (2004). *Nature and Health: the influence of nature on social, psychological and physical well-being*. (Abgerufen von <http://www.gezondheidsraad.nl/sites/default/files/nature%20and%20health.pdf>)
- JOYE, Y. & VAN DEN BERG, A. E. (2013). Health benefits of nature. In L. Steg, A. E. van den Berg & J. I. M. de Groot (Hrsg.), *Environmental Psychology: An Introduction*. (S. 47-56). Oxford: Wiley-Blackwell.
- JULIUS, H., BEETZ, A., KOTRSCHAL, K., TURNER, D. C. & UNVÄS-MOBERG, K. (2014). Bindung zu Tieren: Psychologische und neurobiologische Grundlagen tiergestützter Interventionen. Göttingen: Hogrefe.
- KAPLAN, S. (1995). The restorative benefits of nature: toward an integrative framework. *Journal of Environmental Psychology*, 15, 169-182.
- KAPLAN, R. & KAPLAN, S. (1989). *The experience of nature: A psychological perspective*. Cambridge: Cambridge University Press.
- KÄRNTNER FORSTVEREIN (2014). *Im Wald Aufblühen – Gesundheitswirkung von Wäldern*. (Abgerufen von: http://www.kaerntner-forstverein.at/images/pdf/zeitung/KFV_Info_74.pdf)
- KORPELA, K. M., YLÉN, M., TYRVÄINEN, L. & SILVENNOINEN, H. (2008). Determinants of restorative experiences in everyday favorite places. *Health & Place*, 14(4), 636-652.
- LAUMANN, K., GÄRLING, T. & STORMARK, K. M. (2001). Rating scale measure of restorative components of environments. *Journal of Environmental Psychology*, 21, 31-44.
- LOUV, R. (2008). *Last child in the woods: Saving our children from nature-deficit disorder*. New York: Algonquin.
- MAYER, F. S. & FRANTZ, C. M. (2004). The connectedness to nature scale: A measure of individuals' feeling in community with nature. *Journal of Environmental Psychology*, 24(4), 503-515.
- MEYER, K. & BÜRGER-ARNDT, R. (2014). How forests foster human health: Present state of research-based knowledge (in the field of forests and human health). *International Forestry Review*, 16(4), 421-446.
- NILSSON, K., SANGSTER, M., GALLIS, C., HARTIG, T., DE VRIES, S., SEELAND, K. & SCHIPPERIJN, J. (2011). *Forest, trees and human health*. New York: Springer.
- OSGOOD, C. E., SUCI, G. J. & TANNENBAUM, P. H. (1957). *The measurement of meaning*. Urbana, Ill.: University of Illinois Press.
- PURCELL, T., PERON, E. & BERTO, R. (2001). Why do preferences differ between scene types? *Environment and Behavior*, 33(1), 93-106.
- RAITH, A. & LUDE, A. (2014). *Startkapital Natur – Wie Naturerfahrung die kindliche Entwicklung fördert*. München: Oekom.
- SCHULTZ, P. W. (2002). Inclusion with nature: The psychology of human-nature relations. In *Psychology of sustainable development* (pp. 61-78). Springer US.
- ULRICH, R. S. (1983). Aesthetic and affective response to natural environment. In I. Altman & J. F. Wohlwill (Hrsg.), *Behavior and the natural environment* (S. 85-125). USA: Springer.
- ULRICH, R. (1984). View through a window may influence recovery. *Science*, 224(4647), 420-421.
- VELARDE, M. D., FRY, G. & TVEIT, M. (2007). Health effects of viewing landscapes-Landscape types in environmental psychology. *Urban Forestry & Urban Greening*, 6(4), 199-212.
- WALACH, H., BUCHHELD, N., BUTTENMÜLLER, V., KLEINKNECHT, N. & SCHMIDT, S. (2006). Measuring mindfulness – the Freiburg mindfulness inventory (FMI). *Personality and Individual Differences*, 40(8), 1543-1555.
- WANG, D. & MAC MILLAN, T. (2013). The benefits of gardening for older adults: a systematic review of the literature. *Activities, Adaptation & Aging*, 37(2), 153-181.
- WHITE, M., SMITH, A., HUMPHRIES, K., PAHL, S., SNELLING, D. & DEPLEDGE, M. (2010). Blue space: The importance of water for preference, affect, and restorativeness ratings of natural and built scenes. *Journal of Environmental Psychology*, 30(4), 482-493.
- WORLD HEALTH ORGANISATION (1948). *Constitution for the World Health Organisation*. (Abgerufen von: <http://www.who.int/about/definition/en/print.html>)

Die im Text zitierte Literaturstudie zur Gesundheitswirkung von Waldlandschaften kann von der Website des Bundesforschungszentrums für Wald (<http://bfw.ac.at/>) kostenlos heruntergeladen werden.

AutorInnen

Ing. Dr. Renate Cervinka

HTL-Ingenieurin in Biochemie und hat in Psychologie und Pädagogik an der Universität Wien promoviert. Der Schwerpunkt ihrer Forschungs- und Lehrtätigkeit liegt im Bereich Arbeits-, Umwelt- und Gesundheitspsychologie. Sie ist Autorin zahlreicher Publikationen zum Thema „Stress und Erholung“. An der Hochschule für Agrar- und Umweltpädagogik vermittelt sie ihr Fachwissen, aber auch Methoden wissenschaftlichen Arbeitens. Ihr Anliegen ist die wissenschaftliche Fundierung von Green Care und die Weiterentwicklung von Umweltpsychologie und Green Public Health.



Institut für Umwelthygiene der Universität Wien
Kinderspitalgasse 15
A-1095 Wien
Telefon: +43 (0)1 40 160 34923
renate.cervinka@meduniwien.ac.at

Jennifer Sudkamp

Seit Januar 2013 im umweltpsychologischen Team an der Medizinischen Universität Wien tätig. Sie studiert neben Psychologie an der Universität Wien Medieninformatik und Visual Computing an der Technischen Universität Wien.



Institut für Umwelthygiene der Universität Wien
Kinderspitalgasse 15
A-1095 Wien

Laura Pirgie

Studiert Psychologie an der Universität Wien und Bildende Kunst an der Akademie der bildenden Künste Wien. Seit Januar 2012 arbeitet sie an der Medizinischen Universität Wien und forscht im Bereich „Umweltpsychologie“. Der Schwerpunkt ihrer Forschungs- und Publikationstätigkeit liegt im Bereich der Erholungsforschung.



Institut für Umwelthygiene der Universität Wien
Kinderspitalgasse 15
A-1095 Wien

Markus Schwab

Unterstützt das umweltpsychologische Team seit September 2013. Er assistiert Renate Cervinka bei der Vermittlung von wissenschaftlichem Arbeiten im Masterlehrgang „Green Care“ an der Hochschule für Agrar- und Umweltpädagogik.



Institut für Umwelthygiene der Universität Wien
Kinderspitalgasse 15
A-1095 Wien

Antwort

Senden Sie diese Seite per Fax an +49 (0) 30 - 209 166 413
oder per Post an unten stehende Adresse!

Wirtschaftspsychologie aktuell

Anti-Stress-Paket



Lesen Sie im neuen Anti-Stress-Paket des Fachmagazins *Wirtschaftspsychologie aktuell* die Themenausgaben „Mobil, flexibel und gestresst“ und „Kontakt und Beziehung“ plus Geschenk.

Inhalte

„Mobil, flexibel und gestresst“

- Stress von Frauen und Männern
- Stresskompetenz ausbauen

Inhalte

„Kontakt und Beziehung“

- Arbeitsbeziehungen und Gefühle
- im Team und alleine arbeiten

Ja, ich bestelle mein Anti-Stress-Paket:

Senden Sie mir die beiden o.g. Ausgaben („Kontakt und Beziehung“ erscheint am 24.9.2015) zum Vorteilspreis zu je 14,50 € zu. **Ich spare** gegenüber dem regulären Heftpreis **mehr als 45%**. Wenn Sie bis 7 Tage nach Erhalt der letzten Ausgabe nichts von mir hören, möchte ich die Zeitschrift im Jahresabo beziehen (4 Ausgaben zu je 18,75 €). Als **Geschenk** erhalte ich zusätzlich die Ausgabe „**Raus aus der Stressfalle**“, wenn ich bis zum **31.8.2015** bestelle.

Organisation/Firma/Name	E-Mail
Straße	Telefon
PLZ, Ort	Datum, Unterschrift
	152801

dpv Deutscher Psychologen Verlag GmbH · Am Köllnischen Park 2 · 10179 Berlin
Tel. +49 (0) 30 - 209 166 411 · Fax +49 (0) 30 - 209 166 413
wp@psychologenverlag.de · www.wirtschaftspsychologie-aktuell.de

Potenziäle urbaner Gemeinschaftsgärten und ein Ausblick für die Umweltpsychologie

Potentials of Urban Community Gardens and Prospects for Environmental Psychology

Dörte Martens

Themenschwerpunkt Gestaltung der Umwelt

Zusammenfassung

Anhand eines Überblicks über die historische Entwicklung und einer Zusammenstellung von interdisziplinären Studien wird das Forschungsfeld über urbane Gemeinschaftsgärten aus der Sicht der Umweltpsychologie beleuchtet. Die Möglichkeiten zur Erholung von kognitiver Aufmerksamkeit, zur informellen Bildung und zur Entwicklung sozialer Netzwerke werden dargestellt. Dabei wird deutlich, dass die Diversität unterschiedlicher Gartenkonzepte möglicherweise sehr verschiedene Effekte hervorruft, die anhand umweltpsychologischer, theoretisch fundierter Analyse erforscht werden sollten.

Abstract

On the basis of an overview of the historical development and a summary of interdisciplinary studies, the research area of urban community gardens is considered from an environmental psychological perspective. Possibilities of cognitive attention restoration, informal education and the development of social networks are shown. It becomes obvious that the diversity of different gardening concepts might possibly arouse very different effects, which should be researched via an environmental psychological, theory-based analysis.

1. Urbane Gärten – Ein altes Phänomen neu entdeckt

Urbane Gemeinschaftsgärten sind inzwischen in fast jeder größeren Stadt zu finden. Das Phänomen urbaner Gärten ist durchaus nicht neu: bereits Ende des 19. Jahrhunderts entstanden zahlreiche städtische Kleingärten, insbesondere zur Sicherung der Nahrungsmittelproduktion. In Deutschland verpflichtete zunächst die Reichs-

kleingartenverordnung von 1919, später das heute noch geltende Bundeskleingartengesetz zum Anbau von Nahrungsmitteln. Jeweils ein Drittel der Fläche sind dem Gemüseanbau, Obst- und Beerenfrüchte-Anbau und Erholungsflächen zu widmen. Die Ernährung steht damit nach wie vor im Vordergrund.

Ein stärkerer Fokus auf Umweltbildung ist seit Ende der 1970er-Jahre mit der Entstehung der Kinderbauernhöfe entstanden. Kinderbauernhöfe entstanden auf innerstädtischen Brachen und Freiflächen zunächst im Kontext von Hausbesetzungen, insbesondere in dicht besiedelten Stadtvierteln. Sie ermöglichen den jüngsten Generationen innerhalb der gebauten Umwelt, Natur – Pflanzen wie Tiere – und ihre Entwicklung zu erleben. Neben ökologischen Aspekten wurden die Flächen nun auch stark als sozialer und politischer Begegnungsort definiert.

Seit den 1990er-Jahren kam es mit der Initiierung zahlreicher urbaner Gemeinschaftsgärten weltweit zu einer neuen Gartenbewegung. Neu ist das Attribut „Gemeinschaft“. „In Gemeinschaftsgärten wird gemeinschaftlich und ehrenamtlich eine (urbane) Fläche als Garten, Grün- und Erholungsanlage oder Park gestaltet, wobei das Engagement auf Freiwilligkeit beruht und der geschaffene Ort (teilweise) auch für andere öffentlich zugänglich ist. Durch ihren sozialräumlichen, kollektiven und vielfältigen Charakter stellen Gemeinschaftsgärten Lernorte dar, die individuelle und kollektive Lern- und Handlungsprozesse ermöglichen.“ (Madlener, 2009, S. 95). Auch wenn diese Definition recht eng gefasst ist – heute sind zum Beispiel nicht mehr alle Gemeinschaftsgärten rein ehrenamtlich organisiert – dient sie uns hier als Arbeitsdefinition.

Zunächst wurden urbane Gemeinschaftsgärten unterteilt in Nachbarschaftsgärten und thematische Gärten sowie Mischungen daraus (Rosol, 2006). Ein Meilenstein der thematischen Gärten ist die Gründung des ersten interkulturellen Gartens 1996 in Göttingen. Hier diente das gemeinsame Gärtnern dazu, dass sich Menschen un-

terschiedlichster Kulturen begegnen und austauschen können (Müller, 2002). Diese Unterteilung greift heute nicht mehr weit genug. Längst hat sich das Feld weiter entwickelt mit Kiezzgärten, Selbsternteprojekten, Stadtteilgärten und mobilen Landwirtschaftsprojekten – der Kreativität scheinen hier keine Grenzen gesetzt.

Die Zielsetzungen urbaner Gemeinschaftsgärten sind vielfältiger geworden. Es geht nicht mehr allein um das Gärtnern und den Beitrag zur Selbstversorgung, sondern um die gemeinsame Aktivität und um die Schaffung von Räumen für Begegnung über Generationen und Kulturen hinweg. Bei Initiierenden stehen Nachbarschaftsarbeit und die Motivation, die Stadt mitzugestalten im Vordergrund, gefolgt von der Motivation, Natur zu erleben und sich gesund zu ernähren, während Erholungsziele nachrangig bewertet werden (Martens & Frick, 2014). Oftmals gibt es eine ausdrückliche Positionierung zu alternativen Konsum, zum Teilen und zum gemeinsamen Experimentieren (Müller, 2010).

Die Anzahl der Gemeinschaftsgartenprojekte im deutschsprachigen Raum steigt permanent, einen Überblick über derzeitige Projekte bietet Tabelle 1.

Tab. 1: Überblick Gemeinschaftsgartenprojekten im deutschsprachigen Raum

	Anzahl	Art der Gartenprojekte	Datenquelle*
Deutschland	431	Gemeinschaftsgärten, interkulturelle Gärten	http://www.anstiftung.de/urbane-gaerten/gaerten-im-ueberblick
Österreich	125	Gemeinschaftsgärten, solidarische Landwirtschaft	https://gartenpolylog.org/gardens
Schweiz**	26	Interkulturelle Gärten	http://www.interkulturelle-gaerten.ch/site/de/

* letzter Zugriff 21.04.2015

** Gartenprojekte der gesamten Schweiz, d. h. auch außerhalb des deutschsprachigen Raums

2. Was ist das Interesse der Psychologie an urbanen Gemeinschaftsgärten?

Umweltpsychologie beschäftigt sich mit den sozialen Aspekten von Mensch-Umwelt-Beziehungen. In den 1970er-Jahren stand zunächst vor allem die Wirkung räumlich-physikalischer Umgebung auf das Verhalten im Vordergrund (Stokols, 1979; Wohlwil, 1976), später widmete sich die Umweltpsychologie stärker der wechselseitigen Interaktion zwischen Mensch und Umwelt, ihrer gegenseitigen Einflussnahme. Stadt und Natur und ihre Wirkung auf den Menschen, etwa Aspekte der Lebensqualität und des Wohlbefindens, waren seit Beginn ein umweltpsychologisches Forschungsfeld.

Städte und dicht besiedelte Gegenden repräsentieren eine hohe Reizdichte, die eine potentielle Stressquelle für ihre BewohnerInnen darstellt. Urbane Umwelt fordert

gerichtete Aufmerksamkeit von den Menschen, die in ihr leben (Kaplan, 1995), d. h. sie müssen sich auf die alltäglichen Aufgaben in komplexen Situationen konzentrieren. Durch die urbane Umwelt mit Verkehr, Menschen und Werbetafeln ermüdet die gerichtete Aufmerksamkeit schließlich (Kaplan & Kaplan, 1989). Die Aufmerksamkeit kann sich wieder erholen und je nach physischer Umwelt ist das besonders gut möglich. Zahlreiche Studien zeigen, dass natürliche Umwelt deutlich positiver auf die Aufmerksamkeitserholung wirkt als gebaute Umwelt (Abraham, Sommerhalder & Abel, 2009), da natürliche Umwelt ungerichtete, automatische Aufmerksamkeit auf sich zieht und damit zeitgleich die gerichtete Aufmerksamkeit erholt wird (Kaplan, 1995).

Bei der räumlichen Verteilung von urbanen Gemeinschaftsgärten am Beispiel von Berlin zeigt sich ein interessantes Bild: Gerade in dicht besiedelten Stadtquartieren mit relativ geringem Grünflächen-Anteil entstehen besonders viele Gemeinschaftsgartenprojekte (Martens & Frick, 2014). Möglicherweise ist die Aufmerksamkeits-erholung hier eine implizite Motivation, neben gebauter Umwelt natürliche Umwelt zu schaffen und mit zu gestalten.

Urbane Gemeinschaftsgärten sind damit ein spannendes Arbeitsfeld der Umweltpsychologie, ein anschauliches Beispiel für die wechselseitige Wirkung zwischen Mensch und Umwelt. Neben der passiven, oft rein visuellen Wahrnehmung, z. B. bei Studien, die mit Bildern arbeiten, kommt in Gärten eine aktive Beteiligung der Menschen hinzu. Dabei beeinflussen sie die Umwelt aktiv gestalterisch und die Umwelt sowie die physische Aktivität ruft einen positiven Effekt auf Erholung (Martens, 2012) und Stressreduktion (Van den Berg & Custers, 2011) hervor.

Tatsächlich zeigen sich insbesondere ältere Kleingärtner im Vergleich zu älteren Personen ohne Kleingarten physisch aktiver, sie weisen eine bessere Gesundheit und Wohlbefinden auf (Van den Berg, van Winsum-Westra, de Vries & van Dillen, 2010). Die aktive Gestaltung von öffentlichem Grün in der Nachbarschaft kann sogar räumlich ansteckend sein: so zeigte sich in einer Studie in Michigan, dass Gärtnern entlang einer Wohnstraße von der Nachbarschaft nachgeahmt wird (Hunter & Brown, 2012).

Exemplarisch wird im Folgenden nun auf einige allgemeine Phänomene aus diesem Bereich und auf Bildung und soziale Netzwerke eingegangen.

3. Wie sieht die Forschungslandschaft zu urbanen Gemeinschaftsgärten aus?

Eine internationale Literaturrecherche von 89 Studien zeigt, dass insbesondere über Projekte aus den USA (51), Australien (12) und Großbritannien (8) publiziert wurde, während im deutschsprachigen Raum keine wissenschaftlichen Artikel gefunden wurden (Guitart, Pickering & Byrne, 2012). Am häufigsten wurde der soziale Nutzen

von Gärten untersucht, wie Gemeinschaftsbildung und die Entwicklung von Resilienz und sozialen Interaktionen. Ein großer Anteil der Studien erwähnt und diskutiert zwar Effekte, wenige messen jedoch diese Effekte (siehe Tabelle 2).

Tab. 2 (adaptiert nach Guitart et al., 2012): Erforschte Themen im Zusammenhang mit urbanen Gemeinschaftsgärten

Nutzen	Diskutiert	Gezeigt
Sozial	52	33
Zugang zu frischen Lebensmitteln		37
Wirtschaftlich	37	15
Verringerung von Kriminalität/ erhöhte Sicherheit	23	6
Bildung	29	11
Umwelt-Nachhaltigkeit	19	2
Kulturerbe	16	6
Lebenszufriedenheit	13	4
Umweltgerechtigkeit	6	0
Erhöhte Artenvielfalt	2	0

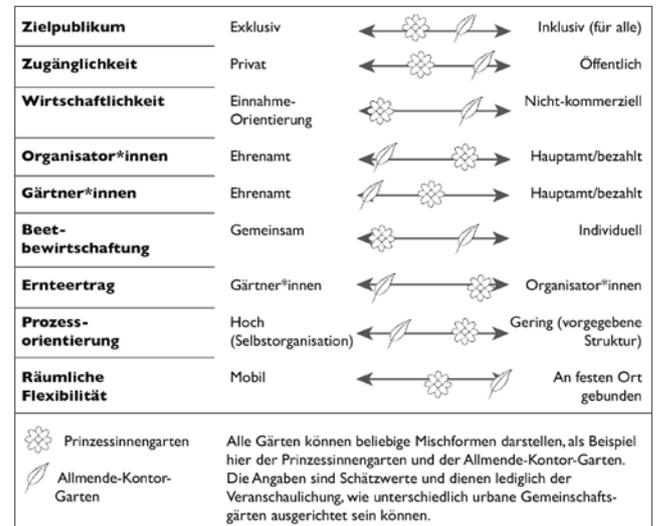
Die Artikel zeigen eine hohe Variation an Disziplinen, viele aus Planung und Management, einige aus der Soziologie, auffällig wenige Artikel direkt aus der Psychologie. Möglicherweise liegt es daran, wo Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen zu urbanen Gärten publiziert werden. Anwendungsbezogene Literatur in der jeweiligen Landessprache wird in internationalen Literaturreviews oft nicht erfasst. Da aber gerade Ergebnisse zu urbanen Gemeinschaftsgärten großes Anwendungsinteresse zeigen, sind sie möglicherweise einem anderen Zielpublikum als die Wissenschaft gewidmet: AnwenderInnen beziehen sich stärker auf nicht rein wissenschaftliche Publikationen in der jeweiligen Landessprache. Auf nationaler Ebene zeigen sich zahlreiche interdisziplinäre Arbeiten, die teilweise nicht publiziert wurden, z. B. auf Vernetzungsseiten deutschlandweit 38 Studien (siehe Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis <http://anstiftung.de/downloads/category/15-forschungsarbeiten-urbane-gaerten>) oder 13 Studien nur aus Berlin (siehe AG Forschung <http://allmende-kontor.de/index.php?id=11:ag-forschung&catid=2:uncategorised>).

Der theoretische wie methodische Zugang der Studien ist vielfältig bzw. teilweise kaum vorhanden. Hier kann die Umweltpsychologie einen maßgeblichen Beitrag leisten, indem sie fundierte theoretische Basis bietet und methodisch klare empirische Forschungsdesigns zur Untersuchung der Effekte liefert.

Auffällig ist, dass eine Beschreibung des konkreten Gartenkonzepts oft in den untersuchten Gärten fehlt, etwa zur Zugänglichkeit der Gärten, zu ehrenamtlicher oder hauptamtlicher Tätigkeit, zum ökonomischen Modell, das zugrunde liegt oder zu Altersstruktur und kulturellem Hintergrund der GärtnerInnen. Alle diese Faktoren stellen wichtige Erklärungsfaktoren für die Funktions-

weise des Gartens dar und sollten zukünftig in Betracht gezogen werden. Eine Möglichkeit der Differenzierung der Gärten sind die neun Dimensionen, die in Abbildung 1 dargestellt sind.

Abb. 1: Unterscheidungsdimensionen von urbanen Gärten (nach Martens, Zacharias & Hehl, 2014)



Anhand zweier Berliner Gemeinschaftsgärten, dem Prinzessinnengarten und dem Allmende-Kontor-Garten, denen neben vielen Gemeinsamkeiten unterschiedliche Konzepte zugrunde liegen, wird die Unterschiedlichkeit der Wirkungsmöglichkeiten anschaulich. Während im Prinzessinnengarten die OrganisatorInnen zum Teil vergütet werden, ist der Allmende-Kontor-Garten auf dem ehemaligen Flugfeld Tempelhof rein ehrenamtlich organisiert (Martens et al., 2014, siehe Abbildung 1). Die Beetbewirtschaftung ist im Prinzessinnengarten ausschließlich gemeinschaftlich, der Ernteertrag kommt dem Erhalt des Gesamtprojekts und dem Einkommen der OrganisatorInnen zugute. Im Allmende-Kontor-Garten werden Beete individuell bewirtschaftet, auch der Ernteertrag geht an die GärtnerInnen (siehe Abbildung 1).

Je nach Ausprägung dieser Dimensionen, die unterschiedlichen Gartenkonzepte repräsentieren, sind andere Möglichkeiten zur sozialen Inklusion und Bildung zu erwarten.

4. Bildung in urbanen Gemeinschaftsgärten

Gemeinschaftsgärten unterstützen nicht nur grundlegendes menschliches Zusammenleben, sondern bieten zunehmend Raum für Bildung und Entwicklung (Jumpepertz, 2014). Insbesondere informelle Bildung wird in Gärten angeregt und auch für bildungsfernes Publikum erreichbar (Martens et al., 2014). Dies geschieht durch den niedrigschwelligen Ansatz, der Menschen unverbindlich dazu einlädt, mitzugärtnern. Bildungsveranstaltungen über Gartenthemen, Umwelt und alternativen

Konsum werden oft direkt im Garten angeboten, die Schwelle zur Teilnahme ist sehr niedrig. Verschiedenartige Kompetenzen wie politische, soziale, gärtnerisch-landwirtschaftliche und ökonomische Kompetenzen werden beiläufig und auf Augenhöhe erlernt (Bendt, Barthel & Colding, 2013), oft durch innovative Methoden wie forschendes Lernen (Krasny & Tidball, 2009) und interkulturelles Lernen (Agustina & Beilin, 2012).

Eine Studie betrachtet Lernprozesse und Kompetenzvermittlung in Berliner Gemeinschaftsgärten mit dem Hintergrund der Theorie des sozialen Lernens: Community of Practice. Diese beschreibt das zeitgleiche Aufeinandertreffen von individueller Erfahrung und sozial definierten Kompetenzen, was zu Reibung zwischen dem Einzelnen und der Gruppe führt. Durch Aushandeln und Abgleichen der beiden Positionen entsteht ein Lernprozess, der von Kompetenzerwerb begleitet wird. Es handelt sich dabei nicht um die reine Vermittlung von Kompetenzen, sondern um einen gleichwertigen Prozess des Kompetenzerwerbs aller KernteilnehmerInnen, das bedeutet Lehrenden wie Lernenden (Bendt et al., 2013).

5. Entwicklung sozialer Netzwerke in urbanen Gemeinschaftsgärten

Zunächst ist auffällig, dass in Gemeinschaftsgärten im Gegensatz zu stark reglementierten Kleingärten keine einheitlichen Regelungen bestehen. Verträge sind sehr unterschiedlich ausgestaltet. Die GärtnerInnen haben oftmals die Möglichkeit zu gärtnern und sich zu beteiligen, ohne einen Vertrag zu unterzeichnen. Durch diese Niedrigschwelligkeit werden ganz neue Gruppen von Menschen angesprochen und eingeladen, mitzumachen.

Tab. 3: Unterschiedliche Gartenkonzepte und ihre Auswirkungen auf die Bildung sozialer Netzwerke (in Anlehnung an Bütikofer, 2012)

	Ton, Steine, Gärten	Prinzessinnengarten	Allmende-Kontor-Garten
			
Merkmale Gärtnernden	<ul style="list-style-type: none"> ■ Kulturelle und sozio-ökonomische Vielfalt ■ Große Altersspanne 	<ul style="list-style-type: none"> ■ Insbesondere junge Menschen aus westlichen Industrieländern 	<ul style="list-style-type: none"> ■ Kulturelle und sozio-ökonomische Vielfalt ■ Große Altersspanne
Aktivitäten	<ul style="list-style-type: none"> ■ Gemeinschaftliche Nutzung von Fläche ■ gemeinsames Aushandeln von Werten ■ Übersetzung bei Treffen 	<ul style="list-style-type: none"> ■ Gemeinsame Hochbeete ■ Informelle Bildungsangebote ■ Kooperation mit Schulen 	<ul style="list-style-type: none"> ■ Individuelle (Gruppen-)Hochbeete ■ Informelle Bildungsangebote
Sozialer Kontakt	<ul style="list-style-type: none"> ■ Neue soziale Kontakte (keine vorherigen Bindungen) ■ Verantwortungsübernahme 	<ul style="list-style-type: none"> ■ BesucherInnen: keine neuen sozialen Kontakte oder Verbindlichkeiten ■ GärtnerInnen: Freundschaften 	<ul style="list-style-type: none"> ■ Erfahrungsaustausch zwischen Gärtnernden, Verantwortungsübernahme in kleinen Gruppen

Urbane Gemeinschaftsgärten bieten die Möglichkeit, Nachbarschaftsbeziehungen zu entwickeln und soziale Netzwerke aufzubauen. Interkultureller Austausch ist insbesondere dann möglich, wenn unterstützende Strukturen zur Verfügung gestellt werden, etwa durch das Hinzuziehen von ÜbersetzerInnen für Versammlungen im Ton, Steine, Gärten Projekt, das die kulturelle Vielfalt der Nachbarschaft zwischen türkisch-, arabisch-, und deutschstämmigen Menschen repräsentiert (Bütikofer, 2012). Andere Projekte, wie der Prinzessinnengarten spricht, dagegen vor allem englischsprachige junge Menschen aus westlichen Industrieländern an (Bütikofer, 2012) und hat ein vielfältiges Angebot für Schulen eingerichtet.

Je nach Organisation des Gartenprojekts zeigen sich damit Unterschiede beim Hintergrund der aktiven GärtnerInnen, bei den Aktivitäten, die im Garten stattfinden und in der Intensität der sozialen Kontakte. Anhand drei unterschiedlicher Projekte sind die Potenziale in Tabelle 3 abgebildet.

6. Diskussion

Insgesamt zeigt sich eine breite Variation an Disziplinen, die ihre Ergebnisse zu urbanen Gemeinschaftsgärten veröffentlichen. Dennoch erscheint es, insbesondere im deutschsprachigen Raum, im Vergleich zu dem stattfindenden „Boom“ an Gemeinschaftsgärten vergleichsweise wenig. Graue Literatur und Artikel, die sich der Umsetzung widmen, können hier Aufschluss geben und sollten in Zukunft stärkere Beachtung finden.

Anhand der aufgeführten Ergebnisse wird deutlich, welche Potenziale urbane Gemeinschaftsgärten für StadtbewohnerInnen bieten. Neben der positiven Wirkung der physischen Aktivität auf Gesundheit wurde

deutlich, dass Gärten Orte für niedrigschwellige Bildung darstellen und gerade Menschen erreichen, die in ihrem Alltag wenig Zugang zu Bildung haben. Ein wichtiger Lernfaktor, der in fast allen Studien herausgearbeitet wird, ist die soziale Kompetenz. Soziale Netzwerkbildung wird insbesondere dann ermöglicht, wenn Strukturen zur Verfügung stehen, die dies zusätzlich unterstützen: Begegnungs- und Gemeinschaftsflächen oder das Hinzuziehen von ÜbersetzerInnen für Versammlungen beispielsweise.

Unterschiede zwischen verschiedenen Gartenkonzepten, die sich anhand der dargestellten Ergebnisse erahnen lassen, sollten in Zukunft stärker analysiert werden. In immer breiter und diverser ausgerichteten Gartenformen müssen auch die Effekte differenzierter analysiert werden. Hier ist die Psychologie, insbesondere die Umweltpsychologie, gefragt, zukünftig zu forschen und einen fundierten theoretischen Rahmen zu schaffen. Mögliche Fragestellungen sollten Bereiche der Umweltgerechtigkeit, der Ortsbindung und Ortsidentität sowie die Erholungspsychologie umfassen.

Ein paar Anmerkungen zur Umsetzung der Ergebnisse sollen noch gemacht werden. Eine Zusammenarbeit zwischen Umwelt- und sozialen Bewegungen (Jumpertz, 2014) und die Begleitung durch wissenschaftliche Forschung ist für die Entwicklung von Grünraum und Gärten in der Stadt wichtig. Gerade öffentliche Räume können eine wichtige Rolle für Entspannung und zur Reduktion von Stress beitragen (Knöll, Neuheuser, Vogt & Rudolph-Cleff, 2014). Aber auch Gefahren müssen reflektiert werden: so kann etwa Zwischennutzung, die häufig einen Rahmen bei der Initiierung urbaner Gemeinschaftsgärten darstellt, eine Gefahr für eben diese Projekte bedeuten. Die Gärten führen zur Aufwertung des Quartiers, was eine Steigerung der Immobilienpreise mit sich bringt und die Gefahr einer gewinnbringenden Veräußerung der Fläche birgt (Martens & Frick, 2014). Vielmehr müssen von Seiten der Städte Konzepte entwickelt werden, die eine nachhaltige Entwicklung von urbanen Gemeinschaftsgärten und damit verbundenen Bildungsprojekten ermöglichen. Kennzeichnend für die neuen Gartenformen ist, dass der städtische Gemüsegarten als Medium und Plattform für Themen wie Stadtökologie und Stadtplanung, (Welt-)Ernährung, Nachbarschaftsgestaltung, lokalen Wissenstransfer oder transkulturellen Austausch fungiert und gerade dieses Potenzial sollte ermöglicht werden. Bereits bestehende Initiativen können dabei als Anknüpfungspunkte für Strategien des urbanen Wandels hin zur Nachhaltigkeit genutzt werden (Jaeger-Erben & Matthies, 2014).

Literatur

- ABRAHAM, A., SOMMERHALDER, K. & ABEL, T. (2009). Landscape and Well-Being: A Scoping Study on the Health Promoting Impact of Outdoor Environments. *International Journal of Public Health*, 55(1), 59-69.
- AGUSTINA, I. & BEILIN, R. (2012). Community Gardens: Space for Interactions and Adaptions. *Procedia Social and Behavioral Sciences*, 36, 439-448.
- BENDT, P., BARTHEL, S. & COLDING, J. (2013). Civic Greening and Environmental Learning in Public-Access Community Gardens in Berlin. *Landscape and Urban Planning*, 109, 18-30.
- BÜTIKOFER, B. (2012). Urbane Gemeinschaftsgärten Als Keimzellen Sozialer Netzwerke. Studie Zu Sozialkapital Und Sozialen Netzwerken Am Beispiel Von Ausgewählten Berliner Gemeinschaftsgärten. (Bachelor Geographie), Humboldt Universität zu Berlin.
- GUITART, D., PICKERING, C. & BYRNE, J. (2012). Past Results and Future Directions in Urban Community Gardens Research. *Urban Forestry & Urban Greening*, 4, 364-373.
- HUNTER, M. C. R. & BROWN, D. G. (2012). Spatial Contagion: Gardening Along the Street in Residential Neighborhoods. *Landscape and Urban Planning*, 105, 407-416.
- JAEGER-ERBEN, M. & MATTHIES, E. (2014). Urbanisierung Und Nachhaltigkeit – Umweltpsychologische Perspektiven Auf Ansatzpunkte, Potentiale Und Herausforderungen Für Eine Nachhaltige Stadtentwicklung. *Umweltpsychologie*, 18(2), 10-30.
- JUMPERTZ, E. (2014). Zurück Zu Ihren Sozialen Wurzeln. Ökologische Chancengleichheit Als Aufgabe Für Die Umweltbewegung. *Politische Ökologie*, 01, 37-42.
- KAPLAN, R. & KAPLAN, S. (1989). *The Experience of Nature. A Psychological Perspective*. New York: Cambridge University Press.
- KAPLAN, S. (1995). The Restorative Benefits of Nature: Toward an Integrative Framework. *Journal of Environmental Psychology*, 15(3), 169-182.
- KNÖLL, M., NEUHEUSER, K., VOGT, J. & RUDOLPH-CLEFF, A. (2014). Einflussfaktoren Der Gebauten Umwelt Auf Wahrgenommene Aufenthaltqualität Während Der Nutzung Städtischer Räume. *Umweltpsychologie*, 35(2), 84-102.
- KRASNY, M. E. & TIDBALL, K. G. (2009). Community Gardens as Context for Science, Stewardship and Civic Action Learning. *Cities and the Environment*, 2(1), 1-18.
- MADLENER, N. (2009). Grüne Lernorte. Gemeinschaftsgärten in Berlin (Vol. 51). Würzburg: Ergon.
- MARTENS, D. (2012). Turning Brownfield into Greenspace – a Case Study Analyzing Restorative Effects. *Umweltpsychologie*, 16(2), 162-173.
- MARTENS, D. & FRICK, V. (2014). Gemeinschaftsgärten: Motive Zur Initiierung Und Einfluss Auf Erholungserleben. *Umweltpsychologie*, 18(2), 103-123.
- MARTENS, D., ZACHARIAS, M. & HEHL, F. (2014). Gemeinschaftsgärten? Ja, Bitte – Aber Wie? In S. Halder, D. Martens, G. Münnich, A. Lassalle, T. Aenis & E. Schäfer (Hrsg.), *Wissen Wuchern Lassen – Ein Handbuch Zum Lernen in Urbanen Gärten* (S. 48-93). Neu-Ulm: AG Spak.
- MÜLLER, C. (2002). Wurzeln Schlagen in Der Fremde. Die Internationalen Gärten Und Ihre Bedeutung Für Integrationsprozesse. München: oekom.
- MÜLLER, C. (2010). Urban Gardening. Grüne Signaturen Neuer Urbaner Zivilisation. In C. Müller (Hrsg.), *Urban Gardening. Über Die Rückkehr Der Gärten In Die Stadt* (S. 22-53). München: oekom.
- ROSOL, M. (2006). Gemeinschaftsgärten in Berlin. Eine Qualitative Untersuchung Zu Potenzialen Und Risiken Bürgerschaftlichen Engagements Im Grünflächenbereich Vor Dem Hintergrund Des Wandels Von Staat Und Planung. Berlin: Mensch & Buch Verlag.
- STOKOLS, D. (1979). A Congruence Analysis of Human Stress. In I. G. Saranson & C. D. Spielberger (Eds.), *Stress and Anxiety* (Vol. 6, pp. 27-53). Washington: Hemisphere.
- VAN DEN BERG, A. E. & CUSTERS, M. H. G. (2011). Gardening Promotes Neuroendocrine and Affective Restoration from Stress. *Journal of Health Psychology*, 16(1), 3-11.
- VAN DEN BERG, A. E., VAN WINSUM-WESTRA, M., DE VRIES, S. & VAN DILLEN, S. M. E. (2010). Allotment Gardening and Health: A Comparative Survey among Allotment Gardeners and Their Neighbors without an Allotment. *Environmental Health*, 9(1), 74-87.
- WOHLWIL, J. F. (1976). Environmental Aesthetics: The Environment as a Source of Affect. In I. Altman & J. F. Wohlwill (Eds.), *Human Behavior and Environment: Advances in Theory and Research* (Vol. 1, pp. 37-86). New York: Plenum.

Autorin

Dr. Dörte Martens

Studium der Psychologie an der Technischen Universität Berlin, Promotion an der Universität Zürich zum Einfluss natürlicher Umwelten auf das psychische Wohlbefinden. Systemischer Coach für NachwuchswissenschaftlerInnen. Forschungsprojekte zu urbanen Gemeinschaftsgärten und Dozentin an der Universität Potsdam.



workstation ideenwerkstatt berlin e.V.
Laskerstraße 6-8
D-10245 Berlin
Telefon: +49 (0)30 3229 8531
doerte.martens@alumni.tu-berlin.de



Lehrgang „Psychotherapeutisches Propädeutikum“ Wien - Oberösterreich

**Arbeitsgemeinschaft Personzentrierte Psychotherapie,
Gesprächsführung und Supervision –**
Vereinigung für Beratung, Therapie und Gruppenarbeit

Die APG bietet in *Wien* und in *Oberösterreich* einen Lehrgang „Psychotherapeutisches Propädeutikum“ an. Der Lehrgang entspricht den Bestimmungen des Psychotherapiegesetzes und bildet den ersten Teil der Psychotherapieausbildung. Er ist somit *eine* Voraussetzung für die Aufnahme in eine schulenspezifische Ausbildung zur Psychotherapeutin/zum Psychotherapeuten.

Inhalt und Umfang

Das Propädeutikum besteht aus einem Theorieteil (765 Std.) und einem praktischen Teil (560 Std.). Der praktische Teil beinhaltet Selbsterfahrung, ein Praktikum und Supervision.

Unsere Grundsätze

- + *Individualität und Flexibilität*
betreffend Studienplanung und Studiendauer
- + *Höchste Professionalität*
garantiert ein Pool von vielfältig ausgebildeten
LehrveranstaltungsleiterInnen
- + *Faire Preisgestaltung*
durch sparsame und umsichtige Verwaltung
- + *Wohlwollende Zuwendung und Beratung*
während der Ausbildung durch das Leitungsteam bringen
AusbildungskandidatInnen in ihrem Tempo ans Ziel
- + *Ein Einstieg in den Lehrgang ist jederzeit möglich!*

Informationsabende – jeden Monat in Wien und OÖ!

Wien

Lehrgangsbüro: jeden ersten Dienstag im Monat ab 18.00 Uhr
(außer Mai, September und Jänner)

Therapiezentrum Gersthof: 08.09.2015, 12.01.2016, Klosterg. 31-33, Terrassenraum, 1180 Wien, jeweils 18.00-19.30 Uhr

Linz

Praxis Mag.^a Barbara Wimmer: 02.07., 10.09.2015, ab 18.30 Uhr,
4020 Linz, Waltherstraße 24

PGA (Verein für Prophylaktische Gesundheitsarbeit): 13.10.2015,
ab 18.00 Uhr, 4020 Linz, Museumstraße 31a

**Gerne schicken wir Ihnen Infomaterial zu - fordern Sie
dieses einfach in unserem Lehrgangsbüro an!**

Kontakt/ Lehrgangsbüro

1090 Wien, Strudlhofgasse 3/2, Tel. 01/315 41 02.

E-Mail: prop@apg.or.at, Homepage: www.apg.or.at

Hier können Sie alles über Kosten, Dauer, Seminarangebote, Anrechnungen etc. erfahren.

Partizipative Aneignung des öffentlichen Raums am Beispiel des Wiener Donaukanals

Participatory Appropriation of Public Space – A Case Study of the Danube Canal in Vienna

Cornelia Ehmayer

Themenschwerpunkt Gestaltung der Umwelt

Zusammenfassung

Der folgende Artikel diskutiert das umweltspsychologische Konzept der Aneignung und verknüpft dies mit einem konkreten Fallbeispiel, dem Wiener Donaukanal. Aus Sicht der Stadtpsychologie ist Aneignung der Schlüssel zu einer lebendigen Stadt. Die Stadt braucht Menschen, die sich ihrer annehmen und den öffentlichen Raum gestalten, um sie lebendig zu erhalten. Genau hier setzt die Stadtpsychologie an, indem sie Menschen dazu ermutigen will, sich den öffentlichen Raum anzueignen. Wie dies in der Praxis tatsächlich vonstatten gehen kann, wird am Beispiel des Wiener Donaukanals anschaulich dargelegt. In diesem Fall kamen Methoden qualitativer Sozialforschung zum Einsatz, wobei hier besonders die Ergebnisse der teilnehmenden Beobachtung und der Leitfadeninterviews aufzeigten, in welchen Bereichen sich die Menschen den Freiraum Donaukanal angeeignet haben.

Abstract

This article focuses on the concept of appropriation of urban space, how it is defined by the "Stadtpsychologie", and links the theoretical approach to a case study of the "Viennese Danube Canal" (Donaukanal). Appropriation is considered to be a key element for a vital urban life as a city needs committed citizens who appropriate urban spaces and thereby keep a city alive. For the case study and the empirical work on the Danube Canal, qualitative social research has been conducted. The results from the participatory observation as well as from the guided interviews that show clearly in which way people appropriated the Danube Canal, were of particular importance.

1. Einleitung

Der vorliegende Aufsatz zeigt beispielhaft auf, wie das Konzept der Aneignung (Flade, 2006) für die Weiterentwicklung eines definierten Stadtgebietes angewandt wurde. Das Übertragen von umwelt- und gemeindepsychologischen Konzepten auf die Stadtentwicklung soll dazu führen, dass den Menschen in der Stadt mehr Handlungsspielraum bei der Gestaltung ihres Lebensraums eröffnet wird. Genau dies spiegelt auch den theoretischen Zugang der Stadtpsychologie wider und bildete die Grundlage für die empirischen Forschungen am Wiener Donaukanal.

Abb. 1: Der Wiener Donaukanal von oben im Bereich „Innere Stadt“ im Zentrum Wiens (Foto: Stadt Wien)



2. Der Wiener Donaukanal und seine Bedeutung für die Stadt

Der Donaukanal nimmt in der Stadtentwicklung Wiens eine besondere Rolle ein. Aus psychologischen Gründen

hat der Donaukanal für Wien große Bedeutung, weil die WienerInnen mit ihm viele persönliche Erlebnisse, Erfahrungen und Geschichten verbinden, was wesentlich zur Bildung von (Orts-)Identität beiträgt (Walden, 1995; Graumann, 1996; Flade, 2006). Aus geographischen Gründen hat der Donaukanal für die Stadt Bedeutung, weil er aufgrund seiner Länge von 17,3 Kilometern unterschiedliche Stadtteile Wiens und sieben Bezirke miteinander verbindet. Doch auch aufgrund seiner Nutzungsvielfalt stellt der Donaukanal für Wien einen besonderen städtischen Freiraum dar: Der Donaukanal wird von kulturell und altersmäßig verschiedenen Bevölkerungsgruppen teils intensiv genutzt, vor allem zur Entspannung und Erholung am und durch das Wasser, so wie er auch Bewegungsraum und Sportplatz bietet. Auch das „Abgerücktsein“ von der Stadt und der hohe Grünanteil sind eine Besonderheit, die diesen urbanen Raum kennzeichnen (Ehmayer, 2008).

Abb. 2: Der Donaukanal bei der Wiener Urania, „Innere Stadt“ (Foto: Stadt Wien)



Seit der Zeit seiner Entstehung Ende des 19. Jahrhunderts hat sich am Donaukanal einiges verändert. In den vergangenen Jahren wurde das Vorhaben der Stadt Wien umgesetzt, den Donaukanal als Naherholungsgebiet, als Kulturraum und als lebendigen Stadtteil für die WienerInnen noch attraktiver zu gestalten (Stadtentwicklung Wien, 2005). Alle Projekte und Bauvorhaben zusammengefasst stehen für einen Aufschwung des urbanen Raums Donaukanal (Ehmayer, 2008). Im Jahr 2005 wurde der Donaukanal zu einem der 13 Zielgebiete im Stadtentwicklungsplan Wien-STEP 05 definiert (Stadtentwicklung Wien, 2005). Für jedes der 13 Zielgebiete galt es, einen eigenen Masterplan zu erstellen. Mit dem „Masterplan Donaukanal“ war das zentrale Ziel verbunden, kommerziell nutzbare Bereiche von jenen zu unterscheiden, die als Freiräume der Bevölkerung zur Verfügung stehen sollten. Die Stadtpsychologie war über die Studie „Wohlfühl- und Freizeitoase Donaukanal“ (Ehmayer, 2008) maßgeblich in die Entstehung des Masterplans eingebunden.

3. Stadtentwicklung als ein Prozess der Aneignung

3.1. Aneignung in der Theorie

Aneignung ist ein interaktiver Prozess einer Mensch-Umwelt-Beziehung, der dem Bedürfnis nach aktiver Gestaltung der Lebensumwelt nachkommt, indem Menschen sich etwas „zu eigen machen“. Sich etwas zu eigen machen bedeutet, auf etwas Einfluss auszuüben, sich darum zu kümmern, Vertrauen und Bindung herzustellen und sich letztlich damit zu identifizieren. Umweltaeignung geschieht durch Inbesitznahme, wenn auch nur temporär, und Personalisierung (Walden, 1995; Graumann, 1996; Flade, 2006). Aneignung wird dabei von Gefühlen der Zugehörigkeit und des Wohlbefindens begleitet und macht deutlich, dass Wohnumwelt nicht nur Wahrnehmungs- und Erfahrungsraum, sondern immer auch Handlungs- und Erlebnisraum ist (Peterschelka, 1999). Gemeint sind damit alle Handlungen, bei denen Umwelt von Menschen verändert wird. Umweltaeignung bezieht sich weniger auf die Veränderung der fest eingebauten Bestandteile von Architektur, sondern auf die flexibleren, vielfältig nutzbaren Teile der Umwelt. Umwelten, die Gelegenheit zur Aneignung und damit zur Identifikation bieten, helfen, dem Erleben von Kontrollverlust und Hilflosigkeit entgegenzuwirken (Flade, 2008). Weichhart (1990) führt folgende Aspekte zur individuellen Identifikation mit dem öffentlichen Raum an: Physische Sicherheit, Aktivität und Stimulation, soziale Interaktion und soziale Symbolik sowie Individuation. Physische Sicherheit entsteht durch ein ablesbares, wahrnehmbares und interpretierbares Muster, das die physische Komplexität reduziert. Aktivität und Stimulation sind jene Tätigkeiten, bei denen einzelne Personen oder Gruppen aktiv und kreativ in ihren Lebensraum eingreifen. Mit sozialer Interaktion und sozialer Symbolik ist gemeint, dass der physische Raum als territoriale Projektionsfläche von Werten, Sinnkonfigurationen und sozialen Bezügen dargestellt wird. Mit Individuation wird schließlich der physische Raum eine Projektionsfläche für das einzelne Subjekt. Bei Gruppen erweitern sich die vier zuvor genannten Grundvoraussetzungen um den Aspekt der Kommunikation und Interaktion im alltäglichen Leben, wobei der Ortsbezug bei der raumbezogenen Identität von Gruppen eine bedeutende Rolle spielt. Hauser (2006) betont dabei den Prozesscharakter von Identität. Dieser muss laufend durch die Wahrnehmung und Kommunikation der Beteiligten neu hergestellt werden. Identitäten beziehen sich gleichzeitig auf die drei Zeitdimensionen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Von Individuen oder Gruppen überbrachte Erzählungen aus der Vergangenheit bilden Anknüpfungspunkte zur Bildung von Identität in der Gegenwart und ermöglichen das Entwickeln von Zukunftsvisionen. Insofern ist es auch für eine partizipative und nutzerInnenorientierte Stadtentwicklung wichtig, das kommunikative und kulturelle Gedächtnis zu erhalten (Ehmayer, 2012).

3.2. Aneignung in der Praxis

Das Konzept der (Umwelt-)Aneignung hat bis heute nichts an Aktualität verloren. Stadtentwicklung ist immer auch ein Prozess der Aneignung. Eine Diagnose aus der langjährigen Tätigkeit der Stadtpsychologie lautet: Aneignung ist der Schlüssel zu einer belebten und gelebten Stadt, denn die Stadt braucht Menschen, die sich ihrer annehmen, die sich öffentlichen Raum aneignen und damit die Stadt am Leben erhalten. Im Gegenzug dazu ergibt sich in Stadtteilen, die kaum Möglichkeiten zur Aneignung bieten, ein Bild von Plätzen, die keiner nutzt, von Parks, die verwahrlosen oder von Verkehrsflächen, die nur dem motorisierten Verkehr und nicht den Menschen zugänglich sind. Am Beispiel des Wiener Donaukanals kann man erkennen, dass sich besonders junge StadtbewohnerInnen öffentlichen Raum über vielfältige Formen aneignen. Diese Form der Raumanneignung trägt wesentlich zum Zugehörigkeitsgefühl zu einer Gruppe bei und spielt eine Rolle bei sogenannten „ingroup-outgroup-Interaktionen“ (Graumann, 1996).

Aneignung bedeutet aber auch soziale Differenzierung und Markierung gegen andere. Sei es mit Guerilla Knitting-Aktionen, Guerilla Gardening, der regen Graffiti-Szenen, die seit Jahren den öffentlichen Freiraum für künstlerische Bemalungen nutzt oder sei es, wenn der Donaukanal einfach zum „Abhängen“ genutzt wird (Ehmayer, 2008). Aber auch wenn Aneignung ein lebensraumbezogenes Grundbedürfnis der Menschen ist (Flade, 2006) und teils vielfältige, lebendige Formen der Raumanneignung in der Stadt zu beobachten sind, geschieht diese mehrheitlich nicht von selbst. So liegt die Aufgabe der Stadtpsychologie darin, über Angebote und Anreize (Projekte und Interventionen im öffentlichen Raum) die Menschen zur Mitgestaltung anzuregen. Besonders jene mit wenig Erfahrung an Teilhabe bei stadtgestalterischen Prozessen sind die zentrale Zielgruppe, der sich die Psychologie zuzuwenden hat. Die Menschen werden so von passiven StadtnutzerInnen zu aktiven StadtgestalterInnen.

Abb. 3: Interview im Rahmen der Studie „Wohlfühl- und Freizeitoase Donaukanal“ (Ehmayer, 2008)



4. Die Stadtpsychologie am Donaukanal

2007 wurde die STADTPsychologie mit der Prozessorganisation und Prozessbegleitung zur Erstellung des „Masterplans Donaukanal“ von der Donaukanalkoordination der Stadt Wien beauftragt. Ausgangspunkt dieser Zusammenarbeit war eine umfassend angelegte qualitative Studie, die von der STADTPsychologie zwischen 2006 und 2008 durchgeführt worden war. Unter dem Titel „Wohlfühl- und Freizeitoase Donaukanal“ wurde dabei die Beziehung der WienerInnen zum Donaukanal erforscht (siehe Abschnitt 5).

Abb. 4: Masterplan „Donaukanal“



Sowohl die Ergebnisse dieser Studie als auch psychologisches Expertinnen-Wissen sollten in den Masterplan eingearbeitet werden. Alle Maßnahmen und Aktivitäten, die im Rahmen der Zusammenarbeit zwischen STADTPsychologie und Stadt Wien gesetzt wurden – seien es planerische, künstlerische oder stadtgestalterische – wurden auf die Bedürfnisse der Bevölkerung ausgerichtet. Als Folge davon entstanden die sogenannten „Ermöglichungsräume“. Diese sind im Masterplan – Zielgebiet Donaukanal (2009) – definiert als „Bereiche, die sich hinsichtlich ihrer Gestaltung und Nutzung vom Umgebungsbereich abheben und darüber hinaus einen partizipativen Charakter haben, indem sie nutzungs-offen und gestalterisch nicht vordefiniert sind.“ (Stadt Wien, Magistratsabteilung 28, 2009, S. 44). Damit wurde ganz besonders auf die differenzierten Bedürfnisse der NutzerInnen des Donaukanals nach konsumfreier Freizeitgestaltung und Erholung Rücksicht genommen. Die Bevölkerung sollte dabei in die Planung und Bespielung miteinbezogen werden. Als eine weitere Maßnahme im Masterplan wurde die Errichtung von „Fairness Zonen“ begonnen. Diese speziell ausgewiesenen Bereiche dienen zur Förderung des fairen Umgangs vor allem zwischen RadfahrerInnen und anderen NutzerInnen des Donaukanals. Bis heute werden Markierungen für „Fairness Zonen“ angebracht und es finden regelmäßig Aktionen zum Thema „Faires Miteinander“ am Donaukanal statt. Im Rahmen sogenannter „Fairnesstage“ wird unter anderem der direkte Dialog mit RadfahrerInnen und FußgängerInnen gesucht und es werden Befragungen durchge-

führt. Ein zentrales Ergebnis einer 2012 durchgeführten Evaluierung ist, dass bereits 90% der Befragten die „Fairness Zonen“ kennen (Ehmayer, 2012). Bei zentralen Veränderungsmaßnahmen am Donaukanal wird die Bevölkerung nach wie vor eingebunden und persönliche Gespräche mit NutzerInnen werden weiterhin regelmäßig geführt. Basierend auf dieser Vorgehensweise wurde der Donaukanal zu einem Vorzeigeprojekt für partizipative Stadtentwicklung in Wien.

5. Aneignung qualitativ erforschen – Die stadtpsychologische Studie „Wohlfühl- und Freizeitoase Donaukanal“

Angesichts der Entwicklungen am Wiener Donaukanal vor ein paar Jahren drängte sich die Frage auf, ob das, was am Donaukanal passiert und passieren soll, eigentlich mit dem übereinstimmt, was die NutzerInnen brauchen und wünschen. Dahinter stand die These, dass der Donaukanal ein öffentlicher Raum ist, mit dem sich die Menschen stark identifizieren. Identifikationsräume sind wesentliche Bestandteile einer „gesunden“ Stadtentwicklung, denn sie schaffen bei der Bevölkerung eine Beziehung zur eigenen Stadt. Gerade deshalb ist es von hoher Relevanz, gestalterische Maßnahmen in Abstimmung mit der Bevölkerung umzusetzen. Nachdem es seitens der Stadt Wien keine konkreten Absichten gab, die Bevölkerung mit einzubeziehen, begann das Team der STADTPsychologie im Jahr 2006 in Eigeninitiative mit der Forschungstätigkeit zur Studie „Wohlfühl- und Freizeitoase Donaukanal“.

Abb. 5: Interview im Rahmen der Studie „Wohlfühl- und Freizeitoase Donaukanal“ (Ehmayer, 2008)



Ziel war es herauszufinden, welche Beziehung die WienerInnen zum Donaukanal pflegen und welche Räume sie sich am Donaukanal bereits angeeignet haben. Darüber hinaus war es von Interesse, wie sich die zum damaligen Zeitpunkt bereits begonnene Veränderung am Donaukanal (in den Jahren zuvor hatte beispielsweise eine zunehmende Ansiedlung von Gastronomie am Donaukanal stattgefunden) auf die Menschen auswirkt und welche Veränderungswünsche sie in diesem Zusammenhang haben. Gleichzeitig sollte mit der qualitativen Befragung eine Auseinandersetzung mit dem städtischen Freiraum „Donaukanal“ in Gang gebracht und die Bevölkerung auf künftige Beteiligungsprozesse vorbereitet werden. Die aktivierende Wirkung von qualitativen Erhebungen im öffentlichen Raum ist spätestens seit dem Stadtforschungsprojekt „Urbane Frauen“ (Ehmayer, 1998) belegt. Ausgelöst durch die Art der Befragung beginnen sich die interviewten Personen mit ihrem Lebensraum intensiver zu beschäftigen. Dies erhöht bei den Menschen die Bereitschaft, sich zu einem späteren Zeitpunkt aktiv bei der Gestaltung einzubringen.

5.1. Vorgehensweise

Im Rahmen der Studie „Wohlfühl- und Freizeitoase Donaukanal“ (Ehmayer, 2008) wurde wie folgt vorgegangen:

- NutzerInnen-Beobachtung: Zwei Wochen lang wurden zu unterschiedlichen Tageszeiten und über die gesamte Länge des Donaukanals systematische Beobachtungen der NutzerInnengruppen am Donaukanal durchgeführt.
- Qualitative Leitfadenterviews: 4-monatige Interviewtätigkeit zu unterschiedlichen Tageszeiten und über die gesamte Länge des Donaukanals mit insgesamt 517 Personen
- Transkription und Auswertung der Interviews: Für die Auswertung der großen Datenmenge wurde in der STADTPsychologie erstmals eine Datenmatrix für eine computergestützte Auswertung entwickelt. Diese kommt seitdem zur Anwendung.
- Verfassen eines Forschungsberichtes
- Künstlerische Umsetzung der Ergebnisse
- Präsentation der Studie und des „Wesens Donaukanals“ im Rahmen einer Pressekonferenz in der Wiener Urania.

Ein siebenköpfiges Forschungsteam der STADTPsychologie arbeitete rund eineinhalb Jahre an diesem Forschungsprojekt. Von den insgesamt 517 befragten Personen waren 204 Frauen und 313 Männer. 80% waren aus Wien, 6% kamen von außerhalb der Stadt und 14% machten keine Angabe zu ihrem Wohnort. Die jüngste Befragte war zehn Jahre und die älteste Person war 90 Jahre alt. Die qualitative Erhebung folgte den Standards qualitativer Sozialforschung, insbesondere der Grounded Theory (Breuer, 1996; Flick, 2007; Glaser & Strauss, 1998) in Kombination mit selbst entwickelten Metho-

den, basierend auf der eigenen Arbeitspraxis (post it-Methode, computergestützte Datenmatrix). Die zentrale Erhebungsmethode war das problemzentrierte, qualitative Interview im öffentlichen Raum. Der Interviewleitfaden enthielt Fragen, die einerseits auf Ortsbindung und Wohlbefinden ausgerichtet waren. Andererseits wurden Fragen gestellt, die das Typische und das Besondere des Donaukanals erörterten sowie auch identitätsstiftende Aspekte dieses Freiraumes herausarbeiten.

Als zentraler Aspekt jedes stadtpsychologisch ausgerichteten Interviews (Ehmayer, 2009) gilt die sogenannte „Veränderungsfrage“. Diese soll die Menschen anregen, über Möglichkeiten für Veränderungen des erforschten Stadtgebietes nachzudenken. Die Frage „Was würdest du tun?“ verbindet den gemeindepsychologischen Ansatz des Empowerments mit dem Konzept der Umweltaeignung. Das heißt, die Menschen sollen ermächtigt werden, ihren Lebensraum mitzugestalten und aktiv eine Veränderung der Umwelt erarbeiten (Hellbrück & Fischer, 1999; Stark, 1996).

5.2. Ergebnisse der Studie

Die Ergebnisse zeigen, dass der Großteil der Befragten eine sehr persönliche und durchaus positive Beziehung zum Donaukanal hat. Generell assoziiert der Großteil der Befragten etwas Positives mit dem Donaukanal. Er stellt für sie eine „Erholungsoase“ dar, in der sie Ausgleich und Entspannung erleben können. Er hat für viele NutzerInnen „Wohlfühlcharakter“, ist ein „Naherholungsgebiet“, und ein „Ort, an dem man sich zurückziehen und die Ruhe genießen kann“.

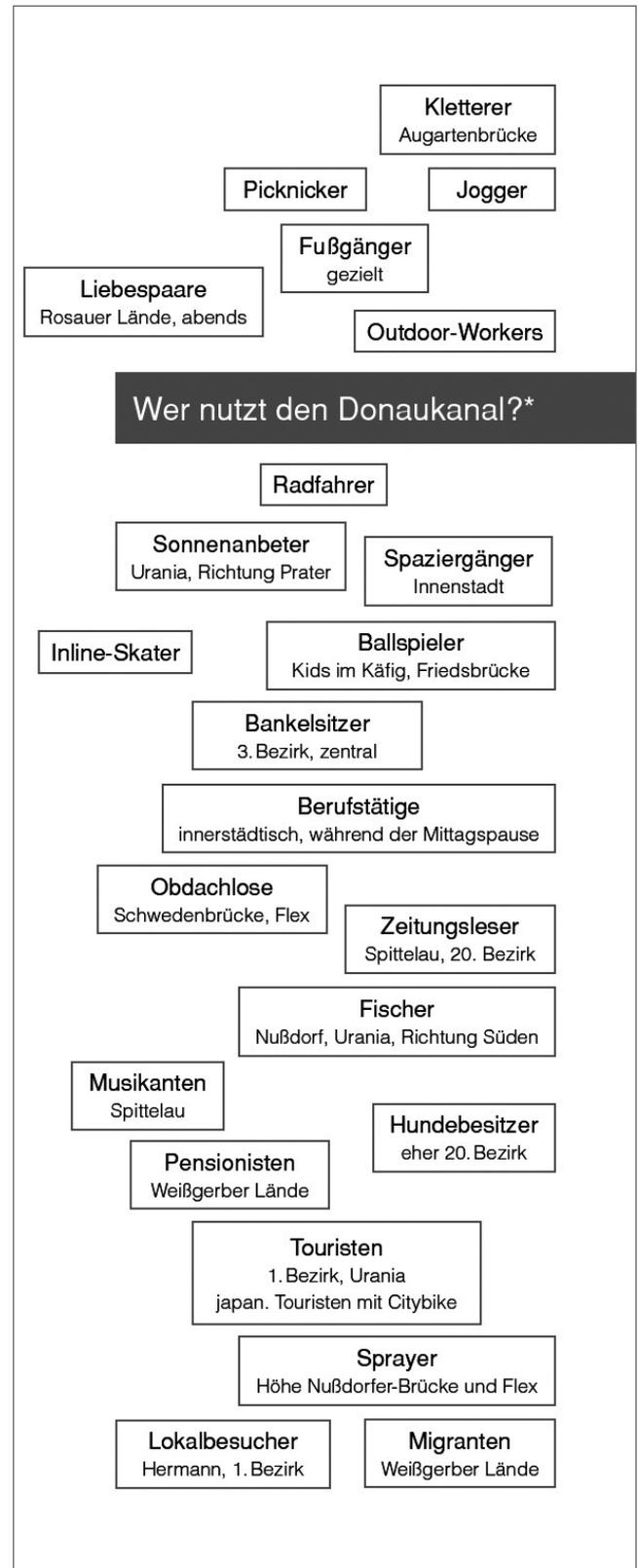
Die Mehrheit der Befragten nutzt den Donaukanal für private Zwecke. Die Nutzung des Donaukanals ist dabei vielfältig. Die Hauptaktivitäten am Kanal sind „Bewegung“, „Ausgehen“ und man nutzt ihn für „Erholung und Entspannung“. Umweltpsychologisch lässt sich aus der NutzerInnenanalyse und der NutzerInnen-Beobachtung ableiten, für welche Aktivitäten sich die NutzerInnen den Freiraum Donaukanal angeeignet haben.

Als besonders angenehme Aspekte werden die „vielfältige Gastronomie“ am Donaukanal genannt sowie die Freizeitangebote, die auch abseits der „Lokalmeile“ vorhanden sind und zum Beispiel in der Mittagspause genutzt werden, aber auch zum „Spaziergehen“, „Schifffahren“ oder zum „Spielen“ anregen. Als dritter positiver Aspekt des Donaukanals werden die „Ruhe“ und das „Klima“ genannt. Man hat „Ruhe vor den Autos“, das Wasser wirkt „beruhigend und kühlend“ und man kann „der Stadt ein bisschen entfliehen“. Es lässt sich davon ausgehen, dass als angenehm Erlebtes im Allgemeinen als beziehungsfördernde Komponente einzustufen ist, während unangenehme Erlebnisse oder Eindrücke sich eher beziehungsstimmend auswirken.

Bei den Veränderungsvorschlägen stellt die „Sehnsucht nach Natur und Grün“ den größten Aspekt dar. Einige Beispiele dafür sind der „Wunsch nach mehr Grünstreifen“, „mehr Blumenbeeten“, „mehr Bäumen

und Sträuchern“, „Böschungen bis zum Wasser“, „Ansiedelung von Tieren“, „Ufer natürlich gestalten“ etc. Aber auch der Wunsch nach architektonischen Veränderungen – wie die „Schaffung von zusätzlichen Zugängen zum Wasser“ – und nach einer „stärkeren Belebung durch besondere Veranstaltungen“ ist Thema am Donaukanal.

Abb. 6: Nutzeranalyse zum Donaukanal (Ehmayer, 2008)



5.3. Schlussfolgerungen

Aus stadtpsychologischer Sicht lässt sich sagen, dass der Donaukanal als städtischer Bedeutungsraum zu bewerten ist. Belegt wird dies unter anderen auch durch die vielfältigen Formen der Nutzung. Die Menschen in Wien haben sich den Donaukanal angeeignet. Die besondere Bedeutung des Donaukanals entspricht psychologischen Studien, die sich mit der Wirkung von Natur und Landschaft auf den Menschen befassen. Der Erholungswert von Natur und Grün konnte ein weiteres Mal belegt werden. Die restaurative und salutogene Wirkung von naturnahen städtischen Freiräumen kommt dabei besonders zum Tragen, wenn diese über Grün und Wasser verfügen (Cervinka, 2007; Hartig et al., 1991; Kaplan, 1995; Schultz et al., 2004; Schultz et al., 2007). Der Donaukanal als städtischer Bedeutungsraum legt nahe, dass vor allem bei Veränderungsprozessen die NutzerInnen einbezogen werden müssen. Entsprechende Erhebungen sind im Vorfeld von Planungen durchzuführen, um besser auf die Bedürfnisse der Bevölkerung Rücksicht nehmen zu können. Wird dies verabsäumt, kann es zu einem Verlust der positiven Beziehung zu einem städtischen Freiraum kommen, was wiederum negative Auswirkung auf das Wohlbefinden hat. Das bei der Stadtbevölkerung stark vorhandene Bedürfnis nach Natur und die damit verbundenen gesundheitsfördernden Potenziale zeigen, dass das Erleben von Natur in städtischen Freiräumen von Bedeutung ist.

Abschließend lässt sich sagen, dass der Donaukanal für die Wiener Bevölkerung einen sehr hohen Stellenwert hat, denn beinahe alle Befragten waren sich einig, dass Wien ohne den Donaukanal „ein Stück ärmer wäre“ (Ehmayer, 2008).

5.4. Evaluierung der Studie in den Jahren 2012 und 2013

2012 wurden im Rahmen einer Evaluierung (Ehmayer & Gebhardt, 2012) 65 NutzerInnen am Donaukanal mittels qualitativer Leitfadeninterviews befragt. Davon waren 26 Personen männlich (41 %) und 38 weiblich (59 %). Das Durchschnittsalter betrug rund 37 Jahre (37,25). Die Stichprobe reicht nicht aus, um daraus repräsentative Aussagen abzuleiten, aber es kann im Sinne eines Stimmungsbildes ein Vergleich mit den Ergebnissen der Studie „Wohlfühl- und Erholungsoase Donaukanal“ aus dem Jahr 2006 (Ehmayer, 2008) angestellt werden. Wie bereits zuvor erwähnt, konnte gezeigt werden, dass der Bekanntheitsgrad der „Fairness Zonen“ erheblich angehoben werden konnte. Darüber hinaus war ein zentrales Ergebnis dieser Evaluierung, dass sich die Ansichten der NutzerInnen bezüglich der als angenehm empfundenen Aspekte des Donaukanals verändert haben.

2013 wurde im Rahmen der Aktionswoche „fairness zone 013“ (Ehmayer, 2013) ein weiteres Mal mit NutzerInnen am Donaukanal gesprochen, um einen Vergleich mit den Ergebnissen aus dem Jahr 2006 zu ermöglichen.

Insgesamt wurden so die Meinungen von 80 Personen erhoben, die zu 40 % männlich und zu 60 % weiblich waren. Das Durchschnittsalter betrug 39 Jahre; die jüngste befragte Person war 16 Jahre, die älteste 90 Jahre alt.

Exemplarisch werden hier die als angenehm erlebten Aspekte des Donaukanals aus allen drei Erhebungen einander gegenüber gestellt.

Tab. 1: Darstellung der als angenehm empfundenen Aspekte des Donaukanals. Im Vergleich dazu die Ergebnisse aus Befragungen aus dem Jahr 2006, 2012 und 2013 (Ehmayer, 2008; Ehmayer & Gebhardt, 2012; Ehmayer, 2013).

Angenehme Aspekte des Donaukanals		
2013	2012	2006
Grün und Natur	Grün und Natur	Lokale am Donaukanal
Wasser	Gute Lage	Das Freizeitangebot
Ruhe und Erholung	Ruhe und Entspannung	Ruhe & angenehmes Klima

Wie in obiger Tabelle sichtbar wird, haben sich die Themen bei den NutzerInnen dahingehend verändert, dass Ruhe, Natur und Erholung einen noch höheren Stellenwert am Donaukanal einnehmen als bisher. Durch die gestiegene Attraktivität des Donaukanals als städtischer Erholungs- und Freizeitbereich ist auch der Nutzungsdruck gestiegen. Dadurch können NutzerInnengruppen mit unterschiedlichen oder sogar konträren Bedürfnissen eher in Konfrontation geraten. Die Bedeutung der Gastronomie am Kanal hat abgenommen. Nachdem diese mittlerweile einen selbstverständlichen Stellenwert eingenommen hat, wird damit weder besonders Angenehmes noch Unangenehmes empfunden. Der motorisierte Verkehr entlang des Donaukanals sowie die 2006 noch empfundene Unsicherheit stellen in der Erhebung 2012 sowie 2013 keine zentralen Themen mehr dar.

6. Resümee

Am Beispiel „Donaukanal“ sollte gezeigt werden, welche Möglichkeiten es von Seiten der Psychologie gibt, auf das weite Feld der nachhaltigen Stadtentwicklung Einfluss zu nehmen. Ein zentrales Konzept, das sich insbesondere für das Einbeziehen von NutzerInnen eignet, ist jenes der Aneignung. Damit lassen sich für die Bevölkerung gezielte Angebote setzen, die zu einer stärkeren Bindung der Menschen an ihren Lebensraum führen.

Aus stadtpsychologischer Sicht ist es notwendig, im Vorfeld von Aneignungsprozessen entsprechende Studien und Umfragen durchzuführen. So kann genauer auf die Bedürfnisse der Bevölkerung Rücksicht genommen werden. Wird dies verabsäumt, kann es zu einem Verlust der positiven Beziehung zu städtischen Freiräumen kommen. Das gerade bei der Stadtbevölkerung stark vorhandene Bedürfnis nach Natur und die damit verbundene gesundheitsfördernde Wirkung verlangen nach in-

tensiver Bearbeitung städtischer Freiräume gemeinsam mit der Bevölkerung. Partizipation ist laut Auffassung der Stadtpsychologie dabei als Arbeitsweise mit und zwischen Menschen zu verstehen. Es geht dabei um geteilte Verantwortlichkeiten, um Wissen und um Macht. Es ist eine demokratische Art und Weise, die Dinge zu erledigen (Baker & Hinton, 1999).

Die Aneignung städtischer (Frei-)Räume trägt zu einem erhöhten Gefühl von Verbundenheit mit der eigenen Stadt bei. Durch Aneignung wird das Wohlbefinden der NutzerInnen gesteigert, was dazu führt, dass die Menschen gerne in ihrer Stadt leben. Das bedeutet: Je stärker die Bindung der Menschen an ihre Stadt, umso lebendiger ist sie (Flade, 2006; Kruse, Graumann & Lantermann, 1996; Walden, 1995). Diese spezielle Form der Stadtqualität weist im Übrigen auch den Weg in die Zukunft. Attraktive Städte haben bessere Chancen, wenn es um ihre Zukunft geht. So gesehen sind städtische Freiräume, mit denen sich die Menschen identifizieren und in denen sie sich gerne aufhalten, Teil einer nachhaltigen Stadtentwicklung.

Literatur

- BAKER, R. & HINTON, R. (1999). Do focus groups facilitate meaningful participation in social research? In R. Barbour & J. Kitzinger (Hrsg.), *Developing Focus Group Research: Politics, Processes and Practice* (S. 79-98). London: Sage.
- BARBOUR, R. & KITZINGER, J. (Hrsg.). (1999). *Developing Focus Group Research: Politics, Processes and Practice*. London: Sage.
- BREUER, F. (Hrsg.). (1996). *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- CERVINKA, R. (2007). *Natur und Naturverbundenheit als Quellen für Wohlbefinden und Gesundheit*. Vortrag präsentiert auf der Fachtagung „Spirit of Nature – Wieviel Natur braucht der Mensch“. Illmitz, Dezember 2007.
- EHMAYER, C. (1998). *Endbericht „Urbane Frauen – Nachhaltige Stadt aus Frauensicht“*. Wien: Volkshochschule Floridsdorf.
- EHMAYER, C. (2008). *Wohlfühl- und Freizeitoase Donaukanal – Eine Stadtpsychologische Erhebung über die Beziehung der Wienerinnen und Wiener zum Donaukanal*. Zugriff am 19.01.2015, von <http://www.stadtpsychologie.at/2006-2007-wohlfühloase-donaukanal>
- EHMAYER, C. (2009). *Das Stadtpsychologische Interview*. Zugriff am 19.01.2015, von www.stadtpsychologie.at/Leitfadeninterviews
- EHMAYER, C. (2012). *Die „Aktivierende Stadtdiagnose“ als eine besondere Form der Organisationsdiagnose. Ein umwelt- und gemeindepsychologischer Beitrag für eine nachhaltige Stadt- und Gemeindeentwicklung*. Dissertation, Universität Wien.
- EHMAYER, C. & GEBHART, L. (2012). *Studie zur Fairness Zone am Donaukanal*. Wien: Radfahrgenieur Wien GmbH.
- EHMAYER, C. (2013). *Endbericht – Fairness Zone Donaukanal_013*. Wien: Mobilitätsagentur Wien GmbH.
- FLADE, A. (2006). *Wohnen psychologisch betrachtet*. Bern: Huber.
- FLADE, A. (2008). *Architektur psychologisch betrachtet*. Bern: Huber.
- FLICK, U. (2007). *Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- GLASER, B. G. & STRAUSS, A. L. (1998). *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern: Huber.
- GRAUMANN, C.-F. (1996). *Aneignung*. In L. Kruse, C. F. Graumann & E. D. Lantermann (Hrsg.), *Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen* (S. 124-130). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- HARTIG, T., MANG, M. & EVANS, G. W. (1991). Restorative effects of natural environment experiences. *Environment and Behavior*, 23, 3-26.
- HAUSER, S. (2006). *Lokale Identitäten in der Region der Zukunft*. In *ZWISCHEN – Von offener und bebauter Landschaft* (S. 28-37). Wien: Institut für Bodenkultur und Landschaftsplanung.
- HELLBRÜCK, J. & FISCHER, M. (Hrsg.). (1999). *Umweltpsychologie – Ein Lehrbuch*. Göttingen: Hogrefe.
- KAPLAN, S. (1995). The restorative benefits of Nature: Toward an integrative framework. *Journal of Applied Social Psychology*, 15, 169-182.
- KAPLAN, R. & KAPLAN, S. (1989). *The Experience of Nature: A Psychological Perspective*. Cambridge: Cambridge University Press.
- KEUL, A. G. (Hrsg.). (1995). *Wohlbefinden in der Stadt – Umwelt- und gesundheitspsychologische Perspektiven*. Weinheim: Beltz.
- KRUSE, L., GRAUMANN, C.-F. & LANTERMANN, E.-D. (Hrsg.). (1996). *Ökologische Psychologie-Umweltpsychologie in Forschung und Praxis*. Weinheim: Beltz
- MADERTHANER, R. (1995). *Soziale Faktoren urbaner Lebensqualität*. In A. G. Keul (Hrsg.), *Wohlbefinden in der Stadt – Umwelt- und gesundheitspsychologische Perspektiven* (S. 172-197). Weinheim: Beltz.
- PETERSCHELKA, C. (1999). *Partizipation aus psychologischer Sicht: Bürgerbeteiligung in Planungsprozessen*. Diplomarbeit, Universität Wien.
- SCHULTZ, W. P., SHRIVER, C., TABANICO, J. T. & KHAZIAN, A. M. (2004). Implicit connections with nature. *Journal of Environmental Psychology*, 24, 31-42.
- SCHULTZ, W. P. & TABANICO, J. T. (2007). *Self, Identity, and the Natural Environment: Exploring Implicit Connections With Nature*. *Journal of Applied Social Psychology*, 36, 1219-1247.
- STADTENTWICKLUNG WIEN (2005). *Stadtentwicklungsplan 2005*. Zugriff am 17.01.2015, von <http://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/strategien/step/step05/>
- STADT WIEN – MAGISTRATSABTEILUNG 28 (2009). *Masterplan – Zielgebiet Donaukanal*. Zugriff am 17.01.2015, von <http://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/projekte/zielgebiete/donaukanal/masterplan.html>
- STARK, W. (1996). *Empowerment. Neue Handlungskompetenzen in der Psychosozialen Praxis*. München: Lambertus.
- WALDEN, R. (1995). *Wohnen und Wohnungsbau*. In A. G. Keul (Hrsg.), *Wohlbefinden in der Stadt – Umwelt- und gesundheitspsychologische Perspektiven* (S. 69-98). Weinheim: Beltz.
- WEICHHART, P. (1990). *Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation*. *Erdkundliches Wissen*, Vol. 102. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

Autorin

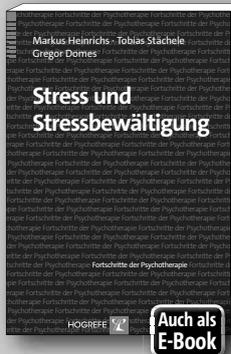
Mag. Dr. Cornelia Ehmayer

Umwelt- und Gesundheitspsychologin sowie gewerbliche Organisationsberaterin. 2001 hat sie die STADTpsychologie in Wien gegründet. Ihre Expertise liegt bei partizipativen Stadtforschungsprojekten mit zukunftsfähiger Ausrichtung. Sie hat zahlreiche Forschungs- und Praxisprojekte umgesetzt und viele Gemeinden in Österreich beraten. Ihre Arbeitsweise ist prozessorientiert und interdisziplinär. 2013 hat sie mit der von ihr entwickelten Methode „Die Aktivierende Stadtdiagnose“ promoviert, die 2014 auch als Buch („Die ‚Aktivierende Stadtdiagnose‘ als eine besondere Form der Organisationsdiagnose“) im Disserta-Verlag erschienen ist.



STADTpsychologie
 Pressgasse 6/3
 A-1040 Wien
 praxis@stadtpsychologie.at
 Telefon: +43 (0)1 941 47 54
 www.stadtpsychologie.at

Buchtipps



Markus Heinrichs
Tobias Stächele · Gregor Domes

Stress und Stressbewältigung

(Reihe: »Fortschritte der Psychotherapie«)
2015, VII/101 Seiten,
€ 19,95 / CHF 28,50
(Im Reihenabonnement
€ 15,95 / CHF 22,90)
ISBN 978-3-8017-2252-4

Auch als E-Book

Stress kann zu komplexen psychischen, körperlichen und sozialen Auswirkungen führen und ist entsprechend ein Risikofaktor für die Entstehung und Aufrechterhaltung zahlreicher psychischer, psychosomatischer und somatischer Störungen. Der Band stellt verschiedene Instrumente der Stressdiagnostik dar und liefert einen Überblick über Präventions- und Behandlungsansätze zur Bewältigung von Stress.



Fredrike P. Bannink

Lösungsfokussierte Fragen

Handbuch für die lösungs-
fokussierte Gesprächsführung

2015, 294 Seiten,
€ 36,95 / CHF 45,90
ISBN 978-3-8017-2635-5

Auch als E-Book

Schritt für Schritt wird hier die Praxis des lösungsorientierten Arbeitens anhand von 1001 lösungsfokussierten Fragen für den allgemeinen Gebrauch, für spezielle Situationen sowie für spezielle Klientengruppen erläutert. Psychotherapeuten, Berater, Coaches, Supervisoren, Trainer und Führungskräfte erhalten einen Leitfaden an die Hand, wie sie ihre Gespräche respektvoll und lösungsorientiert führen können.



Rainer Sachse · Sandra Schirm
Ueli Kramer

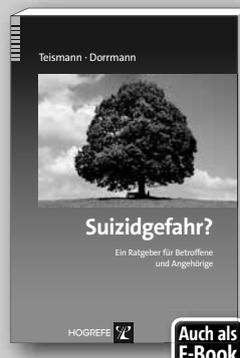
Klärungsorientierte Psychotherapie systematisch dokumentieren

Die Skalen zur Erfassung von
Bearbeitung, Inhalt und Beziehung
im Therapieprozess (BIBS)

2015, 119 Seiten,
Großformat, inkl. CD-ROM,
€ 39,95 / CHF 53,90
ISBN 978-3-8017-2654-6

Auch als E-Book

Das Buch stellt die Skalen zur Erfassung von Bearbeitung, Inhalt und Beziehung im Therapieprozess dar. Mit diesem Rating-System können relevante Klientenprozesse und therapeutische Handlungen im Therapieprozess eingeschätzt werden. Das System ermöglicht Therapeuten und Supervisoren, schon früh in der Therapie die Qualität der Therapieprozesse einzuschätzen. Konsequenz kann so das therapeutische Handeln korrigiert und verbessert werden, Klientenprozesse können konstruktiver gesteuert werden. Therapeuten können zudem mit Hilfe des Systems ihre Wahrnehmung relevanter Prozessaspekte schulen und so ein tieferes Verständnis von Psychotherapie erarbeiten.



Tobias Teismann
Wolfram Dorrman

Suizidgefahr?

Ein Ratgeber für
Betroffene und Angehörige

(Ratgeber zur Reihe: »Fortschritte
der Psychotherapie«)

2015, 125 Seiten, Kleinformat,
€ 12,95 / CHF 18,90
ISBN 978-3-8017-2595-2

Auch als E-Book

Der Ratgeber wendet sich an Menschen in einer suizidalen Krise sowie an deren Angehörige und Freunde. Er liefert Informationen zu Suizidgedanken sowie suizidalen Krisen und ihren Ursachen. Es werden Maßnahmen vorgestellt, die helfen können, die Entscheidung für den Tod nochmals zu überdenken und mit belastenden Symptomen zurechtzukommen. Angehörige und Freunde bekommen Hinweise für den Umgang mit suizidalen Personen und es werden Informationen zu anonymen und persönlichen Hilfsangeboten gegeben.

HOGREFE



Hogrefe Verlag GmbH & Co. KG
Merkelstraße 3 · 37085 Göttingen · Tel.: (0551) 99950-0 · Fax: -111
E-Mail: verlag@hogrefe.de · Internet: www.hogrefe.de

Eine Philosophie der Verkehrsberuhigung

A Philosophy of Traffic Calming

Ralf Risser

Themenschwerpunkt Gestaltung der Umwelt

Zusammenfassung

Dieser Artikel nimmt seinen Ausgangspunkt in der „truis-tischen“ Annahme, dass Verkehrsberuhigung zur Lebens-qualität beiträgt – und gemeint ist damit die Beruhigung des motorisierten Individualverkehrs. Argumentativ lässt sich ein solcher Zusammenhang sehr wohl zeigen, gestützt durch meist ebenfalls argumentative geführte Bestätigungen dieser Annahme in der Literatur. Schließt man sich dieser Argumentation an, dann gibt es aus psychologischer und sozialwissenschaftlicher Sicht einige Möglichkeiten, um die Entwicklung von Verkehr und Mobilität in eine die Lebensqualität fördernde Richtung zu unterstützen. Solche Möglichkeiten werden aufgezeigt samt Vorschlägen dazu, in welchen Bereichen des Verkehrssystems psychologische und sozialwissenschaftliche Aktivitäten durchgeführt werden können. Der Text endet mit einem konkreten Beispiel, wie sich verkehrsberuhigende Maßnahmen auf bestimmte Aspekte der Lebensqualität auswirken und wie man das messen kann.

Abstract

The starting point of this article is the assumption that traffic calming measures contribute to a better quality of life. "Calming" thereby refers to the calming of private motorised traffic. The assumption expressed above is richly supported by the available literature. Accepting this assumption opens a wide space for psychology and sociology to provide effective support to the development of transport and mobility towards the desired direction – sustainable transport and better quality of life. The areas where psychology and social science can offer suitable inputs and advice are displayed in the text, which finally also provides a concrete example of the positive effect of traffic calming measures on certain aspects of quality of life, and how these can be measured.

Wie der Titel bereits ankündigt, werden im Folgenden Erklärungen gegeben, warum verkehrsberuhigende Maßnahmen von Bedeutung sind und welche Rationalität ihnen zugrunde liegt.

Straßenverkehr scheint eine triviale Sache zu sein, Mobilität im öffentlichen Raum ist jedoch eine der wesentlichen menschlichen Bedürfnisse: Menschen müssen sich für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse in Bewegung setzen. Dabei spielt die Interaktion mit anderen Menschen eine zentrale Rolle. Können Menschen sich nicht selbständig fortbewegen, so brauchen sie soziale oder technische Unterstützung. Während die dauerhafte Abhängigkeit von sozialen Dienstleistungen für bewegungseingeschränkte Personen mit Sicherheit ein unerwünschter Zustand ist, so sind technische Hilfen – z. B. verschiedene Teleservices – kaum ein Ersatz für die Mobilität im öffentlichen Raum. Diese werden vielmehr komplementär zur physischen Mobilität verwendet. In anderen Worten, alle Menschen – alle Altersgruppen, Einkommensgruppen, Bildungsgruppen, Nationalitäten, Geschlechter – die nicht aus irgendeinem Grund gezwungen sind, zu Hause zu bleiben, sind auf die eine oder andere Art im öffentlichen Raum mobil.

Straßenraum, der für die Verwendung unterschiedlicher Verkehrsmodi (und nicht nur für das Automobil) gedacht ist, muss daher entsprechende Möglichkeiten zur Interaktion zwischen diesen VerkehrsteilnehmerInnen bereitstellen: Nebeneinander hergehen oder herfahren, überholen, einander „über den Weg“ laufen, einander kreuzen, etc.

Im Übergang von ländlichen Gegenden in dichter besiedelte Gebiete – Dörfer, Kleinstädte, Großstädte – erfüllen Straßen – und mit ihnen der öffentliche Raum – immer mehr als nur die reine Fortbewegungsfunktion (siehe Abb. 1). Problematisch ist dabei nur, dass der Autoverkehr in der Regel alle anderen Funktionen des öffentlichen Raums verhindert oder stört: ganz objektiv gesehen werden schwächere VerkehrsteilnehmerInnen durch zu hohe Geschwindigkeiten des motorisierten Verkehrs ge-

fährdet, es werden Empfindungen wie Unsicherheit und Schutzlosigkeit bei ihnen hervorgerufen und es wird den FußgängerInnen, Fahrrad- oder RollstuhlfahrerInnen die Straßennutzung erschwert und ihre spontane Mobilität eingeschränkt. Außerdem emittiert der motorisierte Verkehr Lärm und Abgase, was unter anderem die soziale Kontaktaufnahme im öffentlichen Raum beeinflusst.

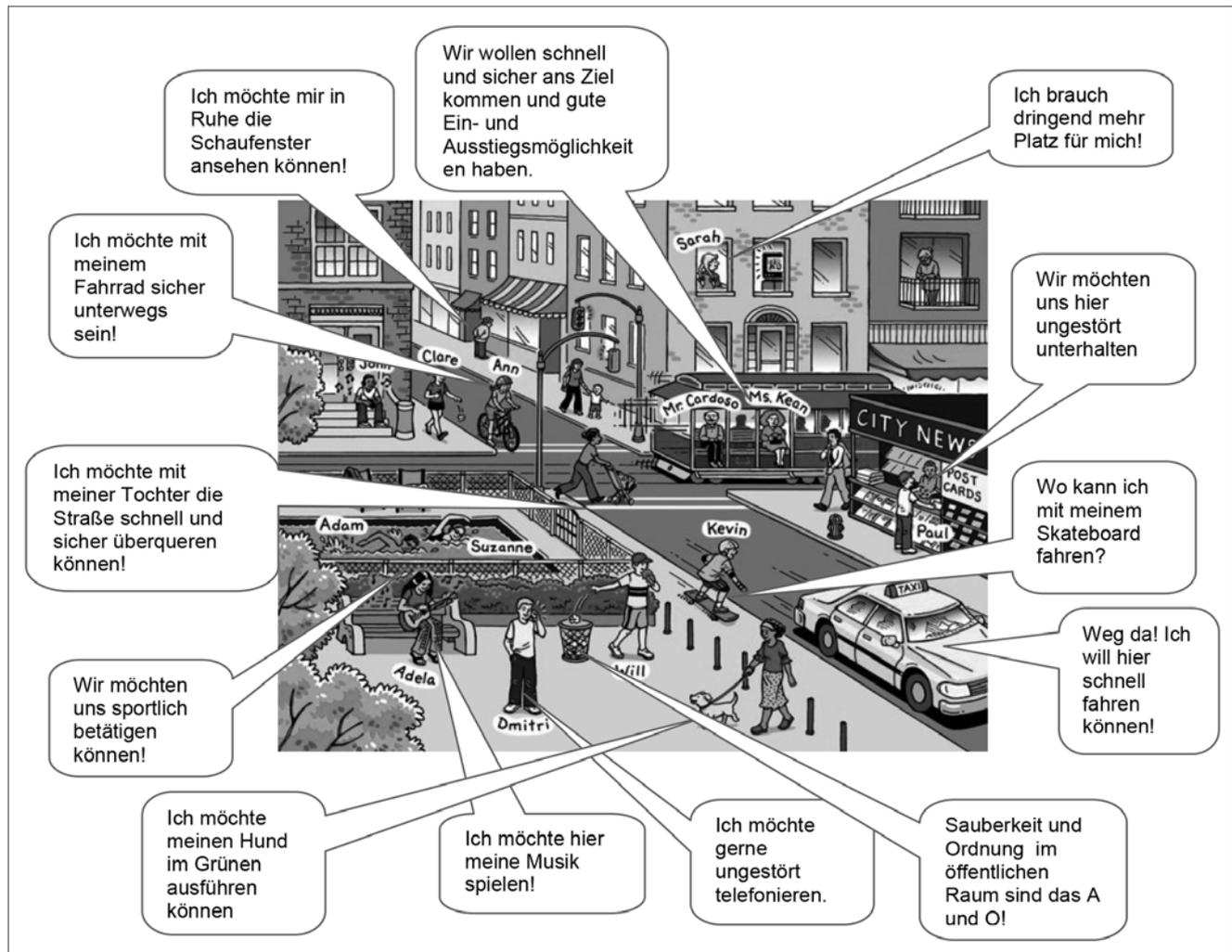
Auch Nicole Muhlrads (z. B. Muhlrads, 2000) konstatiert in ihren Studien, dass Autoverkehr Probleme für andere VerkehrsteilnehmerInnen erzeugt und unterlegt dies mit praktischen Beispielen. So identifiziert sie die Verkehrsplanung als Kern des Übels, die sich seit Dekaden nahezu ausschließlich auf die Dynamik des motorisierten Individualverkehrs konzentriert, zum Nachteil aller anderer Funktionen, die der öffentliche Raum erfüllen sollte.

- Reduktion bzw. keine Erhöhung des Anteils an versiegelten Flächen
- Erhöhung der Fläche für FußgängerInnen und FahrradfahrerInnen
- Verbesserung und Ermöglichung von verschiedenen urbanen Funktionen – miteinander in Kontakt treten, einkaufen etc.
- Einführung von attraktiven architektonischen Lösungen
- Forcierung von Grünfläche: Pflanzung und Schutz von Blumen, Bäumen, Büschen

1. Was gilt es zu beruhigen?

Was es zu beruhigen gilt, ist nicht der Verkehr insgesamt, sondern der motorisierte Verkehr aufgrund der

Abb. 1: Funktionen des öffentlichen Raums (Zeichnung von M. Oberlader 2015)



Beispielhaft können die folgenden Ziele der Verkehrsberuhigung genannt werden:

- Reduktion der Autogeschwindigkeiten
- Reduktion des Durchgangsverkehrs
- Reduktion der Lärm und Luftverschmutzung
- Reduktion der Anzahl an parkenden Autos in den Straßen/auf öffentlichen Flächen

zunehmenden Störung der anderen Funktionen des öffentlichen Raumes. Um diese anderen Funktionen zu ermöglichen und anzuregen, muss zuallererst die Geschwindigkeit des motorisierten Verkehrs reduziert werden (siehe Ausserer et al., 2013). Es gilt sanftes und sicheres Fahren zu fördern und einen Teil des motorisierten Verkehrs durch Gehen und Fahrradfahren (auch in Kombination mit dem öffentlichen Verkehr) zu substi-

tuieren. Das Potential dafür ist laut europäischen Kennzahlen beträchtlich: laut des EU-Projektes WALCYING (Hyden et al., 1997) sind 50 % aller Wege in Europa kürzer als 5km (= 10 bis 15 Minuten mit dem Fahrrad) und 15 % bis 20 % kürzer als 1km (= 10 bis 15 Minuten zu Fuß).

Ausgehend von dieser Sichtweise könnten verkehrsberuhigende Maßnahmen sogar einen Anstieg des allgemeinen Verkehrs bedeuten. Eines Verkehrs allerdings, der alternative Verkehrsmodi priorisiert, die teilweise sogar effizienter sind als das Auto, die weniger Umwelt- und Lärmverschmutzung verursachen und die weniger Gefahr für andere NutzerInnen bedeuten.

2. Der Zusammenhang zwischen Verkehrsberuhigung und Lebensqualität

Eine generelle Annahme der Sozial- und Humanwissenschaften, die bestimmte Interessenkonflikte verschiedener VerkehrsteilnehmerInnen berücksichtigt, ist Folgende: „AutofahrerInnen tendieren dazu, verkehrsberuhigende Maßnahmen abzulehnen, wenn sie sich in ihrem Fahrzeug befinden; sie tendieren jedoch gleichzeitig auch dazu, solche Maßnahmen zu unterstützen, wenn sie AnrainerInnen oder BewohnerInnen eines bestimmten Stadtviertels sind.“ Verkehrsberuhigung ermöglicht bessere Lebensqualität für alle – für nicht motorisierte VerkehrsteilnehmerInnen genauso wie für AnrainerInnen jener beruhigten Gegenden (Chaloupka et al., 2011). Verkehrsberuhigte Zonen bedeuten weniger Lärm und Luftverschmutzung, erhöhte Sicherheit etc. Diese werden jedoch nicht nur von nicht-motorisierten VerkehrsteilnehmerInnen geschätzt, sondern eben auch von AnrainerInnen, die zeitweise AutofahrerInnen sind (Risser & Wunsch, 2003). Darüber hinaus können sie zu einer veränderten Nutzung der Straßenfläche führen und die Lebendigkeit und Attraktivität von Vierteln fördern. Selbst AutofahrerInnen stimmen zu, dass die optische Attraktivität (z. B. ästhetischer Zustand) nach der Umgestaltung von Straßen oft höher ist als zuvor (z. B. Falk et al., 2003). Alle erwähnten Variablen stehen in Zusammenhang mit der Lebensqualität (Ausserer & Risser, 2003). Es kann also gesagt werden, dass Verkehrsberuhigung die Lebensqualität verbessert, ungeachtet einiger empfundener Nachteile von AutofahrerInnen.

Was ist nun aber Lebensqualität? Laut Literatur hängt Lebensqualität von der Einschätzung der Menschen über ihre eigenen Lebensbedingungen ab. Manchmal wird die subjektive Einschätzung der eigenen Lebensbedingungen daher als Synonym für Lebensqualität herangezogen (siehe Risser et al., 2003). Eine Studie von Hakmies-Blomqvist und Jutila (1996) kam zu folgendem Schluss: Wenn Menschen ihre Lebensbedingungen in Bezug auf Verkehrsvoraussetzungen einschätzen, dann berücksichtigen sie unter anderem soziale Werte (Kontakte, Beziehungen, eigene Situation im Vergleich mit Anderen), Gesundheitsaspekte, den gegebenen Komfort (z. B. „gehen ist hier komfortabel“), Schutz vor Wetter

(Regen, Sonne, Schnee, Wind), Sicherheitsvoraussetzungen (insbesondere die „gefühlte“ Sicherheit), die Möglichkeit – auch spontan – mobil zu sein („Wann und wo ich will und auch wohin ich will.“) und ästhetische Komponenten. Im Folgenden werden jene Aspekte, die sich auf die Lebensqualität der VerkehrsteilnehmerInnen beziehen, hinsichtlich ihrer Relevanz im Zusammenhang mit verkehrsberuhigenden Maßnahmen diskutiert:

1. Sozialer Wert/Sozialer Status

Ein wesentliches Problem, welches bewusst oder unbewusst von nicht-motorisierten VerkehrsteilnehmerInnen sowie AnrainerInnen erfahren wird, ist der niedrige soziale Status dieser Verkehrsmodi, insbesondere verglichen mit dem Automobil. Das Auto symbolisiert Kraft, Prestige, Unabhängigkeit, Freiheit, Status und vieles mehr. Verkehrsberuhigung hingegen legt das Hauptgewicht auf zu Fuß Gehen und Fahrradfahren; Verkehrsmodi, die oft (noch) nicht positiv konnotiert sind. Außerdem beeinflusst die Art der Interaktion zwischen verschiedenen VerkehrsteilnehmerInnen das Gefühl der eigenen Sicherheit. Was Auto fahrende Menschen, die auch im Mikrobereich „mächtiger“ sind als die anderen, tun, kann z. B. für Fußgänger und Radfahrer Bedrohung bedeuten. Dies ist eindeutig eine Einschränkung der Lebensqualität. Verkehrsberuhigung produziert fairere Voraussetzungen für die Interaktion im Straßenverkehr.

2. Gesundheit

Zu Fuß Gehen und Fahrradfahren haben positive Effekte auf die Gesundheit. Berechnungen des finnischen Transport- und Kommunikationsministeriums demonstrieren beispielsweise, dass bei einer Verdoppelung des Fahrradfahrens in Finnland die Einsparungen in den Gesundheitskosten und im Erhalt der Fahrbahninfrastruktur, die Kosten von erhöhten Fahrradunfällen deutlich übersteigen. Die Gesundheitskosten durch Unfälle sind dabei noch deutlich geringer als jene durch negative Gesundheitseffekte von verschmutzter Luft oder Lärm (Puls, 2013). Gute Gesundheit wird außerdem auch anhand des Grades des subjektiven Wohlbefindens gemessen – Verkehrsberuhigung trägt zu solchem bei. Die Quantifizierung solcher Effekte ist allerdings schwierig.

3. Komfort

Öffentlicher Straßenraum wird nicht ausschließlich für den Transport verwendet, sondern auch für die soziale Kontaktaufnahme, für den Aufenthalt und entspannende Tätigkeiten. Spezielle Vorrichtungen die dem Komfort der NutzerInnen dienen sind beispielsweise Bänke, Wegweiser, Unterstände, öffentliche Toiletten, Müllkübel, Kaffees, Restaurants, Geschäfte etc. Die Aktivitäten von nicht-motorisierten VerkehrsteilnehmerInnen werden dabei auch wesentlich vom Zustand der Geh- und Rad-

wege bzw. den Möglichkeiten zu gehen oder das Rad zu verwenden beeinflusst. Negative Gefühle werden meist durch Schmutz oder Hindernisse auf Gehwegen hervorgerufen. Mangelnder Komfort entsteht besonders durch schlechte Oberflächenbedingungen (kaputte Oberflächen, Müll, Glas etc.), unzureichende Beleuchtung, zu enge Wege etc. Werden solche Aspekte berücksichtigt, können sie erheblich zum Komfort beitragen (z. B. Me thorst et al., 2010).

4. Wetter

Wetterbedingungen betreffen besonders Menschen, die sich außerhalb des Autos befinden. Wenn Schutzmöglichkeiten und Unterstände bereitgestellt werden, die in den meisten Fällen sehr schnell implementiert werden können (z. B. an Busstationen, Vordächer von Geschäften etc.), können „Witterungsprobleme“ auf sehr einfache und effiziente Art gelöst werden.

5. Sicherheit

„Gefühlte“ Sicherheit korreliert nicht zwangsläufig mit objektiver Sicherheit. Die wahrgenommene Sicherheit von FahrradfahrerInnen hängt stark vom Verhalten der AutofahrerInnen ab. Das Sicherheitsgefühl von FußgängerInnen hingegen wird sowohl von AutofahrerInnen als auch FahrradfahrerInnen beeinträchtigt. Außerdem – und das bezieht sich nicht auf die Verkehrssicherheit – kann das persönliche Sicherheitsgefühl durch mangelnde Beleuchtung im öffentlichen Raum oder durch Sichtbarrieren beeinflusst werden, was besonders Frauen betrifft. Werden die Bedürfnisse von nicht-motorisierten VerkehrsteilnehmerInnen und von AnrainerInnen (z. B. Sicherheit der Kinder in beruhigten Zonen) berücksichtigt, so wirkt sich das maßgebliche auf das subjektive Wohlbefinden aus.

6. Mobilität

Zwei wesentliche Mobilitätsprobleme von nicht-motorisierten VerkehrsteilnehmerInnen beziehen sich auf die verfügbare Infrastruktur: Der Mangel an Platz (keine oder zu schmale Wege, keine durchgehenden hochqualitativen Netze) und die Querung von Straßen mit Autoverkehr. Zusätzlich braucht es glatte Oberflächen und bessere Beschilderungen auch für Fußgänger- oder FahrradfahrerInnen. Des Weiteren wird von FußgängerInnen häufig das lange Warten an Ampeln als signifikantes Problem für eine flüssige Mobilität genannt. In diesem Zusammenhang werden bspw. Ampeln gewünscht, die eine faire Zeitaufteilung zwischen motorisierten und nicht-motorisierten VerkehrsteilnehmerInnen schaffen.

7. Ästhetik

AutofahrerInnen und deren Passagiere legen ihr Augenmerk hauptsächlich auf die Straße bzw. auf den anderen Verkehr – und zwar vor allem den motorisierten Verkehr. Außerdem schauen sie viel auf größere Orientierungshilfen oder Gebäude und weniger auf Kleinstrukturen, nicht zuletzt wegen ihrer höheren Geschwindigkeit. Fußgänger- und FahrradfahrerInnen hingegen haben aufgrund ihrer langsameren Fortbewegung Zeit, sich die Umgebung anzusehen und kennenzulernen. Besonders mangelnde Begrünung sowie Verkehrslärm oder Luftverschmutzung werden von ihnen als ästhetische sowie gesundheitliche Einschränkung wahrgenommen (Ausserer et al., 2013).

Gegensätzliche Interessenslagen verschiedener VerkehrsteilnehmerInnen

Verkehrsberuhigende Maßnahmen haben das Potenzial alle oben genannten Aspekte in positiver Weise zu beeinflussen, damit auch die Lebensqualität und somit das Potenzial nahezu alle VerkehrsteilnehmerInnen glücklich zu machen. Nahezu deswegen, weil AutofahrerInnen – sofern sie in ihrem Auto sitzen – hier mehr oder weniger die „einzige“ Ausnahme darstellen. Üblicherweise bedeutet Verkehrsberuhigung für sie eine potenzielle Störung. Hier ist es allerdings schwer, wirklich verlässliche Aussagen zu treffen, da bislang die Sichtweisen der AutofahrerInnen – oder der BürgerInnen insgesamt – über Verkehr und Verkehrsbedingungen kaum in systematischer und wissenschaftlich haltbarer Weise empirisch untersucht wurden. Es kann jedoch davon ausgegangen werden, dass Frustration bei Teilen der Auto fahrenden Bevölkerung ein wesentliches Problem darstellt, denn diese haben in der Industrie und in den Autofahrerclubs starke Sprachrohre, und auch Minderheiten können sich dadurch – leicht über Gebühr – Gehör verschaffen. Das Auto gibt die theoretische Möglichkeit stark und schnell zu sein, verkehrsberuhigende Maßnahmen behindern dies. Der Theorie über Frustration und Aggression von Dollard et al. (1993) zu Folge, führen solche Frustrationen zu Aggressionen. Bei der heuristischen Betrachtung von Prozessen im Zusammenhang mit geplanten verkehrsberuhigenden Maßnahmen kann diese Sichtweise weitestgehend gestützt werden: Personen, die sich selber als AutofahrerInnen sehen (oder als deren VertreterInnen/VerteidigerInnen), versuchen immer wieder solche Vorhaben zu verhindern, entweder auf persönlicher Ebene, über die Medien, über Automobilclubs oder mit Hilfe von EntscheidungsträgerInnen (die häufig ebenfalls AutofahrerInnen sind) siehe u. a. Flyvbjerg, 1998).

Falk et al. (2003) stellen dem gegenüber, dass Straßen nicht zwangsläufig „groß, hässlich und problematisch für nicht-motorisierte TeilnehmerInnen“ sein müssen: Im Zusammenhang mit der Neugestaltung einer Hauptverkehrsader in der schwedischen Stadt Eskilstuna

konnte gezeigt werden, dass auch solche bedeutenden Straßen einen „freundlichen“ Charakter haben können ohne mehrheitlich auf Unmut der AutofahrerInnen zu stoßen: die Funktion der Barriere für alle anderen VerkehrsteilnehmerInnen, die sie kreuzen möchten, kann deutlich reduziert werden, ihre ästhetische Ausstattung kann verbessert werden usw. Falk und ihre KollegInnen zeigten dabei – eben im Rahmen einer systematischen empirischen Studie – , dass ein größerer Anteil an AutofahrerInnen die Vorzüge solcher Maßnahmen anerkennen, während eine Minderheit sich stark gestört fühlt. Hauptsächlich war dafür die ästhetische Gestaltung verantwortlich: Auch die AutofahrerInnen gaben an, dass die Straße nach der Umgestaltung ästhetisch deutlich ansprechender wäre als zuvor.

Es kann somit zusammenfassend gesagt werden, dass nicht alle AutofahrerInnen – nicht einmal die große Mehrheit an ihnen – grundsätzlich verkehrsberuhigende Maßnahmen ablehnen. Aber oft verschaffen sich Teile von ihnen so stark Gehör, dass in der Öffentlichkeit der Eindruck entsteht, „die Menschen“ seien gegen verkehrsberuhigende Maßnahmen.

2.1. Was bedeutet das nun für die Praxis?

Um die unterschiedlichen Positionen der verschiedenen VerkehrsteilnehmerInnengruppen zu erfassen und zu erheben, also welche Maßnahmen sie bevorzugen oder ablehnen, müssen angemessene Methoden zur Anwendung kommen: verschiedene Interviewmethoden, theoriebasierte Fragebogenerhebungen, systematische Beobachtungen und Fallstudien, Best practice-Kataloge usw. Problematisch und irreführend ist immer, die eigenen subjektiven Annahmen zum Ausgangspunkt der Umsetzung – oder der Verhinderung – von Maßnahmen zu machen. Nötig ist vielmehr eine systematische Evaluation solcher Annahmen. In der Praxis wird aber häufig von Aussagen ausgegangen wie: „Die Leute werden das nie akzeptieren.“ Um passende Aussagen treffen zu können, muss vielmehr mittels angemessener Maßeinheiten erhoben werden, wie viele BürgerInnen eine bestimmte Maßnahme befürworten oder ablehnen bzw. bis zu welchem Grad sie bestimmte Maßnahmen ablehnen. Aussagen von EntscheidungsträgerInnen wie: „Ich habe so viele negative Telefonanrufe erhalten.“ zeugen dabei von einem Mangel an psychologischen oder sozialwissenschaftlichen Kenntnissen. Menschen, die bspw. aktiv ihren Unmut am Telefon zum Ausdruck bringen sind zu meist eine stärker negativ eingestellte Minderheit, nicht jedoch die RepräsentantInnen einer größeren Mehrheit der Gesellschaft.

2.1.1. Interessenskonflikte

Wie nach dem bisher Gesagten leicht zu verstehen ist, haben verkehrsberuhigende Maßnahmen das Potential, Interessenskonflikte zu verursachen. Allgemeiner

kann man sagen: Wenn Individuen, Gruppen oder Gesellschaften interagieren, können Konflikte von Motiven und Interessen aufkommen. Im Wesentlichen können solche Konflikte in drei Typen unterteilt werden:

Konflikte zwischen dem Individuum und der Gesellschaft

In vielen Bereichen sind Individuen nicht bereit die von der Gesellschaft etablierten Regeln zu befolgen. Ein bekanntes Beispiel sind Geschwindigkeitslimits, die von großen Teilen der Autofahrenden missachtet werden, wenn der Verkehr das ihrer Meinung nach zulässt.

Inter-Individuelle Konflikte oder Konflikte zwischen Individuen

Konflikte zwischen Individuen, z. B. wenn ein(e) AutofahrerIn aus der Seitenstraße schon lange wartet und mit der auf der Vorrangstraße fahrenden AutofahrerIn als knapp erlebten Marginal in diese hinein fährt, sind an der Tagesordnung. Man fühlt sich übervorteilt, nicht respektiert, „ausgetrickt“ etc. Gleichsam auf der Metaebene gibt es Konflikte zwischen Gruppen von Individuen, z. B. wenn FußgängerInnen geschwindigkeitsreduzierende Infrastrukturmaßnahmen mehrheitlich befürworten, während AutofahrerInnen diese mehrheitlich ablehnen.

Intra-individuelle Konflikte oder Intra-Gruppen-Konflikte

Eine Person kann beispielsweise ein angenehmes Wohnumfeld befürworten, jedoch gleichzeitig Maßnahmen der Verkehrsberuhigung ablehnen, wenn sie diese in der Ausübung der Automobilität stören. Ein Intra-Gruppen-Konflikt entsteht, wenn Teile der Autofahrenden Bevölkerung mehr Wert auf sicheres, nachhaltiges und sozial angepasstes Fahren legen, während anderen das schnelle Vorankommen wichtiger ist.

2.2. Der Marketing-Ansatz

Die oben diskutierten Konfliktlagen gilt es zu verstehen, wenn man sich an „die Bevölkerung“ wendet, in Worten – in Form von Mitteilungen, Appellen etc. – oder mit Taten, z. B. durch Umgestaltung des öffentlichen Raumes in Richtung Verkehrsberuhigung. Auf die Notwendigkeit, die Motiv- und Interessenslagen unterschiedlicher Segmente der Bevölkerung und damit auch unterschiedliche Konfliktpotentiale zu verstehen, um mit unterschiedlichen Arten von Maßnahmen angemessen darauf eingehen zu können, geht die Marketing-Theorie ein. Der Marketing-Ansatz (Kotler et al., 1996) lässt sich anhand folgender Dimensionen beschreiben:

2.2.1. Produkteigenschaften

Das Konzept des „Produktes“ bezieht sich auf gesellschaftliche, rechtliche und physikalische Eigenschaften eines Produktes; die physischen Voraussetzungen für die Straßennutzung, also die Gestaltung des öffentlichen Raumes, gehören zu den Produkteigenschaften. Wenn mit der Implementierung verkehrsberuhigender Maßnahmen an Orten begonnen wird, die von bestimmten Problemen betroffen sind (Lärmprobleme, Unfallhäufungspunkte etc.), dann wäre das der Intention nach eine Produktverbesserung.

2.2.2. Kommunikationsmaßnahmen

Dieser Teil des Marketings bezieht sich zumeist auf Argumente und ihre Dialektik. Beispielsweise muss auf Argumente unterschiedlicher Gruppen eingegangen werden. Pro-Argumente sind zu unterstreichen, Contra-Argumente sind zu prüfen. Wenn letztere was für sich haben, dann muss man auf sie durch Produktverbesserungen reagieren; wenn Sie auf falschen Annahmen oder Vorurteilen beruhen, dann ist dem mit entsprechenden kommunikativen Maßnahmen entgegen zu wirken.

2.2.3. Anreizmaßnahmen

Oft haben Menschen noch keine Erfahrung mit neuen Produkten oder Maßnahmen, sind ihnen aber a priori negativ gegenüber eingestellt. Mit Anreizmaßnahmen („Incentives“) soll die Möglichkeit gegeben werden, neue Produkte auszuprobieren und eigene Erfahrungen damit zu machen, um so die Sichtweisen zu ändern. Der Gratiskaffee im Supermarkt dient beispielsweise dazu, den guten Geschmack des Produktes zu testen. Im Bereich des hier diskutierten Themas, kann dies mittels Pilot- oder Demonstrationsprojekten erzielt werden. Dort kann man bestimmte Maßnahmen testweise einführen und so Verkehrsteilnehmern die Möglichkeit geben, diese zu testen. Pilot- und Demonstrationsprojekte können als typische Anreizmaßnahmen im Zusammenhang mit Verkehrsberuhigung klassifiziert werden.

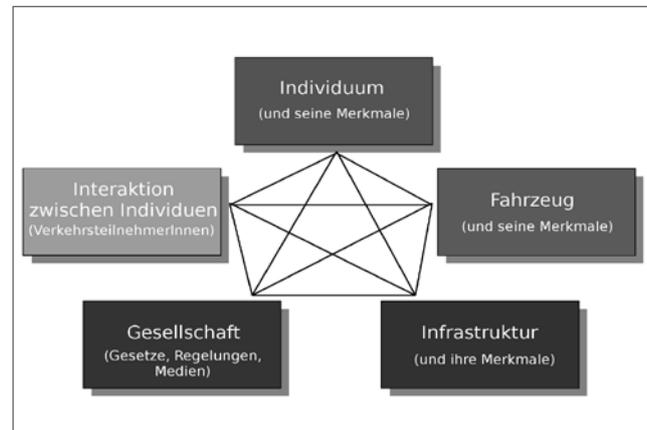
2.3. Wie kann Verkehr beruhigt werden?

Verkehrsberuhigung kann auf verschiedenen Ebenen des Gesamtverkehrssystems ansetzen. Exemplarisch können die folgenden fünf Ebenen des Diamanten (Risser, 2000) genannt werden:

Merkmale aller fünf Sektoren haben Einfluss auf das menschliche Verhalten. Üblicherweise ziehen Veränderungen in einem dieser Sektoren Veränderungen auch in anderen Bereichen nach sich. Merkmale auf der Individuums- oder Interaktionsseite sowie auf der gesellschaftlichen oder strukturellen Ebene beeinflussen dabei das Verhalten weniger direkt: letztere produzieren

einen Rahmen für Verhalten, in Form von Regeln, Regulationen, formalen und informellen Normen etc. Erstere funktionieren über Einstellungen, Motive, Werte, Meinungen, Wahrnehmungen und die verbale oder nicht-verbale Kommunikation über diese. Von einigen Experten werden diese als grundlegend angesehen. Viele argumentieren, dass „Verkehrsberuhigung in den Köpfen der Menschen“ beginnt, was insbesondere auch die Veränderung in den Köpfen der PlanerInnen als auch der AutofahrerInnen betrifft: Indem die Vorzüge bestimmter Maßnahmen verständlich gemacht werden, wird der Nutzen für die Gesamtgesellschaft und somit letzten Endes auch für das einzelne Individuum deutlich.

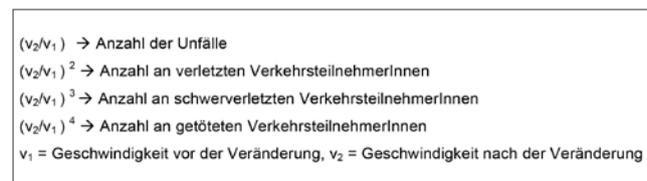
Abb. 2: Das Verkehrssystem (Der „Diamant“, Risser, 2004)



Maßnahmen auf der Fahrzeugseite beeinflussen das Verhalten hingegen viel direkter: Die Funktionen des Fahrzeugs – z. B. Geschwindigkeit und Stärke – beeinflussen das Fahrverhalten maßgeblich und unmittelbar. Eine prominente deutsche Studie Anfang der 1990er-Jahre stellte fest, dass umso stärker und schneller Autos sind, sie im Verhältnis umso häufiger in Unfälle involviert sind. Das betrifft insbesondere schwere Unfälle, bei denen zu hohe Geschwindigkeit die maßgebliche Rolle spielt (Arand et al., 1992; OECD, 1990).

Der schwedische Forscher Göran Nilsson (2004) konnte eindrucksvoll zeigen, welcher Zusammenhang zwischen Geschwindigkeiten und Unfällen besteht:

Abb. 3: Exponentielles Modell von G. Nilsson (Quelle: Nilsson, 2004, in: Elvik et al. 2004)



Die obige Darstellung verdeutlicht den empirischen Zusammenhang zwischen Durchschnittsgeschwindigkeit und Unfällen. Eine Veränderung der Durchschnittsgeschwindigkeit ($v_1 =$ ursprüngliche Durchschnittsgeschwindigkeit; $v_2 =$ neue, veränderte Durchschnittsgeschwindigkeit) bewirkt eine proportionale Veränderung in der Anzahl der Unfälle. Die Anzahl der verletzten Verkehrs-

teilnehmerInnen verändert sich zum Quadrat des Verhältnisses v_2/v_1 und so weiter.

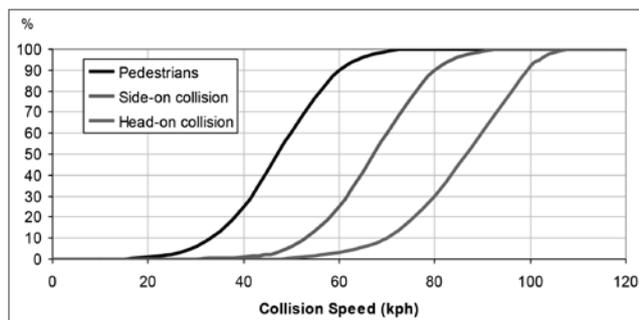
Auch eine australische Studie von Kloeden et al. (2000) kommt zu einem ähnlichen Schluss und verdeutlicht den Zusammenhang zwischen Geschwindigkeit und schweren Unfällen. Obwohl sich dieser Zusammenhang auf Straßen mit 60km/h Limit bezieht, ist es sehr wahrscheinlich, dass er auch für geringere Geschwindigkeitsniveaus gültig ist.

Tab. 1: Risiko in einen Unfall mit Personenschaden involviert zu werden, abhängig von Geschwindigkeit und Alkoholisierungsgrad (Quelle: Kloeden et al., 2000)

Geschwindigkeit (km/h)	Relatives Risiko bei Geschwindigkeit	Alkohol (g/100ml)	Relatives Risiko bei Alkoholisierung
60	1.0	0	1.0
65	2.0	0.05	1.8
70	4.2	0.08	3.2
75	10.6	0.12	7.1
80	31.8	0.21	30.4

Noch deutlicher wird dieser Zusammenhang durch die Berechnungen von Gunnarsson (1995) dargestellt. Hier wird gezeigt, dass ab einer Kollisionsgeschwindigkeit von 30km/h, das Risiko für FußgängerInnen getötet zu werden, exponentiell ansteigt:

Abb. 4: Zusammenhang zwischen Geschwindigkeit und Tötungsrisiko (Quelle: Gunnarsson, 1995)



Marketingmaßnahmen würden nun versuchen, das Problem des Schnellfahrens, das von vielen ExpertInnen als wesentliches Problem erachtet wird, einerseits durch Kommunikationsmaßnahmen zu lösen – zwecks „Verkehrsberuhigung um Kopf“. Die würden unter vielen anderen Aktivitäten darin bestehen, die gleich oben dargestellten Zusammenhänge so weit als möglich und so vielen Zielgruppen als möglich bekannt zu machen und z. B. zu versuchen, mögliche Einsparungen and Unfallfolgekosten auszurechnen und kund zu tun etc.

Produktmaßnahmen sind z. B. Maßnahmen im Fahrzeug. In einigen Ländern wurden so genannte ISA-Projekte (Intelligent Speed Adaptation) durchgeführt (Varhelyi, 2002). ISA meint „Intelligente Geschwindigkeitsanpassung“ und bezieht sich auf Systeme, bei de-

nen eine digitale Karte im Auto mit GPS kommuniziert. Über diese Kommunikation können die jeweiligen Geschwindigkeitslimits abgerufen werden und bei Übertretung kann mittels verschiedener Mechanismen Feedback an die FahrerInnen gegeben werden: entweder durch optische, akustische oder haptische Warnungen, die zu freiwilligen Reaktionen der FahrerInnen führen sollen, oder in Form von aktiver Einflussnahme mit der Hilfe eines „aktiven Gaspedals“, welches mittels Gegendruck das weitere Durchdrücken des Gaspedals erschwert. Theoretisch können ISA-ähnliche Mechanismen auf sehr detaillierte Art und in unterschiedlicher, ausgeklügelter Form im Auto implementiert werden. Denkbar sind auch Varianten, in denen Geschwindigkeiten sogar geringer gehalten werden können, bspw. in der Nähe von Schulen oder Krankenhäusern.

In den Bereich der Produktmaßnahmen fallen auch infrastruktur basierte, verkehrsberuhigende Maßnahmen. Diese können insbesondere dort sehr effizient eingesetzt werden, wo der motorisierte Individualverkehr mit schwächeren VerkehrsteilnehmerInnen interagiert. Üblicherweise haben die Maßnahmen das Ziel, die Kfz-Geschwindigkeiten zu senken, was den Effekt hat, dass die Kommunikation zwischen AutofahrerInnen und ungeschützten VerkehrsteilnehmerInnen sicherer wird (Varhelyi, 2002). Zumeist wird bei Maßnahmen zur Verkehrsberuhigung sogar zuallererst an Infrastrukturmaßnahmen gedacht.

2.4. Verkehrsberuhigung verbessert die Lebensqualität und die Sicherheit

Aus den oben genannten Argumenten kann noch kein entscheidender Nachweis für diese letzte Überschrift abgeleitet werden. Will man den Zusammenhang zwischen Verkehrsbedingungen und Lebensqualität verstehen und operationalisieren, so ist es unabdinglich mit den verschiedenen Bevölkerungsgruppen, VerkehrsteilnehmerInnen, ExpertInnen, MeinungsmacherInnen und EntscheidungsträgerInnen zu kommunizieren. Lebensqualität ist nämlich weitgehend ein subjektives Konzept. Aus diesem Grund soll hier ein Beispiel aus der schwedischen Stadt Malmö genannt werden, wo verkehrsberuhigende Maßnahmen eingeführt und im Rahmen von Befragungen der StraßennutzerInnen und AnrainerInnen im Hinblick auf die Verbesserungen der Lebensqualität untersucht wurden.

Subjektive Sicherheit, also das Gefühl, sicher zu sein, wurde als wesentlicher Faktor, der aus Sicht betroffener Personen zur Lebensqualität beiträgt, identifiziert (Risser et al., 2003). Aus dieser Perspektive wurden zwei Straßen in Malmö für eine Untersuchung herangezogen (siehe Tabelle 2): Möllevångsvägen, eine städtische Straße, bei der eine Vielzahl an verkehrsberuhigenden Infrastruktur-Maßnahmen implementiert wurde, und Rådmanngatan, wo ein konventionelles Layout beibehalten wurde. Auf beiden Straßen befinden sich Abschnitte mit 30km/h- und 50km/h-Limit. Es wurden die beiden Stra-

ßen und die 30km/h-Zonen mit den 50km/h-Zonen verglichen. Die gesammelten Daten waren verbaler Natur. AnrainerInnen und StraßennutzerInnen (Zufallsauswahl für Straßenbefragungen) wurden in einer ersten Runde befragt, welche Typen von störendem Verhalten und Interaktionen sie von AutofahrerInnen registriert hatten. Die Resultate wurden in einen standardisierten Fragebogen übertragen. Im Anschluss wurden AnrainerInnen und StraßennutzerInnen aus beiden Gegenden gebeten, die identifizierten Typen an Verhalten und Interaktionen auf einer 5-stufigen Likertskala auf die wahrgenommene Gefahr (G) und wahrgenommene Häufigkeit des Auftretens (F) hin zu bewerten. Das Produkt von G*F sollte nach der Hypothese der ForscherInnen darüber Auskunft geben, welche Situationen bzw. Interaktionen die wahrgenommene Sicherheit der Personen am meisten störten. Um die Strecken bzw. Streckenabschnitte vergleichen zu können, wurde die Maßzahl „durchschnittliche wahrgenommene Gefahr (dG)“ für unterschiedliche kritische Interaktionen berechnet und jeweils mit den Häufigkeitsaufzeichnungen auf den beiden Straßen bzw. auf den Streckenabschnitten mit 30km/h bzw. mit 50km/h multipliziert:

- ihre Geschwindigkeit nicht in angemessener Zeit reduzieren,
- zu schnell und zu dicht vorbei fahren,
- nicht an Fußgängerüberwegen stehen bleiben,
- versuchen, sich vorzudrängen (z. B. vorbeifahren bevor schwächere VerkehrsteilnehmerInnen die Straße kreuzen konnten),
- die Geschwindigkeitslimits missachten,
- sich rücksichtslos verhalten,

wurden in Möllevångsvägen als deutlich weniger kritisch registriert. In 30km/h-Zonen ist die Situation ebenfalls deutlich besser als in 50km/h-Zonen und jene oben genannten Interaktionsprobleme wurden ebenfalls deutlich weniger kritisch wahrgenommen.

Es lassen sich somit zusammenfassend folgende beiden Aussagen treffen:

1. Die Lebensqualität in ihrem Aspekt „subjektive Sicherheit“ ist dort deutlich höher, wo Fahrzeuggeschwindigkeiten niedriger sind.
2. Die Lebensqualität in ihrem Aspekt „subjektive Sicherheit“ ist in verkehrsberuhigten Zonen deutlich höher als auf „herkömmlich“ gestalteten Straßen.

Tab. 2: Zusammenhang zwischen Verkehrsberuhigung und empfundener Gefahr

Durchschnittliche geschätzte Gefährlichkeit dG	Durchschnittliche geschätzte Gefährlichkeit dG X Geschätzte Häufigkeit pro Abschnitt F					Autofahrer ...
	Total	V30	V50	Möllevångsvägen	Rådmansgatan	
3,7	11,8	9,7	12,6	10,1	13,6	verlangsamen nicht rechtzeitig
3,8	11,4	11,5	11,9	11,0	12,3	fahren zu nahe an mir vorbei
3,8	12,5	12,2	12,7	11,8	12,9	fahren zu schnell vorbei
4,4	14,5	15,0	14,8	13,5	15,6	fahren zu schnell & nahe vorbei
4,2	14,7	12,1	15,2	13,4	15,4	halten bei Zebrastreifen nicht an
4,0	13,6	12,1	14,0	12,2	14,6	versuchen noch schnell zuerst über die Kreuzung zu kommen
3,7	11,5	10,9	11,9	10,8	12,5	biegen unvorsichtig rechts und links ab (über Zebrastreifen wo FG sind)
3,7	13,0	12,0	13,4	11,0	15,0	missachten Tempolimits
4,4	14,1	12,1	14,7	12,2	15,8	sind allgemein rücksichtslos
4,0	13,0	12,0	13,5	11,8	14,2	Durchschnittlicher Index

Ein nicht-parametrischer Signifikanztest (Mann-Whitney-U Test) konnte zeigen, dass der Index dGxF signifikant höher auf Rådmansgatan als auf Möllevångsvägen sowie in 50km/h Zonen als in 30km/h Zonen war. Dieser Analyse folgend ist die wahrgenommene Gefahr/Gefährdung auf der Rådmansgatan, einer konventionell gestalteten Straße, meist signifikant (fett gedruckte Zahlen) höher als auf dem verkehrsberuhigt gestalteten Möllevångsvägen: AutofahrerInnen, die

Literatur

ARAND, W., DÖRSCHLAG, S. & SCHLICHTING, K. D. (1992). Fahrer- und Fahrzeugeigenschaften und Unfallgeschehen. Fachbuch der BAST, Heft 259.

AUSSERER, K., FÜSSL, E. & RISSER, R. (2013). Was gefällt am Gehen und was hält davon ab? NutzerInnenbefragung im Auftrag der Magistratsabteilung 18, Stadtentwicklung und Stadtplanung Wien.

CHALOUKKA-RISSER, CH., RISSER, R. & ZUZAN, W. D. (2011). Verkehrspsychologie. Grundlagen und Anwendungen. Wien: Facultas.

- DOLLARD, J., MILLER, N. E., DOOB, L. W., MOWRER, O. H. & SEARS, R. (1939). *Frustration and Aggression*, New Haven: Yale University-Press.
- ELVIK, R., CHRISTENSEN, P. & AMUNDSEN, A. (2004). *TOI report, Speed and road accidents: An evaluation of the Power Model*; 740/2004. Oslo: Institute of Transport Economics (TØI).
- FALK, E., RISSER, R., HYDÉN, C. & DRASKÓCZY, M. (2003). *Arterial roads do not have to be big, ugly and difficult for non-motorists*. Präsentiert auf der ICTCT Vancouver Canada 12.-13.06.2003. Abrufbar unter www.ictct.org.
- FLYVBJERG, B. (1998). *Rationality and Power. Democracy in practice*. Chicago: University of Chicago Press.
- GRANT, B. A., GRAYSON, G. D., HUGUENIN, R. D., JOHANSSON, R., MAST, T. & PFAFFEROTT, I. (1990). *Behavioural adaptations to changes in the road transport system*, OECD Paris.
- GUNNARSSON, O. (1995). *Problems and needs of pedestrians*. Gothenburg: Chalmers University of Technology.
- GUNNARSSON, O. (2001). *Strategies for Creating a Pedestrian-friendly City. Outline to a final report, COST C6 Town and Infrastructure Planning for Safety and Urban Quality for Pedestrians*.
- HAKAMIES-BLOMQUIST, L. & JUTILA, U. (1997). *General problems of pedestrians and cyclists. Report from WALCYNG*. Helsinki: University of Helsinki.
- HYDÉN, CH., NILSSON, A. & RISSER, R. (1997). *WALCYNG. How to enhance walking and cycling instead of shorter car trips, and to make these modes safer. Final report*. Department of Traffic Planning and Engineering, Lund University, Sweden, and FACTUM OHG, Vienna, Austria.
- ICTCT & INDIAN INSTITUTE OF TECHNOLOGY DELHI (2000). *Traffic Calming. From analysis to solutions, Foreword; Proceedings of the First Extraordinary Workshop of ICTCT in New Delhi, India March 2nd & 3rd 2000*; University of Lund, Institute for Technology and society, and FACTUM OHG, Vienna.
- KLOEDEN, C. N., MCLEAN, A. J., MOORE, V. M. & PONTE, G. (2000). *Travelling speed and the risk of crash involvement, Volume 1: Findings*. NHMRC Road Accident Research Unit, The University of Adelaide.
- KOTLER, PH., ARMSTRONG, G., SAUNDERS, J. & WONG, V. (1996). *Marketing. The European Edition*. London: Prentice Hall.
- METHORST, R., RISSER, R., MONTERDE, H. et al. (2010). *COST 358 Pedestrians' Quality Needs. Walk 21, PQN Final Report*.
- MUHLRAD, N. (2000). *A short history of physical speed reduction measures in European urban areas*. ICTCT & Indian Institute of Technology Delhi, *Traffic Calming. From analysis to solutions, Proceedings of the First Extraordinary Workshop of ICTCT in New Delhi, India March 2nd & 3rd 2000*; University of Lund, Institute for Technology and society, and FACTUM OHG, Vienna.
- NILSSON, G. (2000). *Geschwindigkeitsveränderungen und Verkehrssicherheitseffekte – Das Exponentialmodell*. VTI, Linköping.
- RISSER, R. (2000). *Measuring influences of speed reduction on subjective safety*. ICTCT & Indian Institute of Technology Delhi, *Traffic Calming. From analysis to solutions, Proceedings of the First Extraordinary Workshop of ICTCT in New Delhi, India March 2nd & 3rd 2000*; University of Lund, Institute for Technology and society, and FACTUM OHG, Vienna.
- RISSER, R. (2004). *Philosophy of Traffic Calming*. *The Asian Journal. Journal of Transport and Infrastructure*, 11(1), 1-9.
- RISSER, R. & WUNSCH, D. (2003). *Pedestrians are second class citizens*. Präsentiert auf der ICTCT in Vancouver, Canada June 12th & 13th 2003.
- RISSER, R., AUSSERER, K., PLICHTOVA, J. & SARDI, G. M. (2003). *HOTEL – How to analyse life quality. State of the art, Public report of WP1 of the EU-Project HPSE-2002-60057*, FACTUM Vienna. Abrufbar unter www.factum.at/hotel.
- VÁRHELYI, A., HYDÉN, C., HJÄLMDAHL, M., RISSER, M. & DRASKÓCZY, M. (2002). *The effects of large scale use of active accelerator pedal in urban areas*. Paper for the 15th ICTCT workshop October 24th-25th, 2002 in Brno, Czech Republic.

Autor

Univ.-Prof. Dr. Ralf Risser

Geboren in Lienz/Osttirol (1949). Miteigner von FACTUM Chaloupka und Risser OG zusammen mit Dr. Christine Chaloupka, Doktor der Philosophie an der Universität Wien (Psychologie & Soziologie), Universitätsdozent am Soziologischen Institut der Universität Wien (Verkehrssoziologie) und Lektor an der Technischen Universität Wien. Seit 1988 Kooperation mit dem Institut für Technologie und Gesellschaft der Technischen Universität Lund, Schweden, von 2005 bis 2013 adjungierter Professor, 1993 bis 2003 Vorsitzender der Arbeitsgruppe Verkehrspsychologie der EFPA (Europäische Föderation der Psychologen-Verbände), seither Vertreter des BÖP in diesem Gremium, seit 2011 Präsident von ICTCT (International Co-operation on Theories and Concepts in Traffic safety, www.ictct.org)



FACTUM

Verkehrs- und Sozialanalysen
Danhausergasse 6/4
A-1040 Wien
Telefon: +43 (0)1 50 41 546
office@factum.at

Der Königsweg zum Wandel

Paul Watzlawick
Die Möglichkeit des Andersseins
Zur Technik der therapeutischen Kommunikation
7., durchgesehene Auflage 2015.
148 Seiten, € 24.95, gebunden

Ein typischer Watzlawick: voller Weisheit und Lebenserfahrung, aber auch mit konkreten Tipps, wie Veränderungen mit Hilfe von Kommunikation umgesetzt werden können.

Getreu dem Grundsatz *similia similibus curantur* sollte der Therapeut die pathogene «Prosa» des Patienten erlernen – und sie zur Heilung verwenden. Der Kommunikationsforscher und Psychotherapeut zeigt zudem auf, wie wir ganz konkret unsere Denk- und Verhaltensmuster aufbrechen und verändern können. Und damit zur Möglichkeit des Andersseins gelangen.



HUBER 

www.verlag-hanshuber.com/85519

ÖAGG

Österreichischer Arbeitskreis
für Gruppentherapie und Gruppendynamik

ÖAGG - AKADEMIE
Psychotherapeutisches Propädeutikum
WIEN - GRAZ - LINZ - ST. PÖLTEN

Laufender Einstieg möglich!

Lenaugasse 3, 1080 Wien
Tel.: 01 / 405 39 95, Fax: DW 20
E-Mail: propaedeutikum@oeagg.at
Internet: www.oeagg.at/propaedeutikum

Büroraumdesign – Eine Studie zu Büroraumpräferenzen

Office Design – A Study about Office Design Preferences

Jeanine Krath

Themenschwerpunkt Gestaltung der Umwelt

Zusammenfassung

In dieser Studie des Wahlfaches „Umweltpsychologie“ im Wintersemester 2014/2015 wurden die Büroraumdesignpräferenzen unterschiedlicher Altersgruppen und Berufsstadien untersucht. Dazu wurde ein eigener Fragebogen entwickelt, welcher den VersuchsteilnehmerInnen drei Räume präsentiert und Fragen zu Wohlbefinden, Kommunikationsfähigkeit, Arbeitsleistung, Arbeitslust, Veränderung der Arbeitsleistung und Stimmungsveränderung stellt sowie am Ende die Entscheidung für einen Raum einfordert. Jüngere Menschen weisen eine signifikante Präferenz für den ersten vorgestellten Raum auf und es gibt einen signifikanten Zusammenhang zwischen Berufsstatus und Raumwahl. Zur weiteren Untersuchung des Themas wurde der Fragebogen im Hinblick auf seine Reliabilität überprüft und der Einfluss der einzelnen Items auf die Raumwahl erforscht. Die Reliabilität der Skala ist gegeben und Fragen zum ersten Raum haben den höchsten Einfluss auf die Raumwahl beider Altersgruppen. In weiteren Studien zum Büroraumdesign sollten die in den Räumen vorhandenen Kommunikationsmittel sowie die Anzahl an Stühlen bedacht und variiert werden. Zudem bietet es sich an, die Büroform in das Design mit einzubeziehen.

Abstract

This study deals with office design preferences of different age groups and employment statuses. A survey has been designed in which the participants were presented three rooms and questions about well-being, ability to communicate, work performance, work pleasure, change of work performance and change of mood as well as the question which room they would prefer. Young people had a significant preference for the first presented room, and overall there is a significant relation between employment status and room choice. To provide further exploration of the issue, the reliability of the survey was reviewed and confirmed. Questions about the first

room have the most impact on the final room choice in both age groups. Further studies about office design should consider the availability of means of communication as well as the number of chairs in the presented rooms. Moreover it would be a possibility to involve the overall office design.

1. Einleitung

Tag für Tag sitzen wir an unserem Arbeitsplatz. Der eine mag Glück haben und morgens mit dem Gefühl aufstehen „Super, gleich geht's zur Arbeit!“, während ein anderer sich gar nicht aus dem Bett quälen möchte, um sich die folgenden acht Stunden an diesen ungemütlichen, individuell als negativ empfundenen Platz zu setzen. Doch wann ist ein Arbeitsplatz denn „schön“? Wann führt ein Arbeitsplatz zur Steigerung der Motivation und Arbeitsleistung? Und gibt es da vielleicht Meinungsunterschiede zwischen Personen unterschiedlichen Alters oder unterschiedlicher Berufserfahrung? Diese Fragen möchte ich in dieser Forschungsarbeit beantworten.

1.1. Theoretischer Hintergrund

Zur Gestaltung von Arbeitsumfeld und Arbeitsplätzen in Büros wurden bereits umfassende Erkenntnisse gewonnen. Nach Schneider und Gentz (1997) tragen die Qualität der Arbeitsplätze und das Arbeitsumfeld entscheidend zur Akzeptanz eines Gebäudes durch die Mitarbeiter bei. Das Fraunhofer-Institut für Arbeitswirtschaft und Organisation (IAO) untersuchte in einer repräsentativen Studie die Anforderungen, welche als Mindeststandard in die Bildschirmarbeitsverordnung aufgenommen werden sollten (Schneider & Gentz, 1997). So sollen Fenster als Licht- und Luftquelle vorhanden und zur persönlichen Kontrolle des Raumklimas zu öffnen sein. Der Schreibtisch sollte nicht rücklings zur Tür gestellt sein und ei-

nen Überblick über den Raum ermöglichen. Besonders in Deutschland haben Mitarbeiter ein hohes Bestreben, einen Arbeitsplatz zu schaffen, der ihnen persönlich zugeordnet ist – deshalb sollten Büromöbel auf Körpermaße und Arbeitshaltung verstellbar und leicht beweglich sein (Schneider & Gentz, 1997, nach Kern, 1991). Dies wird von Mallory-Hill et al. (2012) bestätigt. In den heutigen dynamischen und flexiblen Büros werden Möbel benötigt, die „schnell aufgebaut, umgebaut und wieder abgebaut werden können. Veränderungen im Layout müssen auch vom Mitarbeiter ohne großen Aufwand durchgeführt werden können“ (Schneider & Gentz, 1997). Neben der Gestaltung des einzelnen Arbeitsplatzes gibt es verschiedene Formen der gesamten Büroorganisation. Die bis heute am weitesten verbreitete Büroform sind Zellenbüros (Schneider & Gentz, 1997, nach Sommer, 1990). Das gesamte Gebäude besteht aus Einzelbürozellen, welche durch Wände getrennt und über einen Flur verbunden sind. Diese Organisation bietet maximale Ruhe und ermöglicht maximale Konzentration, erschwert allerdings die Kommunikation zwischen den Mitarbeitern und die Teamarbeit. Das Gegenteil der streng getrennten Zellenbüros ist das Großraumbüro. Der Vorteil dieser Büroform liegt nach deren Verfechtern in der Unterstützung des Kommunikationsflusses, der Flexibilität und der Offenheit (Schneider & Gentz, 1997). Nach Untersuchungen von Stone sinkt die spontane Kommunikation jenseits von 12 Meter Entfernung jedoch auf ein Minimum (Schneider & Gentz, 1997, nach Stone, 1985). Ein großer Nachteil des Großraumbüros ist zudem der dort herrschende Lärmpegel. Nach Gifford hat Lärm einen großen Einfluss, auf Arbeitsaktivitäten und das Gefühl am Arbeitsplatz. The ideal workplace should be sufficiently quiet to permit concentration and communication without much difficulty (Gifford, 2014). Neben den beiden am häufigsten vorhandenen Büroformen existieren eine Reihe von Büromischformen wie Gruppenbüros, Kombibüros und Flexspace-Offices mit Desk-Sharing. Nach einer Studie des Fraunhofer Instituts bevorzugen 37% der Befragten das Zwei-Personen-Büro, 36% das Mehrpersonenbüro mit drei bis sechs Mitarbeitern und 18% das Einzelraumbüro. Das kleine Gruppenbüro mit sieben bis 15 Mitarbeitern findet 7% Befürworter. Am unbeliebtesten ist das Großraumbüro, welches lediglich 2% der Befragten bevorzugen (Kelter, 1991). Vischer führte 1989 eine Studie durch, in welcher er die Mitarbeiter der „X“-Organisation (der richtige Name wurde nicht genannt, um die Identität der Firma zu schützen) dazu aufforderte, Eigenschaften ihres Arbeitsplatzes nach Wohlbefinden zu ordnen. Die Arbeiter waren relativ zufrieden mit der Sicherheit, dem vom Gebäude verursachten Lärm, der maximalen Kälte, der Lichtqualität, der Möbeleinrichtung und dem ergonomischen Komfort. Eher unzufriedenstellend und somit arbeitshindernd schnitten die allgemeine Lautstärke, die Privatsphäre, das Aussehen der Umgebung, die maximale Hitze, die Verfügbarkeit von Tageslicht und Fenstern, die Luftqualität und der Zugang zu Teamarbeitsplätzen ab (Vischer, 1989). Nach Mallory-Hill et al. erhöht Tageslicht die Lebensqualität des Mitarbei-

ters beträchtlich. Das Lichtdesign an sich spielt bei der Gestaltung von Arbeitsplätzen eine große Rolle: ‘This means that task and ambient lightning, colors and materials and work surface placement must be considered together to ensure that the visual environment is not fatiguing and that individual users can make adjustments to suit their needs’ (Mallory-Hill et al., 2012). Nach Gifford fällt Arbeitsoutput meistens in eine von vier Kernkategorien: Produktivität, Gefühle, Gesundheit, Stress und soziales Verhalten. Weitergehend gibt es fünf Aspekte der räumlichen Gestaltung, welche sich auf die vorher genannten Kernkategorien auswirken: Geräusche (Lärm oder Musik), Klima (Hitze, Kälte und Feuchtigkeit), Luft (Verschmutzung und Frische), Licht und Farbe (Gifford, 2014).

Generell gilt nach Gifford: ‘Perceived control over the physical workspace increases not only job satisfaction, but also a feeling of stronger cohesiveness among colleagues’. Es gibt keine allgemeingültigen Regeln zur Gestaltung der Farbe eines Raumes. Auch das Klimaempfinden ist von der eigenen Körpertemperatur abhängig und kann somit nicht pauschalisiert werden (Gifford, 2014). Sowohl Luft als auch Licht und Lärm beeinträchtigen die Arbeitsleistung nur dann, wenn sie als nicht optimal empfunden werden – das bedeutet, dass wenn zu wenig Licht oder blendendes Licht vorhanden ist, die Luft stickig oder es über den normalen Hintergrundpegel hinaus laut ist. Eine weitere wichtige Erkenntnis lieferten Marans und Spreckelmeyer, als sie die Besucher und die Mitarbeiter eines Gebäudes nach dessen Ästhetik befragten. Die Besucher beurteilten das Gebäude grundsätzlich als ansprechend und ästhetisch, während die Mitarbeiter das Gebäude und insbesondere die Innenarchitektur negativer bewerteten. Wie Architektur empfunden wird, hängt häufig von externen Faktoren ab: ‘When the local media report that a building has won awards, community residents are likely to believe, a priori, that the building must be good. In contrast, employees whose job may be unfulfilling, or worse, may be inclined to negatively evaluate almost anything placed in front of them’ (Schneider & Gentz, 1997, nach Marans & Spreckelmeyer, 1982).

1.2. Design und Fragestellungen

Eine Fragestellung, welche bisher noch nicht untersucht wurde, ist, ob sich die Vorstellungen von einem optimalen Arbeitsplatz zwischen verschiedenen Alters- oder Berufsklassen unterscheiden. Hintergrundüberlegung ist, dass jede Generation mit unterschiedlichen Architekturstilen und -bewegungen aufwächst und demnach möglicherweise verschiedene Raumgestaltungen bevorzugt. Da es bisher keine Erkenntnisse auf diesem Gebiet gibt, handelt es sich um eine explorative Studie mit folgenden Fragestellungen:

1. Hat das Alter einen Einfluss auf die Raumwahl?
2. Hat der Berufsstatus einen Einfluss auf die Raumwahl?

Da es sich um ein eigenständiges Fragebogendesign handelt, auf welchem weitere Studien zu diesem Teilthema der Architekturpsychologie aufbauen können, ist es außerdem wichtig, die gestellten Fragen zu reflektieren. Daher lautet die letzte wichtige Fragestellung:

3. Welche Fragen haben den größten Einfluss auf die Raumwahl?

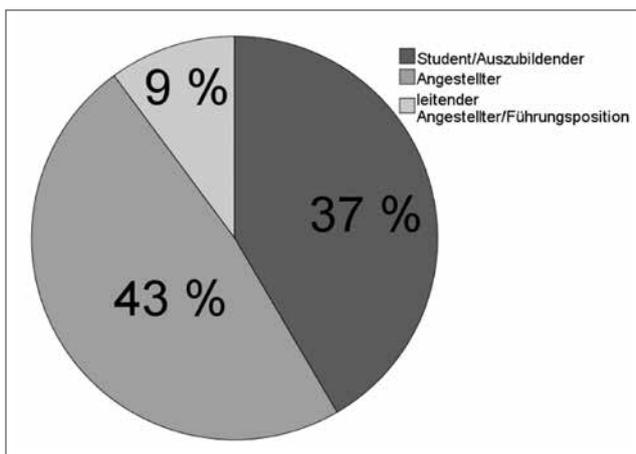
Als abhängige Variable wurden die Raumwahl sowie sechs Fragen zu Wohlbefinden, Kommunikationsfähigkeit, Arbeitsleistung, Arbeitslust, Veränderung der Arbeitsleistung und Stimmungsveränderung erfasst.

2. Methode

2.1. Stichprobe

Die Rekrutierung der Stichprobe erfolgte über persönliche Kontaktaufnahmen und über Facebook. An der Umfrage nahmen 90 Versuchspersonen teil. Der Altersdurchschnitt liegt bei $M = 35.66$, $SD = 14.75$. 37 % der TeilnehmerInnen sind StudentInnen oder Auszubildende, 43 % Angestellte und 9 % haben eine Führungsposition inne. Die arbeitstätige Zeit beträgt im Mittel $M = 15.84$, $SD = 14.60$ Jahre. Um mit dem Alter als unabhängige Variable und der (nominalen) Raumwahl als abhängige Variable rechnen zu können, wurden zwei Altersgruppen gebildet. Damit diese etwa gleich groß sind, wurde als Trennwert der Median von $MED = 31$ gewählt. 48,9 % der TeilnehmerInnen sind unter 31 Jahre alt und gehören somit in die Altersgruppe < 31 , 51,1 % der TeilnehmerInnen sind größer oder gleich 31 Jahre alt und gehören somit in die Altersgruppe ≥ 31 .

Abb. 1: Stichprobe



2.2. Material

Zur Erfassung der Büroraumpräferenzen der Versuchspersonen wurde ein selbst designer Fragebogen verwendet. Dieser erfragte auf der ersten Seite zunächst

die unabhängigen Variablen, welche zur Beantwortung der explorativen Fragestellungen als Einflussvariablen auf die Büroraumpräferenzen einbezogen werden sollen. Dazu zählen das Alter der Versuchsperson in Jahren, der Berufsstatus der Person (StudentIn/Auszubildender bzw. Auszubildende, Angestellter bzw. Angestellte, leitender Angestellter bzw. leitende Angestellte) und die arbeitstätige Zeit in Jahren. Die Einleitung des Fragebogens enthielt neben eines Kurzabrisses des Inhalts der Studie auch den Hinweis auf die Anonymität der Umfrage und die Möglichkeit, eine Kontaktadresse zum Erhalt der Studienergebnisse anzugeben.

Anschließend wurden den Versuchspersonen auf drei Seiten jeweils ein Raum präsentiert, zu welchem sie sechs Fragen nach dem Wohlbefinden und der Arbeitsleistung in dem jeweiligen Raum beantworten sollten. Die Fragen waren bei allen drei Räumen identisch und mit fünfstufigen, ordinalen Antwortskalen versehen. Die Konzeption der drei Räume erfolgte aufgrund von verschiedenen Charakteristika, welche der jeweiligen Raum erfüllen sollte, um für einen bestimmten Typ von Arbeitsraum zu stehen. Es wurden ausschließlich Einzelarbeitsplätze designt und somit verhindert, dass die Beantwortung der Fragen durch die Anzahl der darin vorhandenen Arbeitsplätze und die damit verbundene unterschiedliche Vorstellung von Störung durch andere Personen beim Arbeiten beeinflusst wird. Die Erstellung der Raumbilder erfolgte mithilfe des IKEA Home Designers, in welchem die Räume gestaltet und eingerichtet wurden. Anschließend wurde aus der rechten, vorderen Ecke der Räume ein Screenshot aufgenommen. Diese Screenshots dienen als Bilder zur Darstellung der Räume für die betrachtenden Versuchspersonen.

Abb. 2: Erster Raum



Der erste Raum war inspiriert von Büroräumen, welche die Autorin in neu gebauten Bürogebäuden besichtigen konnte. Er zeichnet sich durch eine große Fensterfront aus, welche einen weiten Ausblick erlaubt. Der Boden ist in hellem Holz getäfelt und als Wandfarbe wurde ein Pastellgelb gewählt, um das lichtreiche, offene Design des Raumes zu unterstreichen. Die Farbe der Möbel lässt sich als neutrales, zeitloses Weiß beschreiben, kombiniert mit Akzenten (Tischbeine, Lampenschirm, Schreibtischstuhl, Schreibtischlampe) in schwarzer Farbe. Die

gekrümmten Tischbeine und die hohe Lehne des Stuhls sollen die Modernität des Raumdesigns vermitteln. Die sparsamen Grünpflanzen nehmen dem Raum ein wenig von seiner Kälte.

Abb. 3: Zweiter Raum



Der zweite Raum wurde nach den Büroräumen designt, welche die Autorin durch eigene Arbeitserfahrung aus etwas älteren Bürogebäuden kannte. Es sind große Fenster vorhanden, welche allerdings durch Wandstücke getrennt und nicht wie in Raum 1 eine durchgängige Front bilden. Sie geben den Blick auf den etwas verwilderten Garten des Gebäudes frei und sind von Holzrahmen umgeben. Der Teppichboden ist in dunklem Türkis gehalten. Die Wände bestehen aus dem Rohbeton des Gebäudes und sind deshalb im Raum 2 in grauer Farbe gehalten. Der Raum enthält weiße, neutrale Möbel und einen schwarzen Schreibtischstuhl. Sie sind hauptsächlich funktional und nach dem Vorbild der in vielen Büros verwendeten Möbel ohne Farb- oder Formakzente gehalten. Die Pflanzen dienen auch in diesem Raum der nicht zu auffälligen Dekoration, welche etwas Raumkälte nehmen soll.

Abb. 4: Dritter Raum



Der dritte Raum dient nach der Vorstellung der Autorin als Gegenüberstellung zur Helligkeit des ersten Raumes. Der Boden ist mit dunklem Holz versehen und die Wände sind in einem mittleren Brauntönen gehalten. Auch der Decke wurde mit einem hellen Braun in diesem Raum eine Farbe gegeben. Die Wand- und Deckenfarbe soll in Kombination mit dem einzelnen Fenster den Raum

optisch kleiner erscheinen lassen. Hinter den Fenstern sind grüne Pflanzen zu erkennen. Die Pflanzen nehmen in Raum 3 eine dominante Rolle ein und sind neben den Holzmöbeln ein Ausdruck für die Naturverbundenheit dieses Raumdesigns. Durch das fehlende Fenster findet an der Wand ein großes Holzregal, umrahmt von zwei Bodenpflanzen, Platz. Ein Beistelltisch bietet Abstellfläche für ein Pflänzchen und Hängepflanzen rahmen den Arbeitsplatz von oben ein. Die Hintergrundidee der Autorin war es, einen sehr naturverbundenen Raum entstehen zu lassen. Grundsätzlich sollten sich die Räume durch eindeutige Merkmale voneinander unterscheiden lassen, damit nach der Auswertung aufgrund der Ergebnisse auf ein präferiertes Design der Versuchspersonen geschlossen werden kann. Auf der letzten Seite fanden die VersuchsteilnehmerInnen eine Übersicht der drei Räume vor. Nach der Instruktion „Zuletzt noch eine allgemeine Frage zu den drei Räumen: Welchen Raum würden Sie als Arbeitsplatz bevorzugen?“ war einer der drei Räume im Gesamtbild als bevorzugter Raum auszuwählen. Den Versuchspersonen blieb die Möglichkeit, anstatt einen der drei Räume die Antwort „Ich habe keine Präferenz“ auszuwählen, um die TeilnehmerInnen nicht zu einer Entscheidung zu zwingen, welche ohne die Bevorzugung eines Raumes zufällig ausfallen und somit das Ergebnis der Studie verfälschen könnte. Um weitere Ideen und Präferenzen der TeilnehmerInnen zu erfahren und diese Anregungen in die spätere Diskussion mit einzubeziehen, wurde zum Abschluss der Umfrage eine offene Frage zu persönlichen Anregungen bezüglich des Büroraumdesigns gestellt.

2.3. Ablauf

Bei der Erfassung der Büroraumpräferenzen wurden drei verschiedene Stichproben gewählt. 20 Versuchspersonen arbeiteten zur Zeit bei der Firma TRW im Industriegebiet Koblenz. Ihnen wurde der Fragebogen während der Arbeitszeit ausgeteilt und nach etwa drei Stunden wieder eingesammelt. Ebenso lief die Umfrage in der Firma Björnsen Beratende Ingenieure, auch im Industriegebiet Koblenz ansässig, ab. Den StudentInnen wurde über Facebook der 18. Dezember 2014 als Termin kommuniziert, um an der Studie teilzunehmen. Des Weiteren wurde der Fragebogen einigen privaten FreundInnen ausgeteilt und direkt in der Wohnung der Autorin ausgefüllt. Das Ausfüllen des Fragebogens erfolgte anhand der Instruktionen auf den ausgeteilten Blättern. Während des Ausfüllens wurde bei den StudentInnen darauf geachtet, dass diese keinen Blick auf die nachfolgenden Seiten werfen, um bei der Einzelbewertung der Räume eine Beeinflussung durch einen vorigen Vergleich zu vermeiden. Bei den arbeitstätigen TeilnehmerInnen der zwei Unternehmen war dies leider nicht möglich, weil das Ausfüllen individuell innerhalb der drei Stunden erfolgte und deshalb nicht bei jeder Versuchsperson beobachtet werden konnte. Anschließend wurden die Daten der Fragebögen in SPSS übertragen. Die Antworten der Fragen

zu den einzelnen Räumen wurden in eine Skala von 1 bis 5 transformiert (sehr gut bis sehr schlecht). Das Alter und die arbeitstätige Zeit in Jahren wurden numerisch übernommen, der Berufsstatus in eine nominale Variable mit den Werten 1 bis 3 transformiert (1 = StudentIn/ Auszubildender bzw. Auszubildende, 2 = Angestellter bzw. Angestellte, 3 = leitender Angestellter bzw. leitende Angestellte). Die Frage nach dem bevorzugten Raum wurde nominal übernommen, und die freien Antworten der offenen Frage wurden als String eingetragen.

3. Ergebnisse

3.1. Reliabilität der Skala

Zunächst wurde die interne Konsistenz der Skala mit Cronbach's Alpha überprüft, um die Reliabilität der Skala bewerten zu können. Bei dieser Studie ergibt sich nach Einbezug von 83 VersuchsteilnehmerInnen (sieben wurden durch fehlende Werte einzelner Items ausgeschlossen) über alle Items gerechnet ein $\alpha = .747$ und damit eine hohe Reliabilität der Skala.

3.2. Hat das Alter einen Einfluss auf die Raumwahl?

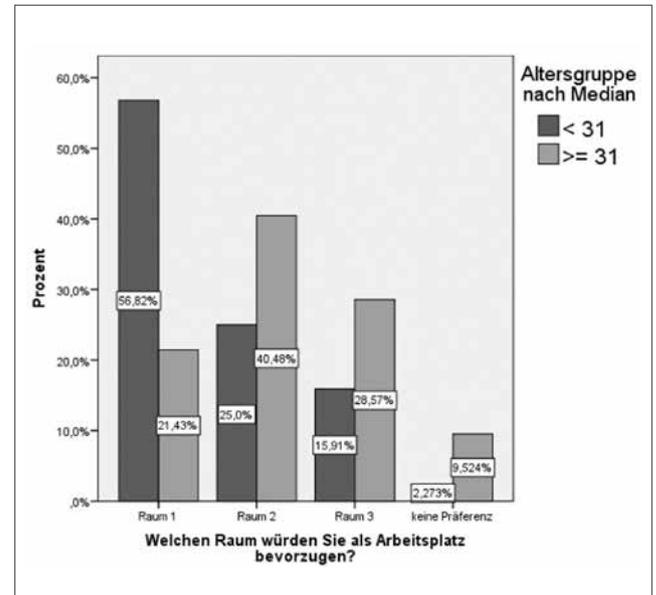
Um diese Frage zu beantworten, muss zunächst der Blick auf die Skalenniveaus der beiden zu untersuchenden Variablen geworfen werden. Die Raumwahl ist eine nominale Variable bestehend aus den Variablenausprägungen „Raum 1“, „Raum 2“, „Raum 3“ und „keine Präferenz“. Der Modalwert liegt bei „Raum 1“ und 86 Versuchspersonen haben die Frage nach der Raumpräferenz beantwortet. Das Alter ist per se zunächst eine intervallskalierte Variable mit einem Mittelwert von $M = 35.66$, $SD = 14.75$. Um das Alter als unabhängige Variable auf die Raumwahl rechnen zu können, wurde zunächst das Skalenniveau des Alters heruntergesetzt. Zu diesem Zweck wurde die Stichprobe nach dem Median von 31 Jahren aufgeteilt, damit zwei etwa gleich große Gruppen entstehen. In der ersten Gruppe finden sich alle Versuchspersonen, welche unter 31 Jahre alt sind, diese erste Gruppe besteht aus 44 Teilnehmern. Alle Personen in der zweiten Gruppe sind 31 Jahre oder älter bei einer Gruppenstärke von 46 Personen. Durch die nominalskalierte Raumwahl und die künstlich nominale Altersvariable ist die Voraussetzung zur Durchführung des Chi-Quadrat-Tests gegeben.

Tab. 1: Nominalmaße für Altersgruppe nach Median x Raumwahl

	Wert	Signifikanz
Phi	.372	< .01
Cramer's V	.372	< .01
Goodman- und Kruskal Tau (Raumwahl abhängig)	.62	< .01

Mit einem $X^2 = 11.89$, $p < .01$ ist der Chi-Quadrat-Test hochsignifikant. In Tabelle 1 ist zu sehen, dass auch weitere Nominalmaße wie Phi und Cramer's V einen hochsignifikanten Zusammenhang andeuten.

Abb. 5: Häufigkeitsverteilung Altersgruppen



Es ist also davon auszugehen, dass es einen Zusammenhang zwischen der Altersgruppe und der Raumwahl gibt. Wirft man einen Blick auf die Häufigkeitsverteilungen, fällt auf, dass 56,82 % der unter 31-Jährigen Raum 1 wählen und 40,48 % der älter oder gleich 31-jährigen Raum 2. Es liegt also die Hypothese aufzustellen, dass ältere Personen Raum 2 bevorzugen, während jüngere Personen Raum 1 präferieren. Um genauer zu überprüfen, auf welchen Einfluss des Alters vorhanden ist, kann ein T-Test in dreifacher Ausführung gerechnet werden. Die unabhängige Variable ist hierbei die Altersgruppe, unterteilt nach dem Median, während die abhängige Variable die Frage ist, wie wohl die Person sich im jeweiligen Raum fühlt. Für Raum 1 ergibt sich bei der Altersgruppe unter 31 ein Mittelwert von $M = 1.98$, $SD = 0.76$, bei der Gruppe ≥ 31 ein $M = 2.41$, $SD = 0.88$. Der Levene Test ist mit $p = .045$ signifikant, sodass die korrigierte zweite Zeile des T-Tests gelesen werden muss. Mit einem $T = -2.51$ und $p < .05$ ist der T-Test signifikant. Das bedeutet, es gibt einen signifikanten Mittelwertsunterschied beim Wohlbefinden der beiden Altersgruppen in Raum 1. Den deskriptiven Statistiken nach kann also gesagt werden, dass sich jüngere Menschen in Raum 1 signifikant wohler fühlen als ältere Menschen. Der T-Test wurde nicht nur für die „Wohlbefinden-Frage“, sondern für alle sechs Fragen in den jeweiligen drei Räumen wiederholt. In Tabelle 2 finden sich aufgelistet die signifikanten Ergebnisse:

Tab. 2: Signifikante T-Test Ergebnisse Altersgruppe x Fragen zu den Räumen

	F-Test (Levene-Test)	Signifikanz	T-Test	Signifikanz
Wohlfühlen Raum 1	4.120	.045	- 2.51	.014
Leistung Raum 1	0.211	.647	- 2.75	0.007
Arbeitslust Raum 1	0.754	.387	- 2.18	0.032
Stimmungsänderung Raum 1	0.422	.518	- 2.31	0.023

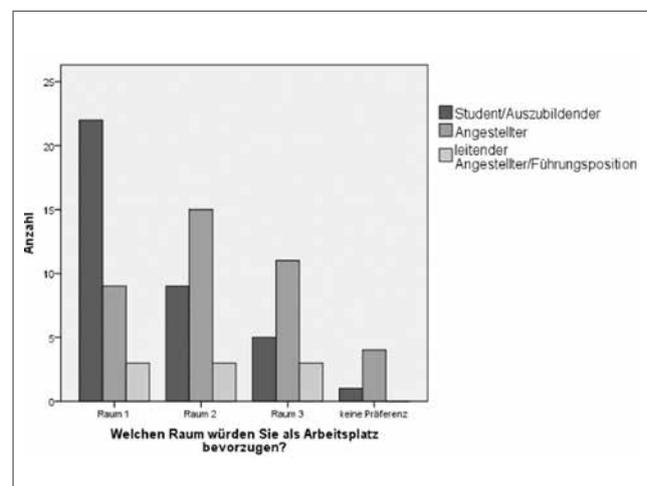
Bei der „Wohlfühlen Raum 1“-Frage ist der Effekt mit Cohen's $d = .52$ groß, bei der „Leistung Raum 1“-Frage ist der Effekt mit $d = .59$ ebenfalls groß, die „Arbeitslust Raum 1“-Frage bietet mit $d = .46$ einen mittelgroßen Effekt und die „Stimmungsänderung Raum 1“-Frage weist mit $d = .48$ ebenfalls einen mittelgroßen Effekt auf. Es fällt auf, dass das Alter nur bei den Fragen zu Raum 1 einen signifikanten Einfluss zu haben scheint, da nur bei Fragen zu Raum 1 der Mittelwertsunterschied der beiden Altersgruppen bei den von 1 bis 5 skalierten Fragen signifikant ist. Es ist also nicht gerechtfertigt zu behaupten, das Alter hätte einen direkten Einfluss auf die Raumwahl. Es ist aber richtig zu sagen, dass das Alter einen Einfluss darauf hat, ob Raum 1 gewählt wird. Blickt man auf die deskriptiven Statistiken bei den vier Fragen bei welchen es signifikante Mittelwertsunterschiede zwischen den Altersgruppen gibt, so erkennt man, dass sich jüngere Menschen in Raum 1 wohler fühlen ($M (< 31) = 1.98$ vs $M (>= 31) = 2.41$), mehr leisten können ($M (< 31) = 2.24$ vs $M (>= 31) = 2.74$), eine höhere Lust hätten zur Arbeit zu gehen, wenn Raum 1 ihr Arbeitsplatz wäre ($M (< 31) = 2.20$ vs $M (>= 31) = 2.63$) und eine höhere Stimmungsverbesserung ($M (< 31) = 2.33$ vs $M (>= 31) = 2.71$) aufzeigen als jene Personen, welche 31 Jahre und älter sind. So kann abschließend festgestellt werden: Es gibt einen signifikanten Zusammenhang zwischen niedrigem Alter (< 31) und der Wahl des ersten Raumes bei mittelgroßen bis großen Effekten.

3.3. Hat der Berufsstatus einen Einfluss auf die Raumwahl?

Um eine erste Überprüfung eines Zusammenhangs zwischen dem Berufsstatus und der Raumwahl vorzunehmen, kann aufgrund der Nominalskalierung beider Variablen ein Chi-Quadrat-Test gerechnet werden. Der Modalwert des Berufsstatus liegt bei „Angestellter bzw. Angestellte“, jener der Raumwahl bei „Raum 1“ in der Gruppe „StudentIn/Auszubildender bzw. Auszubildende“ und bei „Raum 2“ in der Gruppe „Angestellter bzw. An-

gestellte“. In der Gruppe „leitender Angestellter bzw. leitende Angestellte“ gibt es keinen Modalwert, da alle drei Räume gleich oft gewählt wurden. Fünf Teilnehmer haben ihren Berufsstatus nicht angegeben, weshalb 85 Personen in die Berechnung einbezogen werden. Mit einem $X^2 = 12.419$, $p > .05$ ($= .053$) ist der Chi – Quadrat Test knapp nicht signifikant. Dies könnte an der Unterteilung der Stichprobe der „Angestellten“ in „Angestellte“ und „leitende Angestellte“ liegen. Fasst man diese beiden Gruppen unter dem Namen „Arbeitstätig“ zusammen und rechnet mit der neuen dichotomen Berufsstatusvariable (Ausprägungen „Student/Auszubildender“ und „Arbeitstätig“) erneut einen Chi-Quadrat-Test auf die Raumwahl, so erhält man mit einem $X^2 = 10.76$, $p < .05$ ein signifikantes Ergebnis. So kann festgestellt werden: Es gibt einen signifikanten Zusammenhang zwischen Berufsstatus und Raumwahl, wenn der Berufsstatus dichotomisiert wird.

Abb. 6: Häufigkeiten Berufsgruppe



3.4. Welche Fragen zu den Räumen haben den größten Einfluss auf die Raumwahl?

Um diese letzte und für weitere Fragebögenkonzeptionen zu diesem Thema äußerst wichtige Frage zu beantworten, wurde eine Regressionsanalyse über alle Fragebogenitems im Bezug auf die Raumwahl gerechnet. Nach schrittweiser Methode wurden drei Variablen aufgenommen: „Leistung Raum 1“, „Stimmungsänderung Raum 1“ und „Leistung Raum 3“. In Abbildung 7 ist die Änderung in R^2 zu sehen.

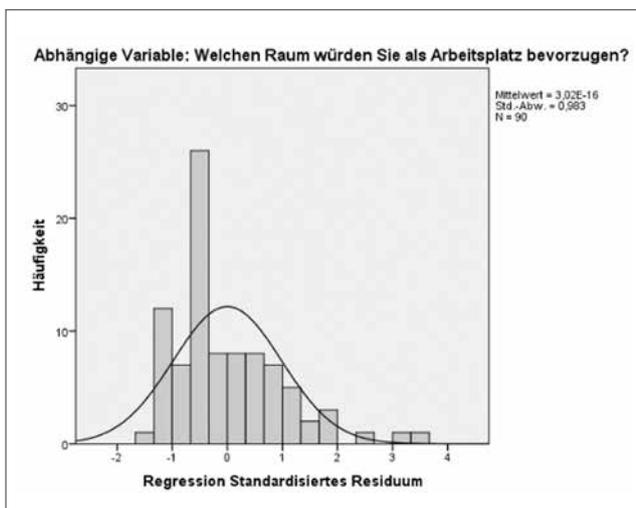
So erklären diese drei Variablen gemeinsam 41,9% der Varianz der Raumwahl. Die Kollinearitätsstatistik bestätigt mit Toleranzwerten von $T = 0.88 - 0.96$ und einem Variance Inflation Factor von $VIF = 1.05 - 1.14$ eine lineare Unabhängigkeit der drei Variablen. Das Histogramm in Abbildung 8 zeigt bis auf einen Ausreißer eine annähernde Normalverteilung der Variablen.

Abb. 7: Regression

Modellzusammenfassung ^d									
Modell	R	R-Quadrat	Korrigiertes R-Quadrat	Standardfehler des Schätzers	Änderungsstatistiken				
					Änderung in R-Quadrat	Änderung in F	df1	df2	Sig. Änderung in F
1	,512 ^a	,262	,254	,781	,262	31,261	1	88	,000
2	,576 ^b	,332	,317	,747	,070	9,139	1	87	,003
3	,647 ^c	,419	,398	,701	,086	12,767	1	86	,001

a. Einflussvariablen : (Konstante), Wie viel können Sie in diesem Raum leisten? R1
 b. Einflussvariablen : (Konstante), Wie viel können Sie in diesem Raum leisten? R1, Wie würde sich Ihre Stimmung auf der Arbeit verändern, wenn dies Ihr Arbeitsplatz wäre? R1
 c. Einflussvariablen : (Konstante), Wie viel können Sie in diesem Raum leisten? R1, Wie würde sich Ihre Stimmung auf der Arbeit verändern, wenn dies Ihr Arbeitsplatz wäre? R1, Wie viel können Sie in diesem Raum leisten? R3
 d. Abhängige Variable: Welchen Raum würden Sie als Arbeitsplatz bevorzugen?

Abb. 8: Annähernde Normalverteilung der Variablen



So kann abschließend festgestellt werden: Die Fragen nach der Änderung der Arbeitsleistung in Raum 1 und 3 sowie die Frage nach der Stimmungsänderung in Raum 1 haben den größten Einfluss auf die Raumwahl. Da wir aus der Analyse des Alterseinflusses auf die Raumwahl wissen, dass das Alter einen signifikanten Einfluss auf die Raumwahl hat, wäre es interessant zu erfahren, ob sich die Fragen mit dem größten Einfluss auf die Raumwahl zwischen den beiden Altersgruppen unterscheiden. Zu diesem Zwecke wurde die Stichprobe nach den beiden Altersgruppen aufgeteilt. Anschließend wurde mit jeder der beiden Stichproben die Regressionsanalyse über alle Fragebogenitems im Bezug auf die Raumwahl wiederholt, mit der Kenntnis, dass der Modalwert der Raumwahl der Altersgruppe unter 31 Jahren bei Raum 1 liegt, während der Modalwert der Altersgruppe älter oder gleich 31 Jahren bei Raum 2 liegt. Es wäre also zu vermuten, dass bei der jüngeren Stichprobe die Fragen zu Raum 1 einen hohen Einfluss haben, während bei der älteren Stichprobe die Fragen zu Raum 2 ausschlaggebend sind. Da Raum 3 von der älteren Stichprobe relativ gesehen häufiger gewählt wurde als von der jüngeren, wäre es möglich, dass auch Fragen zu Raum 3 bei beiden Stichproben einen verhältnismäßig großen Einfluss auf die Raumwahl haben. Für die jüngere Altersgruppe

wurden nach schrittweiser Methode drei Variablen aufgenommen: „Leistung Raum 1“, „Stimmungsänderung Raum 1“ und „Stimmungsänderung Raum 3“. Nach der R-Quadrat Statistik erklären diese drei Variablen gemeinsam 47,3% der Varianz der Raumwahl. Die Kollinearitätsstatistik bestätigt mit Toleranzwerten von $T=0.83-0.96$ und einem Variance Inflation Factor von $VIF = 1.10-1.20$ eine lineare Unabhängigkeit der drei Variablen. Auch das Histogramm ähnelt einer Normalverteilung. Besonders interessant sind aufgrund der Kenntnis des Modalwertes die errechneten Koeffizienten, welche in Tabelle 3 zu sehen sind.

Tab. 3: Regressionskoeffizienten Altersgruppe < 31, Raumwahl

	Regressionskoeffizient/Beta	Signifikanz
Leistung Raum 1	$b_1 = .31, b_1^* = .30$	$p < .05$
Stimmungsänderung Raum 1	$b_1 = .50, b_1^* = .44$	$p < .01$
Stimmungsänderung Raum 3	$b_1 = -.31, b_1^* = -.29$	$p < .05$

Diese weisen darauf hin, dass die beiden Fragen zu Raum 1 in der jüngeren Altersgruppe positiv mit der Raumwahl zusammenhängen, während die Frage zu Raum 3 negativ mit der Raumwahl zusammenhängt. Dies würde abschließend Folgendes bedeuten: Die Fragen nach der Änderung der Arbeitsleistung in Raum 1 sowie die Fragen nach der Stimmungsänderung in Raum 1 und Raum 3 haben bei der Altersgruppe < 31 den größten Einfluss auf die Raumwahl. Da der Modalwert bei Raum 1 liegt, bedeuten die Koeffizienten

1. Je besser die Arbeitsleistung in Raum 1, desto eher wird Raum 1 gewählt.
2. Je höher die Stimmungsverbesserung in Raum 1, desto eher wird Raum 1 gewählt.
3. Je höher die Stimmungsverbesserung in Raum 3, desto weniger wird Raum 1 gewählt.

Für die ältere Altersgruppe wurden nach schrittweiser Methode ebenso drei Variablen aufgenommen: „Kommunikationsfähigkeit Raum 1“, „Wohlbefinden Raum 3“ und „Leistung Raum 1“. Nach der R-Quadrat Statistik erklären diese drei Variablen gemeinsam 38,4% der Varianz der Raumwahl. Die Kollinearitätsstatistik bestätigt mit Toleranzwerten von $T = 0.76-0.89$ und einem Variance Inflation Factor von $VIF = 1.12-1.31$ eine weitestgehend lineare Unabhängigkeit der drei Variablen. Auch das Histogramm ähnelt einer Normalverteilung. Erstaunlich sind hier die Koeffizienten, welche in Tabelle 4 zu sehen sind.

Tab. 4: Regressionskoeffizienten Altersgruppe ≥ 31 , Raumwahl

	Regressionskoeffizient/Beta	Signifikanz
Kommunikationsfähigkeit Raum 1	$b_1 = .25, b_1^* = .27$	$p > .05 (= .051)$
Wohlbefinden Raum 3	$b_1 = -.45, b_1^* = -.47$	$p < .01$
Leistung Raum 1	$b_1 = .34, b_1^* = .31$	$p < .05$

Trotz der nach den deskriptiven Statistiken bekannten Bevorzugung des zweiten Raumes vor Raum 1 scheinen die beiden Fragen zu Raum 1 auch bei der älteren Stichprobe positiv mit der Raumwahl zusammenzuhängen, während die Frage zu Raum 3 ebenso wie bei der jüngeren Altersgruppe negativ mit der Raumwahl zusammenhängt. Fragen zu Raum 2 haben erstaunlicherweise keinen hohen Einfluss auf die Raumwahl, auch wenn bei dieser Altersgruppe der Modalwert bei „Raum 2“ liegt. Dies heißt also im Endeffekt: Die Fragen nach der Kommunikationsfähigkeit und der Veränderung der Arbeitsleistung in Raum 1 sowie die Frage nach dem Wohlbefinden in Raum 3 haben bei der Altersgruppe ≥ 31 den größten Einfluss auf die Raumwahl. Da der Modalwert bei Raum 2 liegt, bedeuten die Koeffizienten

1. Je besser die Kommunikationsfähigkeit in Raum 1, desto eher wird Raum 2 gewählt.
2. Je besser das Wohlbefinden in Raum 3, desto seltener wird Raum 2 gewählt.
3. Je besser die Arbeitsleistung in Raum 1, desto eher wird Raum 2 gewählt.

4. Diskussion

Diese Studie zeigt, dass das Alter durchaus einen Einfluss auf die Meinung einer Person hat, wie ein optimaler Arbeitsplatz gestaltet sein sollte. Jüngere Personen wählen signifikant eher Raum 1 als einen anderen Raum, während bei älteren Personen der häufigste bevorzugte Raum Raum 2 ist. Es wäre möglich, dass die jüngeren

Menschen von der Vorstellung eines weiten, offenen und hellen Raumes angezogen werden, da der heutige Architekturtrend immer stärker in Richtung Fensterfronten und natürliches Licht geht. Auch in den offenen Fragen wurde häufig die Helligkeit eines Raumes als erwünscht beschrieben. Die könnte erklären, warum keine der beiden Altersgruppen den eher dunklen Raum 3 bevorzugt. Raum 2 entspricht nach meiner Erfahrung eher der Gestaltung von Arbeitsplätzen, wie sie in älteren Firmengebäuden und eben auch in den Firmen, deren MitarbeiterInnen befragt wurden, vorherrschen. Möglicherweise ist den dort arbeitenden Personen Raum 2 sympathisch, da sie an dieses Raumdesign gewöhnt sind. Nach Marans und Spreckelmeyer würde dies dafür sprechen, dass die befragten Personen eine positive Beziehung zu ihrem Arbeitsplatz haben, da sie andernfalls den zweiten Raum erst recht als negativ und ablehnend empfinden würden. Dass der Berufsstatus dichotomisiert einen Zusammenhang mit der Raumwahl aufweist unterstützt im Prinzip die Aussage des Alterseffektes. Dichotomisiert in „StudentInnen“ und „Arbeitstätige“ entsprechen die beiden Stichproben fast den Altersgruppen – die StudentInnen sind zumeist unter 31 Jahre alt, während die befragten Arbeitstätigen aus den Firmen größtenteils über 31 Jahre alt sind. Insofern handelt es sich bei dem Zusammenhang zwischen Berufsstatus und Raumwahl vermutlich um einen Nebeneffekt des Alterseffektes.

Erstaunlich ist das Ergebnis des Einflusses der einzelnen Fragen auf die Raumwahl. War es zwar zu vermuten, dass die Fragen zu Raum 1 einen positiven Einfluss auf die Raumwahl in der jüngeren Stichprobe haben, so war dies bei der älteren Stichprobe nicht zu erwarten. Dass in der jüngeren Altersgruppe die Frage nach der Stimmung in Raum 3 bzw. bei den älteren TeilnehmerInnen die Frage nach dem Wohlbefinden in Raum 3 jeweils einen negativen Einfluss auf die Wahl der anderen Räume haben, lässt sich durch die Andersartigkeit des dritten Raumes zu den beiden ersten Räumen erklären. Das dunklere Design und die eher in naturellen Tönen gehaltene Gestaltung widersprechen zudem der Empfehlung von Mallory-Hill et al., dass Helligkeit und Licht die Lebensqualität der MitarbeiterInnen erhöhen. Warum jedoch die Fragen zu Raum 2 keinen signifikanten Einfluss auf die Raumwahl der älteren Stichprobe haben, bleibt fraglich. Möglicherweise ähneln einander die beiden Räume durch ihre zwei Fenster, die weißen Farbe der Möbel und die helle Wand- und Deckenfarbe sowie die Anordnung der Möbelstücke zu sehr, sodass die Beantwortung der Fragen bei Raum 1 und 2 ähnlich ausfiel. Wenn dann Raum 2 auf Grund der Ähnlichkeit zum eigenen Arbeitsplatz gewählt wurde und deshalb die Raumwahl nicht auf Raum 1 fiel, so kann dies mit der Auswertung des Einflusses der einzelnen Fragen nicht erfasst werden.

Die Beantwortung der offenen Fragen fiel individuell unterschiedlich aus. Dennoch gibt es zwei Aspekte, welche sehr häufig genannt wurden und auf jeden Fall in weitere Studien zu diesem Thema integriert werden sollen. Zum einen wurde mehrfach darauf hingewiesen,

dass in den Räumen keine Kommunikationsmittel wie Telefon, Computer oder ähnliches vorhanden sind und deshalb die Kommunikationsfähigkeit entweder als schlecht oder sehr willkürlich beurteilt wurde. In weiteren Raumdesigns sollten solche Kommunikationsmittel auf jeden Fall vorhanden sein – oder sich zwischen den Räumen unterscheiden. Zum anderen wurde von vielen TeilnehmerInnen der Wunsch nach einem zweiten Stuhl für BesucherInnen oder KollegInnen gewünscht. Dieses zentrale Möbelstück fehlt in jedem der drei Räume und ist eigentlich ein Element, mit welchem das Ausmaß der Kommunikationsmöglichkeiten eines Raumes definiert werden kann. Die Anzahl der Stühle ist ein zentrales Kriterium eines Arbeitsplatzes und sollte zwischen den Räumen variiert werden. In weiteren Studien zum Thema könnte umfassender auf die unterschiedlichen Büroformen eingegangen werden. Auch wenn bereits festgestellt wurde, dass das Großraumbüro zu den unbeliebtesten Bürolandschaften gehört und das Zwei-Personen-Büro das Beliebteste zu sein scheint, sollten zwischen den Räumen nicht nur Farbe und Licht, sondern auch Büroform, Temperatur und Lautstärke und Luftqualität variiert werden. Dies ist in einer einfachen Abbildung nicht so leicht möglich und könnte nur mittels Zusatzangaben erfolgen, welche allerdings nicht das wirkliche Erleben im Raum widerspiegeln. Am repräsentativsten wäre selbstverständlich der Besuch verschiedener Büroräume und das Ausfüllen eines Fragebogens zu den besuchten Räumen, allerdings wäre die Durchführung einer solchen Studie äußerst zeitaufwändig. Das Thema „Büroraumdesign“ ist ein zukunftsbezogenes und wichtiges Thema, welches viel Einfluss auf die Arbeitswelt von morgen haben wird, aber auch von dieser durch sich verändernde Anforderungen beeinflusst wird.

Literatur

- ATTESLANDER, P. (2003). Methoden der empirischen Sozialforschung (10. Aufl.). Berlin: Walter de Gruyter GmbH & Co.
- BELLER, S. (2008). Empirisch forschen lernen. Konzepte, Methoden, Fallbeispiele, Tipps. (2. Aufl.). Bern: Hans Huber.
- DEUTSCHE GESELLSCHAFT FÜR PSYCHOLOGIE (2007). Richtlinien zur Manuskriptgestaltung (3. Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- GIFFORD, R. (2014). Environmental psychology: Principles and practice (5th ed.). Colville, WA: Optimal books.
- HAGER, W., SPIES, K. & HEISE, E. (2001). Versuchsdurchführung und Versuchsbericht. Ein Leitfaden (2. Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- KELTER, J. (1991). Büroplanung im Wandel. Ergebnisse repräsentativen Untersuchung. Office Design, 1, 72-105.
- LEWIN, M. (1986). Psychologische Forschung im Umriß. Berlin: Springer.
- LUDWIG-MAYERHOFER, W. (1999). Cronbach's Alpha. ILMES – Internet – Lexikon der Methoden der empirischen Sozialforschung. http://wlm.userweb.mwn.de/ein_voll.htm (Zugriff am 10.03.2015)
- MALLORY-HILL, S., PREISER, W. F. & WATSON, C. G. (Eds.). (2012). Enhancing building performance. Oxford: John Wiley & Sons.
- MARANS, R. W. & SPRECKELMEYER, K. F. (1982). Evaluating open and conventional office design. Environment and Behavior, 14, 333-351.
- MARANS, R. W. & SPRECKELMEYER, K. F. (1982). Measuring overall architectural quality: A component of building evaluation. Environment and Behavior, 14, 652-670.

- SCHNEIDER, R. & GENTZ, M. (1997). Intelligent Office: Zukunftssichere Bürogebäude durch ganzheitliche Nutzungskonzepte. Köln: Müller.
- SOMMER, H. (1990). Vor- und Nachteile verschiedener Büroformen. In Congena (Hrsg.), Kombi Büro. Baden Baden: Office FBO Media.
- STONE, P. & LUCETTI, R. (1985). Das Büro der Zukunft. Vernünftig eingesetzt kann der Computer zwischenmenschliche Kontakte fördern, anstatt sie zu unterbinden. Harvardmanager, 4, 75-86.
- VISCHER, J. C. (1989). Environmental Quality in Offices. New York: Van Nostrand Reinhold.

Autorin

Jeanine Krath

Studentin im 5. Semester mit den Fächern Psychologie und Management. Nebenbei arbeitet sie in der studentischen Unternehmensberatung KoUnity als Vorstand im Marketing & PR. Nach Abschluss des Bachelorstudiums wird sie voraussichtlich Architektur studieren.



Bachelorstudentin Psychologie und Management
Vorstand Marketing der studentischen Unternehmensberatung
KoUnity
Universität Koblenz – Landau
Universitätsstr.1
D-56070 Koblenz
Telefon: +49 (0)151 68120389
jeanine.krath@web.de



EMDR-Institut Austria

Leitung: Mag. Eva Munker-Kramer

Kooperationspartner des EMDR-Instituts Deutschland
Autorisierter Partner des EMDR-Institute USA, Francine Shapiro, PhD.

www.emdr-institut.at

Das **EMDR Institut Austria** ist der autorisierte Österreich-Partner des EMDR Institute von Francine Shapiro, PhD., USA (www.emdr.com) und Kooperationspartner des EMDR-Instituts Deutschland (Leitung Dr. med. Arne Hofmann und Dipl. Psych. Ute Hofmann) (www.emdr-institut.de). Es bietet die durch die Europäische Fachgesellschaft (www.emdr-europe.org) anerkannte und zertifizierte Ausbildung in EMDR sowie Spezialseminare an.

EMDR Einführungsseminare (Alternativtermine)

18.-20.06.2015 in Wien	inkl. Praxistag am 11.09.2015	mit Mag. Eva Munker-Kramer
12.-14.11.2015 in Wien	inkl. Praxistag am 15.01.2016	mit Mag. Eva Munker-Kramer
17.-19.03.2016 in Innsbruck	inkl. Praxistag Ende April 2016	mit Peter Liebermann
21.-23.04.2016 in Wien	inkl. Praxistag am 10.06.2016	mit Mag. Eva Munker-Kramer
10.-12.11.2016 in Wien	inkl. Praxistag am 13.01.2017	mit Mag. Eva Munker-Kramer
20.-22.04.2017 in Wien	inkl. Praxistag am 23.06.2017	mit Mag. Eva Munker-Kramer
19.-21.10.2017 in Wien	inkl. Praxistag am 01.12.2017	mit Mag. Eva Munker-Kramer
07.-09.12.2017 in Graz	inkl. Praxistag im Jänner 2018	mit Mag. Eva Munker-Kramer (in Kooperation mit ZPTN und NADUA)

EMDR Fortgeschrittenenseminare (Alternativtermine)

01.-03.10.2015 in Wien mit Dr. Christine Rost
29.9.-1.10.2016 in Wien mit Mag. Eva Munker-Kramer
28.-30.09.2017 in Wien mit Dr. Christine Rost

EMDR Spezialseminare

EMDR in der Behandlung komplex(er) Traumatisierter

08.05.2015 mit Dr. Franz Ebner in Wien

EMDR Intensiv: Supervisionstage in Nals/Südtirol

04.-06.06.2015 mit Mag. Eva Munker-Kramer

EMDR in der Behandlung der Substanzabhängigkeit

20.06.2015 mit Dr. Michael Hase in Wien

EMDR bei (spezifischen) Phobien

19.09.2015 mit Mag. Eva Munker-Kramer in Wien

EMDR in der Behandlung von chronischen Schmerzen und psychosomatischen Erkrankungen

05.10.2015 mit Dr. Christine Rost in Wien

EMDR in der Arbeit mit Zwangserkrankungen

27.02.2016 mit Dr. Karsten Böhm in Wien

EMDR in Beratung und Coaching: Ressourcenaktivierung und Leistungsverbesserung

11.06.2016 mit Mag. Eva Munker-Kramer in Wien

EMDR in der Behandlung von Akuttraumatisierung

17.02.2017 mit Mag. Eva Munker-Kramer in Wien

Imaginative Arbeit mit dem Inneren Kind und in Form von Geschichten in Verbindung mit EMDR

02.10.2017 mit Dr. Christine Rost in Wien

Supervisionstermine und die Möglichkeit zur Seminaranmeldung finden Sie auf www.emdr-institut.at.

Für Fragen stehen wir Ihnen gerne unter office@emdr-institut.at und **02732/71779** zur Verfügung.

Wir würden uns freuen, Sie bei unseren Veranstaltungen begrüßen zu können!

Mag. Eva Munker-Kramer

Brandströmstraße 7/7, A-3500 Krems/Donau Tel. und Fax: 0043-(0)2732-71779

office@emdr-institut.at, www.emdr-institut.at

Ein „Kinderkrankenhaus der Zukunft“ aus architekturpsychologischer Sicht.

Der Beitrag kinderfreundlicher Gestaltung zu Einschätzungen von Gesundheit und Wohlbefinden. Eine User-Needs Analysis.

A “Children’s Hospital of the Future” from an Architectural-Psychological Perspective. The Contribution of Child Appropriate Design to the Assessment of Health and Well-being. A User-Needs Analysis.

Rotraut Walden

Themenschwerpunkt Gestaltung der Umwelt

Zusammenfassung

Gerade Kinderkrankenhäuser gelten oft als Räume, die zu traumatischen Erfahrungen von Stress und Angst der „kleinen PatientInnen“ beitragen. Der Verein „Die kleinen PatientInnen“ in Bonn wirkte diesen negativen Effekten der üblichen Krankenhausgestaltung im Kinderkrankenhaus Oldenburg durch gezielte Verschönerungen aktiv entgegen: z. B. durch Hilfen zur Orientierung, Intarsien im Fußbodenbelag, Beschreibungen, Poster, Pin-Boards, Spielgeräte, die Gestaltung des Raumes für Trauernde, einen Gymnastikraum, Möblierungen, Einblicke und Durchblicke. Wie sich solche kinderfreundlichen Gestaltungsmaßnahmen auf das Gefühl von Gesundheit, Wohlbefinden und das Empfinden, ein „Kinderkrankenhaus der Zukunft“ zu besuchen, auswirken, war Ziel dieser empirischen Studie an 59 PatientInnen (von 104), 65 MitarbeiterInnen (von 330) und 39 Studierenden („ExpertInnen“). In dieser User-Needs-Analysis wurden, nach einem Rundgang durch das Gebäude aufgeteilt, vielfältige Aspekte, die zur Heilung beitragen sollen, in einem „Koblenzer Architekturfragebogen“ beurteilt. Der Gang führte vom Standort/Infrastruktur über die Fassade/Außenbereich, den Eingang, den Verkehrsbereich, die Warte- und Aufenthaltsräume für PatientInnen, die Räume der kleinen PatientInnen, die Intensivstation, die Ambulanzbereiche, die Technik, die Sicherheit und die speziellen Räume zu einem Gesamteindruck. Die 5-stufigen Ratingskalen zu 112 Items für die PatientInnen und 171 für die Studierenden reichen von +2 (sehr gut) über 0 (mittelmäßig) bis -2 (sehr schlecht). Außerdem wurde gezielt nach der Wichtigkeit der Wirkung des Gesamtgebäudes auf einzelne Beurteilungskriterien gefragt. Als Methoden dienten die Building Performance Evaluation, der Facettenansatz, deskriptive Maße, t-Tests und Regressionsanalysen. Aus den Ergebnissen konnten Schlussfolgerungen für den Neu- und Umbau von Kinderkrankenhäusern im Allgemeinen gezogen werden. So wurde ein Schema zur Beurteilung der Qualität von Krankenhäusern weiterentwickelt. Insgesamt wird das Kinderkrankenhaus

insbesondere von den PatientInnen und den studentischen „ExpertInnen“ als ungewöhnlich gelungen und zukunftsweisend beurteilt. Dabei wird sich noch eine Verbesserung der Außenfassade und mehr Privatheit sowie Rückzugsmöglichkeiten für PatientInnen gewünscht. Nach den Übernachtungsmöglichkeiten für die Eltern werden insbesondere der „Bärenklub“, die Kinderbibliothek und Kapelle gelobt. Als „Angst-Raum“ bleibt der OP-Raum erhalten. Zusammenfassend: Angstreduzierende, kinderfreundliche Gestaltung führt – neben den positiven Effekten auf die Gesundheit – in der öffentlichen Meinung außerdem zu einem Wettbewerbsvorteil gegenüber herkömmlichen Einrichtungen: “Quality architecture will give the image of quality care.”.

Abstract

Children's hospitals are often cited as spaces that contribute to traumatic experiences of stress and fear in “little patients”. “The “Little Patients” Association of Bonn worked to remove the negative effects of conventional hospital design at the Oldenburg Children's Hospital through targeted improvements: clear signage, floor inlays, posters, pin-boards, toys, creation of a room for those in mourning, furnishings, more windows and open spaces, etc. The goal of this empirical study, consisting of 59 patients (of 104), 65 medical employees (of 330) and 39 trained student observers, was to see how such alterations in hospital design can impact patients' recovery, well-being, and create the sensation of visiting a “Children's Hospital of the Future.” Patients, employees, and students filled out the “Koblenz Architecture Questionnaire”. The questionnaire's “virtual walk-through” made the observers aware of specific aspects and gave them an overall impression of the building. A five-point rating scale, which ranged from +2 (very good) to 0 (average) to -2 (very poor), was applied to 112 items by patients and 171 items by observers. The methods used were the Building Performance Evaluation, the facet approach, descriptive measurements, t-tests, and regression analyses. The

results of the study yielded conclusions about how to construct and remodel children's hospitals. A system for evaluating the quality of hospitals was further developed. Patients and student observers characterized the Oldenburg Children's Hospital as surprisingly successful and forward-looking. The possibility for parents to stay overnight, the "Bear Club," the children's library, and the chapel were especially recommended. Improvements to the building's exterior, more privacy, and the availability of a 'retreat' for patients were still desired, and the operating room maintained its status as a "fear room". Conclusion: Apart from its positive affect on healing, child-friendly design gives children's hospitals a competitive advantage over conventionally designed hospitals. "Quality architecture will give the image of quality care".

1. Einleitung

Gerade Kinderkrankenhäuser gelten oft als Räume, die frühzeitig zu traumatischen Erfahrungen wie Stress und Angst der „kleinen Patienten“ beitragen (Dutke, Schönpflug & Wischer, 1992; Heeg, 1994; Shumaker & Reizenstein, 1982). Der Bonner Verein „Die kleinen Patienten“ e.V. wirkte diesen negativen Effekten der üblichen Krankenhausgestaltung im Elisabeth-Kinderkrankenhaus Oldenburg¹⁾ durch gezielte Verschönerungen wie Hilfen zur Orientierung, Intarsien im Fußbodenbelag, Beschilderungen, Poster, Pin-Boards, Spielgeräte, die Gestaltung des Raumes für Trauernde, die Bibliothek und den „Bärenklub“, den Gymnastikraum, Möblierungen, Einblicke und Durchblicke etc. aktiv entgegen (Carpman & Grant, 1993; Monz & Monz, 2001; Walden, 2006). Wie sich solche kinderfreundlichen Gestaltungsmaßnahmen auf das Gefühl von Gesundheit, Wohlbefinden und das Empfinden, ein „Kinderkrankenhaus der Zukunft“ (Ulrich, Zimring, Joseph, Quan & Choudhary, 2004) zu besuchen, auswirken, war Ziel dieser architekturpsychologischen Studie (Walden, 2008) an 59 PatientInnen (von 104), 65 MitarbeiterInnen (von 330) und 39 Studierenden („ExpertInnen“). Insbesondere der Gewinn an Orientierung (Carpman & Grant, 2002; Zimring, 1994) führt zu Wohlbefinden und im Notfall zu einem Gewinn an Zeit für lebensrettende Maßnahmen. Angstreduzierende, kinderfreundliche Gestaltung führt – neben den positiven Effekten auf die Gesundheit – in der öffentlichen Meinung außerdem zu einem Wettbewerbsvorteil gegenüber herkömmlichen Einrichtungen (Walden, 2001).

In dieser User-Needs Analysis in der Kinderklinik Oldenburg wurden, nach einem Rundgang durch das Gebäude aufgeteilt, vielfältige Aspekte, die zur Heilung beitragen sollen, in einem „Koblenzer Architekturfragebogen“ beurteilt. Der Gang führte vom Standort/Infrastruktur, über die Fassade/Außenbereich, den Eingang, den Verkehrsbereich, die Warte- und Aufenthaltsräume für PatientInnen, die Räume der kleinen PatientInnen, die Intensivstation, die Ambulanzbereiche, die Technik, die Sicherheit und die speziellen Räumen zu einem Gesamteindruck. Gezielte Kriterien für den Erfolg von Kran-

kenhäusern wurden zusätzlich erfasst. Drei offene Fragen ermöglichten eine ergänzende qualitative Auswertung.

Die 5-stufigen Ratingskalen zu 112 Items für die PatientInnen, 150 Items für das Personal und 171 Items für die Studierenden reichen von ☺☺=sehr gut (+2) über ☺=mittelmäßig (0) bis ☹☹=sehr schlecht (-2) und „keine Antwort möglich“. Die Studierenden wurden anhand einer 5-stufigen Ratingskala auch nach der Wichtigkeit der Aspekte für ein „Krankenhaus der Zukunft“ befragt. Außerdem wurden auch das Personal und die PatientInnen gezielt nach der Wichtigkeit der Wirkung des Gesamtgebäudes auf die Beurteilungskriterien gefragt. Als Methoden dienten die Building Performance Evaluation (Preiser & Schramm, 2005; Sadler, DuBose & Zimring, 2008), der Facettenansatz (Borg & Shye, 1995), deskriptive Maße, t-Tests, Regressions- und Faktorenanalyse.

Aus den Ergebnissen konnten weitreichende Schlussfolgerungen für den Neu- und Umbau von Kinderkrankenhäusern im Allgemeinen gezogen werden (Blumberg & Devlin, 2006). So wurde ein Schema zur Beurteilung der Qualität von Krankenhäusern anhand der Ergebnisse weiterentwickelt. Die Kinderklinik trägt durch die individuelle Gestaltung zur Hoffnung auf ein Gesundes, dem Gegenteil von erlernter Hilflosigkeit der PatientInnen, bei.

2. Zu den Ergebnissen

Alles in allem wurde die Kinderklinik insbesondere von den PatientInnen und Studierenden sehr positiv beurteilt, während das Personal (Shepley & Davies, 2003; Shepley, 2002) kritischer urteilte. Dass die Sichtweise der unabhängigen und in der Regel ebenfalls sehr kritischen Studierenden sehr wohlwollend ausgefallen ist, unterstützt die ebenfalls sehr guten Urteile der PatientInnen, die aufgrund von kognitiver Dissonanz unter Umständen auch negativere Aspekte im Allgemeinen positiver beurteilen, da sie oftmals hilflos den örtlichen Bedingungen ausgesetzt sind. Dies war hier also nicht der Fall. Anhand der sie bestätigenden Urteile der Studierenden ist ersichtlich, das Klinikum ist gelungen. Das Personal war teilweise durch Partizipation an den Gestaltungen des Vereins „Die kleinen Patienten“ beteiligt und hatte infolgedessen ein gehobenes Anspruchsniveau mit dem Wunsch, nicht für eventuelle Mängel verantwortlich gemacht zu werden.

2.1. Ergebnisse aus Sicht von 39 trainierten Studierenden, die das Klinikum „vor Ort“ in Oldenburg beurteilten

Zum Eingangsbereich: Als sehr wichtig und sehr gut sind die kinderfreundliche Gestaltung bzw. Symbole des Willkommens (M = 1,58), die Orientierung und Lage beurteilt worden (in absteigender Reihenfolge der Mittelwerte – Ratingskala von -2 bis +2).

Abb. 1: Empfang



Abb. 2: Flur mit Symbolen des Willkommens wie Intarsien, Handläufen, Stühlen und Schildern



Zu den Verkehrsbereichen: In absteigender Reihenfolge als sehr wichtig und sehr gut sind ein kindgerechter Maßstab (1,76), eine behindertengerechte Gestaltung und die kinderfreundliche Gestaltung (1,61) eingeschätzt worden.

Zu den Räumen für die kleinen PatientInnen: Sehr wichtig (1,87) und verbesserbar (1,46) ist das Wohlbefinden beurteilt worden (t-Test, $p < .001$). Die zusammenfassenden Kriterien: „Gesund-Fühlen“ (1,79), „Kommunikation“ (1,74), „Leistung“ (1,71) sowie die kinderfreundliche Gestaltung (1,63) sind als sehr wichtig und sehr gut eingeschätzt worden. Die zahlreichen übrigen Aspekte wurden in absteigender Reihenfolge als etwas schlechter, aber immer noch positiv beurteilt. Mehr Rückzugsmöglichkeiten werden gewünscht (auch im Hinblick auf das Gesamtgebäude) (t-Test, $p < .001$).

Zu den speziellen Räumen: Als sehr wichtig und sehr gut sind die Übernachtungsmöglichkeiten für die Eltern (1,82), Stillzimmer (1,80) und der „Bärenklub“ (1,68) eingeschätzt worden. Der „Bärenklub“ wird für einzelne Patienten individuell pädagogisch betreut und ist durch den Verein „Die kleinen Patienten“ und das Personal des Krankenhauses mitgestaltet worden.

Zum Gesamtgebäude: Sehr wichtig und sehr gut sind die Kriterien „Wohlbefinden“ (1,90), „Gesund-Fühlen“

(1,82), „Kommunikation“ (1,72) sowie die kinderfreundliche Gestaltung (1,72) von den 39 Studierenden beurteilt worden.

Besonders zutreffend ist der Beitrag des Gebäudes zum Ziel, „Krankenhaus der Zukunft“ zu sein (1,41). Das Gebäude trägt auch dazu bei, dass PatientInnen gerne – bei erneuter Erkrankung – wiederkommen (1,39). Das Gebäude trägt dazu bei, dass sich qualifiziertes Personal besonders gerne für eine Arbeit in diesem Krankenhaus bewirbt (1,32). Zum Ziel, „Krankenhaus der Zukunft“ zu sein (Regressionsanalyse) tragen im Eingangsbereich die kinderfreundliche Gestaltung und die Symbole des Willkommens (Farben/Bilder) und die Orientierung bei. Im Gesamtgebäude sind die kinderfreundliche Gestaltung und behindertengerechte Gestaltung als besonders wichtig für dieses Ziel erachtet worden.

2.2. Die Sicht des Personals (65 Kinderkrankenhaus-MitarbeiterInnen von 330)

Wie bereits erwähnt urteilt das Personal kritischer als die Studierenden und PatientInnen insgesamt. Bei den Antworten des Personals und der PatientInnen wird die Beurteilung der „Qualität zur Zeit“ berichtet, die in den Werten in der Regel unter einer Beurteilung der Wichtigkeit (Studierende) liegt.

Im Eingangsbereich wird als besonders gut ($M = 1,60$) die kinderfreundliche Gestaltung erachtet. Im Verkehrsbereich sind die behindertengerechte ($M = 1,43$) und kinderfreundliche Gestaltung ($M = 1,19$) am besten eingeschätzt worden.

Hinsichtlich der Räumen der kleinen PatientInnen ist am besten ist die kinderfreundliche Gestaltung (1,26) beurteilt worden, gefolgt von den Toiletten und den Aufzeichnungsmöglichkeiten für die Kinder.

Abb. 3: Am Krankenbett



Abb. 4: Die Kinderbibliothek



Zu den speziellen Räumen: Sehr gut sind die Übernachtungsmöglichkeiten (1,81) und die Kinderbibliothek (1,56) eingeschätzt worden, dann folgt die Kapelle (1,33). Im Gesamtgebäude ist die behindertengerechte Gestaltung (1,08) am besten beurteilt worden – die kinderfreundliche Gestaltung war nicht gefragt worden. Zutreffend sind die Beiträge des Gebäudes daran, dass Patienten gerne bei erneuter Erkrankung wiederkommen (1,13) und dass qualifiziertes Personal sich bewirbt (1,05) sowie an dem Ziel, ein „Krankenhaus der Zukunft“ zu sein (0,98).

Räume kleiner Patienten – Gesamtgebäude: Alle 4 Kriterien sind verbesserbar, d.h. Leistung, Wohlbefinden, Gesund-Fühlen und Kommunikation sind wichtig und bereits positiv beurteilt worden, aber es besteht eine Kluft in der Einschätzung der Wichtigkeit und der Beurteilung der Qualität „zur Zeit“.

Für das Ziel, „Krankenhaus der Zukunft“ zu sein (Regressionsanalyse), ist im Eingangsbereich die kinderfreundliche Gestaltung besonders wichtig; im Verkehrsbereich die Orientierung. Die für das Gesamtgebäude wichtige Privatheit für Patienten ist noch gut, liegt aber an zweitschlechtester Position vor den Rückzugsmöglichkeiten.

2.3. Die Perspektive von 59 PatientInnen (von 104 Betten)

Im Eingangsbereich wird „der erste Eindruck“ (1,68) von den kleinen PatientInnen bzw. deren Eltern als sehr gut beurteilt – gefolgt von der Möglichkeit zu Telefonieren („gut“, $M = 1,18$). Im Verkehrsbereich wird als sehr gut die „Erreichbarkeit des Schwesternzimmers“ (1,86) und „der erste Eindruck“ (1,51) eingeschätzt.

Für die Räume der kleinen PatientInnen gilt, dass der erste Eindruck als sehr gut (1,68) und die Größe der Räume als groß genug (1,50) eingeschätzt wurden.

Hinsichtlich der speziellen Räumen wurden die Kinderbibliothek (1,59), Musiktherapie (1,58) und die Kinderbetreuung (1,54) als sehr gut beurteilt.

Zum Gesamteindruck: Als sehr gut werden die kinderfreundliche Gestaltung (1,67); „Fühlst du dich im Kinder-

krankenhaus willkommen?“ (Farben, Bilder, Spielzeug) (1,61) und die Helligkeit durch Lampen (1,57) beurteilt.

Abb. 5: „Zum Lungenfacharzt“



Abb. 6: Spielgerät



Sehr zutreffend ist der Beitrag des Gebäudes an dem Ziel, „Krankenhaus der Zukunft“ zu sein (1,46). Die Frage „Wenn du dir das Kinderkrankenhaus-Gebäude anschaust, denkst du dann, dass ... du hier gerne wieder hier sein möchtest?“ wird ebenfalls als zutreffend beurteilt (1,41).

Zu den Ergebnissen des Mittelwertvergleichs (t-Tests): In den Räumen der kleinen PatientInnen ist das Gesund-Fühlen verbesserbar, d.h. die PatientInnen möchten immer lieber noch gesünder sein. Zum Gesamteindruck: die Leistung des Personals könnte noch verbessert werden (letzteres liegt wohl an der Verknappung des Personals und der hohen Arbeitszeit).

Zum Gesund-Fühlen tragen für die kleinen PatientInnen die Verkehrsbereiche mit dem „ersten Eindruck“ bei. „Neugierige Blicke durch andere Patienten“ sollten besser abgeschirmt werden (Regressionsanalysen).

Zum Gesamteindruck tragen insbesondere die Ausblicke, die behindertengerechte Gestaltung, das Willkommen-Fühlen und die kinderfreundliche Gestaltung bei. Zum Wohlfühlen (Regressionsanalyse) im Ein-

gangsbereich trägt der „erste Eindruck“ besonders bei. Das Sich-Wohlfühlen wird im PatientInnenzimmer gestört durch Neugier der MitpatientInnen.

Das Wohlbefinden in den speziellen Räumen wird beeinflusst durch die Gestaltung des Bärenklubs, die Übernachtungsmöglichkeiten der Eltern und die Kinderbibliothek.

Zum Gesamteindruck: Es fehlen Orte der Ruhe; die PatientInnen fühlen sich willkommen; das Krankenhaus ist kinderfreundlich.

Zum Ziel, „Krankenhaus der Zukunft“ zu sein (Regressionsanalyse), tragen im Eingangsbereich bei: gutes Telefonieren-Können und der „erste Eindruck“.

Der Verkehrsbereich führt zu dem Ziel durch gute Erreichbarkeit des Schwesternzimmers und schöne Veränderungen durch andere PatientInnen und das Personal.

Das Ziel wird in den Räumen der kleinen PatientInnen durch die angemessene Größe, den Ausblick und den ersten Eindruck durch die kinderfreundliche Gestaltung und Symbole des Willkommens erreicht.

Wichtig in den speziellen Räumen sind insbesondere für die PatientInnen die Aufenthaltsräume und die Übernachtungsräume der Eltern.

Für einen besseren Gesamteindruck fehlen Orte der Ruhe, die als sehr wichtig beurteilt werden. Die gute Helligkeit und die Ausblicke tragen zu dem Ziel, Krankenhaus der Zukunft zu sein, bei.

Abb. 7: Der Haupteingang mit Fassade



3. Zusammenfassung

Insgesamt wird das Kinderkrankenhaus Oldenburg insbesondere von den PatientInnen und den trainierten studentischen „ExpertInnen“ als ungewöhnlich gelungen und zukunftsweisend beurteilt. Dabei wird sich noch eine Verbesserung der Außenfassade und mehr Privatheit sowie Rückzugsmöglichkeiten für PatientInnen gewünscht. Nach den Übernachtungsmöglichkeiten für die Eltern werden insbesondere der pädagogisch angeleitete und räumlich ansprechend gestaltete „Bärenklub“, die Kinderbibliothek und Kapelle gelobt. Als „Angst-Raum“ bleibt der OP-Raum als der Raum erhal-

ten ($M=0,67$), den die kleinen PatientInnen von insgesamt 15 speziellen Räumen als am schlechtesten beurteilen – trotz aller im Übrigen so positiven Eindrücke im Elisabeth-Kinderkrankenhaus Oldenburg. Dennoch liegt der Mittelwert im positiven Bereich, also besser als mittelmäßig. Eine bessere Klimatisierung und Belüftung fordert das Personal, die PatientInnen bitten um besseres Essen, Nasszellen in jedem Zimmer und mehr Spiele. Die architektonische Raumaufteilung und die Personalräume gefallen insbesondere dem Personal.

Vor all diesen Aspekten wird die schöne Atmosphäre durch die kinderfreundliche Gestaltung, die Symbole des Willkommens, die Orientierung vermittelnden Intarsien auf dem Boden und die Beschilderung, die Spielgeräte und lebendigen Farben gelobt. Dies trägt auch wesentlich zum Gesund-Fühlen der PatientInnen bei. Die PatientInnen betonen insbesondere auch die angenehme Nähe zum Schwesternzimmer, die zahlreichen Beschäftigungsmöglichkeiten für Kinder und das freundliche Personal. Letztere sind allerdings Aspekte, die nicht durch die Architektur bedingt werden, sicher aber durch die Gestaltung unterstützt werden.

Alles in allem lässt sich der hohe Stellenwert der kinderfreundlichen Gestaltung insbesondere in den Räumen der kleinen PatientInnen und im Hinblick auf den Gesamteindruck für das Gesund-Fühlen und das Ziel, ein „Krankenhaus der Zukunft“ zu verwirklichen, feststellen. Dies ist nicht zuletzt auf die gute Kooperation in Oldenburg von der Klinikleitung und den MitarbeiterInnen des Krankenhauses mit dem Verein „Die kleinen Patienten“ zurückzuführen. Der Verein hat nach unseren Ergebnissen, die insgesamt 171 bauliche Aspekte eines Kinderkrankenhauses berücksichtigen, durch die angeleitete Partizipation erheblich zum Gelingen des Gebäudes beigetragen. Gerne hätte der Verein sich auch noch für eine bessere Gestaltung des Außenbereichs und der OPs eingesetzt. Dies bleibt eine Anforderung an zukünftige Krankenhausplanungen mit dem Gewicht auf eine lebendige, angstreduzierende Atmosphäre im Krankenhaus.

Die Gestaltung führt, neben den bereits aufgeführten weiteren Aspekten, insbesondere aus Sicht der PatientInnen zu hohen Bewertungen von Wohlbefinden und zu der Einschätzung, dass das Krankenhaus, ein „Kinderkrankenhaus der Zukunft“ ist. Hohe Beurteilungen von Beiträgen des Gebäudes zum Wohlbefinden, der Kommunikation zwischen PatientInnen und Personal, der Leistung des Personals hängen mit besonders guten Bewertungen des eigenen „Gesund-Fühlens“ im Krankenhaus aus Sicht der betroffenen Kinder und deren Eltern zusammen.

Der Eindruck, dass die Gesundung der kleinen PatientInnen durch die Gebäudegestaltung unterstützt wird und die Leistung des Personals durch Gestaltung gefördert wird, lässt sich dann auch in der öffentlichen Meinung wiederfinden: „Quality architecture will give the image of quality care.“

Abb. 8: Die studentischen „Experten“, „vor Ort“, Dr. Rotraut Walden, Prof. Dr. med. Jürgen Seidenberg (Leiter des Kinder-Klinikums)



Literatur

- BLUMBERG, R. & DEVLIN, A. S. (2006). Design Issues in Hospitals. The Adolescent Client. *Environment and Behavior*, 38(3), 293-317.
- BORG, I. & SHYE, S. (1995). *Facet theory: form and content*. Newbury Park: Sage.
- CARPMAN, J. R. & GRANT, M. A. (1993). *Design that Cares – Planning Health Facilities for Patients and Visitors* (2nd ed.). Chicago, IL.: American Hospital Publishing, Inc. (AHA).
- CARPMAN, J. R. & GRANT, M. A. (2002). Wayfinding: A Broad View. In R. B. Bechtel & A. Churchman (Eds.), *Handbook of Environmental Psychology* (pp. 427-442). New York: Wiley & Sons.
- DUTKE, S., SCHÖNPFLUG, W. & WISCHER, R. (1992). Angst im Krankenhaus: Ein interdisziplinäres Forschungsprojekt. In K. Pawlik & K. H. Stapf (Hrsg.), *Umwelt und Verhalten. Perspektiven und Ergebnisse ökopyschologischer Forschung* (S. 329-355). Bern: Huber.
- HEEG, S. (1994). Zur Bedeutung des architektonischen Milieus in der stationären Psychotherapie und Rehabilitation. In M. Zielke & J. Sturm (Hrsg.), *Handbuch stationäre Verhaltenstherapie* (S. 85-105). Weinheim: Beltz.
- MONZ, A. & MONZ, J. (2001). *Design als Therapie. Raumgestaltung in Krankenhäusern, Kliniken, Sanatorien*. Leinfelden-Echterdingen: Alexander Koch.
- PREISER, W. F. E. & SCHRAMM, U. (2005). A conceptual framework for building performance evaluation. In W. F. E. Preiser & J. C. Vischer (Eds.), *Assessing Building Performance: Methods and Case Studies* (pp. 15-26). Oxford: Butterworth-Heinemann (Elsevier).
- SADLER, B. L., DUBOSE, J. & ZIMRING, C. M. (2008). The Business Case for Building Better Hospitals through Evidence – Based Design. *Health Environment Research and Design Journal*, 1(3), 22-39.
- SHEPLEY, M. M. & DAVIES, K. (2003). Nursing unit configuration and its relationship to noise and nurse walking behaviour. An AIDS/HIV unit case study. *AIA Academy Journal* Retrieved 09/03/2008 http://www.aia.org/aah_a_jrn1_0401_article4
- SHEPLEY, M. M. (2002). Predesign and post-occupancy analysis of staff behaviour in a neonatal intensive care unit. *Children Health Care*, 31(3), 237-253.
- SHUMAKER, S. A. & REIZENSTEIN, J. E. (1982). Environmental factors affecting inpatient stress in acute care hospitals. In G. W. Evans (Ed.), *Environmental Stress* (pp. 179-223). Cambridge: Cambridge University Press.
- ULRICH, R. W., ZIMRING, C. JOSEPH, A., QUAN, X. & CHOUDHARY, R. (2004). The role of the physical environment in the hospital of the 21st century: A once-in-a-lifetime opportunity. Concord, CA: The Center for Health Design.
- WALDEN, R. (2001). *International Building Performance Evaluation: Human resources in office design. A model calculation*. Sorbonne in Paris. Development Project for Global Method of Building Performance Evaluation – Recent Achievements by IBPE (International

- Building Performance Evaluation) Project Group. Translated into Japanese by Prof. Dr. Akikazu Kato. Published by NOPA (New Office Promotion Association) pp. 53-59, March.
- WALDEN, R. (2006). The Effect of Hospital Building on Patient Recovery. In A. Dilani (Ed.), *Design & Health IV. Future Trends in Healthcare Design* (pp. 99-114). Huddinge, Sweden: International Academy for Design and Health.
- WALDEN, R. (2008). *Architekturpsychologie: Schule, Hochschule und Bürogebäude der Zukunft*. Lengerich: Pabst Science Publishers.
- ZIMRING, C. (1994). *A Guide to Conducting Healthcare Facility Visits*. Martinez, CA.: The Center for Health Design.

Autorin

PD Dr. phil. Rotraut Walden

Wissenschaftliche Mitarbeiterin und Dozentin an der Universität Koblenz-Landau, Campus Koblenz. Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der International Building Performance Evaluation, User-Needs-Analysis, des Facettenansatzes, der Entwicklung von Schemata und Erhebungsinstrumenten zur Beurteilung von Büros, Wohnungen, Kindergärten, Schulen, Universitäten, Museen, Krankenhäusern der Zukunft, Seniorenhäusern und Hospizen.



Universität in Koblenz
Universitätsstraße 1
D-56070 Koblenz
Telefon: +49 (0)261 287-1930
walden@uni-koblenz.de

Wir bedanken uns herzlich bei:

- dem Verein „Die kleinen Patienten“ e.V./Bonn, Bodo Gensch,
- dem Ärztlichen Direktor des Elisabeth-Kinderkrankenhauses Oldenburg, Prof. Dr. med. Jürgen Seidenberg,
- dem Leiter der Verwaltung, Herrn Jacobs,
- der Pflegedienstleitung, Schw. Helga Surhoff und Schw. Anke Berghoff,
- der Vorsitzenden des Personalrats, Frau Spaeth,
- Prof. Dr. Ruth Rustemeyer (Universität in Koblenz),
- Prof. Dr. Klaus G. Troitzsch (Universität in Koblenz),
- allen beteiligten Mitarbeitern des Krankenhauses und
- den Patienten, ihren Eltern und den Studierenden.

Fotos: © Alexander Adams, © Florian Marthaler

¹¹ Elisabeth-Kinderkrankenhaus in Oldenburg
Gebäudedaten: Nutzfläche: 5.550 m²; Fläche auf allen Geschossen: 10.900 m²; Gebautes Volumen: 40.000 m³; Baukosten: 20,6 Mio. €; Einzug: August 2003; Architekten: Schwartz – Gerlach – Schneider
Ärzte, Patienten und Bettenzahlen: ca. 35 Ärzte; 6.000 stationär behandelte Kinder jährlich; 104 Betten im Krankenhaus; Angeschlossen ist ein Ronald McDonalds Haus für Eltern und Familien.
Kinderfreundliche Gestaltungen in Zusammenarbeit mit den Mitarbeitern der Kinderklinik Oldenburg, Herrn Prof. Dr. med. Jürgen Seidenberg: Initiiert durch den Verein „Die kleinen Patienten“ e.V./Bonn, Bodo Gensch; Gestaltungsplanung: Dipl. Designer Michael Beilke/Düsseldorf; Wandillustrationen und Illusionmalereien: Dipl.-Grafik-Designerin Petra Gorholt.

Der menschengerechte Lebensraum in gebauten Umwelten – Über die zentrale Aufgabe der modernen Wohnpsychologie

Humane Habitat in Built-Up Environments – About the Main Task of Modern Housing Psychology

Harald Deinsberger-Deinsweger

Themenschwerpunkt Gestaltung der Umwelt

Zusammenfassung

Wie sieht ein „artgerechter Lebensraum“ beim Menschen der Gegenwart aus? Es mag verwunderlich erscheinen, aber für die Beantwortung dieser elementar menschlichen Frage fühlt sich bei eingehender Recherche kaum ein Wissenschaftszweig wirklich zuständig. Da Leben in und mit gebauten Strukturen mit Wohnen gleichgesetzt werden kann, obliegt es letztlich der Wohnpsychologie, sich dieser herausfordernden Frage anzunehmen. Dazu müssen eine Vielzahl an Facetten aus unterschiedlichen Wissenschaftsgebieten zusammengefasst und in einen Bezugsrahmen gesetzt werden. Diesen Bezugsrahmen liefert die Definition des Gesamtsystems „Mensch-Wohnung-Umfeld“ (= Habitatsystem) mit all seinen Elementen, Beziehungen und Wechselwirkungen. Gelingt es, diese Frage bis ins Detail zu beantworten, so lassen sich daraus zahlreiche Rückschlüsse ableiten, die eine enorme praktische Relevanz aufweisen, nicht nur wenn es um die Planung und Gestaltung von Lebensräumen geht, sondern auch wenn es darum geht, das komplexe Wirkungsgefüge des Habitatsystems auf allen Ebenen der menschlichen Existenz und in allen Lebensphasen erkennbar und nutzbar zu machen.

Abstract

How can a “human-appropriate habitat” for human beings be defined in this present time? It might be astonishing but nearly no scientific field feels responsible or able to answer this fundamental question, which is of essential importance for human lives. Since living within and between built structures equals habitation, the subject housing psychology¹⁾ might be the right one to deal with this challenging topic. Therefore a multitude of facets from different scientific fields has to be combined and put into a reference framework. This framework is provided by the definition of the whole human-housing-environment-system (= habitat system) with all its elements, relations, and exchange processes. If we succeed to

answer the initial question in detail, we will be able to draw conclusions of enormous practical relevance, not only concerning planning and designing housings according to human nature and needs, but also when it comes to the point to recognize the complex spectrum of relations within an individual habitat system and consequently are able to provide benefits on any level of human existence and in all stages of live.

1. Zur zentralen Aufgabe der Wohnpsychologie

Wie sieht ein „artgerechter Lebensraum“ beim Menschen der Gegenwart aus?

Während wir – oder besser gesagt die Biologie respektive Ökologie – bei vielen Tierarten den artgerechten Lebensraum recht gut beschreiben können, gestaltet sich die Definition beim Menschen als äußerst komplex. Welche Wissenschaft fühlt sich für diese aus menschlicher Sicht überaus bedeutsame Definition überhaupt zuständig? Die Biologie, die Anthropologie oder die Medizin (Umweltmedizin), die Baubiologie (Wohnphysiologie) oder die Umweltpsychologie? Eigentlich würde die Beschreibung des Habitats von Lebewesen in den Zuständigkeitsbereich der Biologie fallen. Zwei der maßgebenden Hauptfaktoren bilden dabei in der Regel die klimatisch-geographischen Gegebenheiten sowie das Nahrungsangebot. Aufgrund seiner technologischen Errungenschaften hat es der Mensch jedoch geschafft, gerade diese beiden Hauptfaktoren stark zu relativieren. Folglich konnte er sich in nahezu allen irdischen Klimazonen und geografischen Lagen ansiedeln. Und zur Deckung des Nahrungsbedarfs dient in der modernen Zivilisation der Lebensmittelmarkt um die Ecke.

Die klassischen biologischen Faktoren greifen also beim modernen Menschen kaum mehr, doch welche

Faktoren sind es dann? Genügt ein Gebäude, das uns vor widrigen Witterungsbedingungen schützt sowie eine gefüllte Speisekammer, damit das Wohnen darin als menschengerecht bezeichnet werden kann? Wohl kaum, würden wir spontan und intuitiv antworten. Doch welche Kriterien lassen sich nun konkret benennen, die diesen menschengerechten Lebensraum definieren? Begibt man sich dazu auf Literaturrecherche, stößt man in erster Linie auf erstaunlich viele weiße Flecken.

Da Leben in und mit gebauten Strukturen mit Wohnen gleichgesetzt werden kann, obliegt es offenbar der Wohnpsychologie sich dieser herausfordernden Frage anzunehmen. Dies gilt zumindest für alle sogenannten „höher entwickelten Gesellschaften“, deren Mitglieder den größten Teil ihrer Zeit innerhalb baulicher Strukturen und den Rest zwischen und neben gebauten Umwelten verbringen (müssen oder dürfen).

Die Definition des menschengerechten Lebensraums generiert sich, wie sich zeigen wird, aus vielen physiologischen und psychologischen Facetten. Die physiologischen respektive baubiologischen Kriterien (im Sinne der körperlichen Gesundheit und Behaglichkeit) dürfen im Allgemeinen als vergleichsweise gut erforscht und dokumentiert bezeichnet werden – wenn es beispielsweise um die Themen „Raumklima“, „Schadstoffe in Innenräumen“, „gesunde und verträgliche Materialien“, „Elektromog“ usw. geht. Deren Umsetzung ist zwar bei Weitem noch nicht immer und überall optimal und selbstverständlich, aber das Wissen um die wichtigsten Faktoren wäre zumindest prinzipiell für die Praxis verfügbar.

2. Der Blick in die Wohnbau-Praxis: Mängel, Defizite, Ahnungslosigkeit ... soweit das Auge reicht

Bei den psychologischen Kriterien sieht es im Gegensatz zu den baubiologischen jedoch noch gänzlich anders aus. Hier herrscht in der Praxis noch ein gewaltiges Know How-Defizit (King, 2009; Flade, 2008). Es gibt kaum einen Wohnbau, der aus wohnpsychologischer Sicht nicht gröbere und vermeidbare(!) Mängel aufweisen würde (Deinsberger, 2013). Die Basis zur Behebung dieses Defizits bildet eine wissenschaftlich konzise Beantwortung der Kernfrage: „Was ist ein menschengerechter Lebensraum – in unserer heutigen modernen Zivilisation?“ Neben einer Reihe an umweltmedizinischen Faktoren (auf die hier nicht näher eingegangen wird) setzt sich die Definition aus vielen verschiedenen Facetten unterschiedlicher (v. a. psychologischer) Fachgebiete zusammen – allem voran natürlich der Umweltpsychologie, aber auch der Sozial-, Entwicklungs- und Wahrnehmungspsychologie, den Neurowissenschaften sowie der humanistischen Psychologie (Quitmann, 1996) samt den therapeutischen Ansätzen, wie der Gestalttherapie (Hartmann-Kottek, 2004) oder auch der ökologischen Therapie (Willi, 2005) und einigen anderen mehr (Zeisel, 2006). Das Problem bei all diesen mehr oder weniger

etablierten Fachgebieten ist, dass keines von ihnen direkt auf die zentrale Frage hin ausgerichtet ist, sondern lediglich am Rande die eine oder andere Erkenntnis abwirft, die Rückschlüsse zur Beantwortung von Teilaspekten zulässt.

3. Die Notwendigkeit zu transdisziplinärem Denken

Aufgrund des oben kurz geschilderten Problems bedarf es einer übergeordneten – in diesem Sinne transdisziplinären – Wissenschaft, die all diese Teilaspekte zu einem großen Ganzen zusammenfügt. Folglich muss auch „Wohnpsychologie“ als transdisziplinäre Wissenschaft begriffen werden, um dieser herausfordernden Aufgabe nachkommen zu können.

Sogenannte „transdisziplinäre Wissenschaften“ kennzeichnen sich ja gerade durch zwei Charakteristiken (nach Günter Ropohl [2012] oder Jürgen Mittelstrass et al. [2004]):

1. Sie behandeln sehr lebensnahe, bedeutsame Fragen, die von anderen Teil- oder Spezialdisziplinen vernachlässigt werden bzw. gar nicht beantwortet werden können (wie eben: „Was ist ein menschengerechter Lebensraum und wie lässt sich dieser materiell strukturell manifestieren?“).
2. Sie überwinden zur Beantwortung dieser Fragen starre fachliche Barrieren und integrieren theoretische wie empirische Erkenntnisse aus unterschiedlichen Fachgebieten.

Gerade bei Fragen, die „den ganzen Menschen“ betreffen, zu deren Beantwortung man die systemischen Zusammenhänge zwischen Mensch, Wohnung und Umfeld in ihrer Gesamtheit erfassen muss, kommt man gar nicht umhin, transdisziplinär zu denken. Die systemtheoretischen Grundgesetze verlangen sogar danach, nicht nur die Teile eines Systems für sich isoliert zu betrachten, sondern das Augenmerk vor allem auch auf die Wechselwirkungen zwischen den Komponenten eines Systems zu richten – also auf die Wechselwirkungen zwischen den Menschen (mit all ihren komplexen inneren physiologischen und psychologischen Prozessen, die allesamt permanent auch von äußeren Gegebenheiten beeinflusst werden), den räumlichen Strukturen, den operationalen Nutzungseinheiten sowie den Umfeldgegebenheiten. Denn schließlich ist es gerade das Beziehungs- und Wirkungsgeflecht insgesamt mit seinen zahlreichen Rückkopplungsprozessen, welches die Charakteristiken und Eigenschaften eines Systems – in diesem Fall des Mensch-Wohnung-Umfeld-Systems bzw. des menschlichen Habitatsystems – bestimmen.

Die zentralen Begriffe der Wohnpsychologie – wie Wohnqualität, Wohnzufriedenheit, Wohlbefinden oder allgemein die menschliche Qualität von baulichen Struk-

turen – können somit nur ganzheitlich (im systemtheoretischen Sinne) in zufriedenstellender Form erfasst werden. Um diesen Ansprüchen gerecht werden zu können, muss die Wohnpsychologie nicht nur alle relevanten Facetten aus den psychologischen (und physiologischen) Teilgebieten zu erfassen versuchen, sondern sie wird auch nicht umhinkommen, empirische Erkenntnisse aus den anwendungsorientierten Fachgebieten – beginnend beim Wohnbau selbst über Städtebau und Siedlungswesen bis hin zur Innenraumgestaltung – zu integrieren.

Wohnpsychologie kann in diesem Sinne nicht mehr nur (wie in so mancher traditionellen Klassifizierung) als kleine Teildisziplin der Umweltpsychologie betrachtet werden, sondern muss vielmehr als eigenständige transdisziplinäre Wissenschaft gedacht werden – nicht nur um hinderliche Fachbarrieren abzubauen, sondern auch um den Zugang zur praktischen Anwendung bei der Planung und Gestaltung von menschlichen Lebensräumen zu erleichtern.

4. Zielformulierung und praktische Lebensrelevanz

Ziel wäre es darauf aufbauend, den Begriff des menschlichen Lebensraums derart umfassend zu definieren, dass er einerseits auf wissenschaftlich gut abgesichertem Fundament steht und dass er andererseits auch eine praktische Relevanz aufweist – und zwar in der Hinsicht, dass er dazu beitragen kann, menschengerechte Lebensräume real umzusetzen.

Das Einnehmen der wissenschaftstheoretischen Meta-Perspektive hilft dabei, die Gesamtzusammenhänge herzustellen und die vielseitigen Facetten aus den unterschiedlichen Fachgebieten in eine logisch stringente Struktur zu fügen sowie das große Ganze im Auge zu behalten. Sie beugt darüber hinaus auch der – bei derart vielschichtigen Themen stets latent im Hintergrund lauernden – Gefahr vor, sich in Detailspekten zu verlieren.

Wovon hängt nun die menschliche Qualität eines Habitats ab?

Mit Habitat ist hier der gesamte wohnungsbezogene Lebensraum, die gesamte Wohnumwelt eines Menschen gemeint – also Wohnung bzw. Wohngebäude und das Wohnungsumfeld (Deinsberger, 2007). Die menschliche Qualität eines Habitats hängt nicht direkt von der gebauten Umwelt ab (also von der Quantität und Qualität der Räume und Materialien), sondern nur indirekt von den Beziehungen und Interaktionen, die zwischen dem Menschen und diesen möglich sind und von den Einflüssen, die von diesen auf den Menschen einwirken.

Dies ist der springende Punkt: Wenn wir die menschliche Qualität von Wohnbaustrukturen erkennen (und verbessern) wollen, dann müssen wir den Fokus weg von

den Räumen und Gebäuden hin zu den Beziehungen und Interaktionen lenken und diese sind großteils nicht auf den ersten Blick ersichtlich! Bleiben wir hingegen mit unserem Blick bei den Räumen und Gebäuden hängen, so bleiben auch unsere Gedanken meist in ästhetischen Details, geschmäckerlichen Trivialitäten oder in vordergründigen Nutzungsaspekten verheddert.

Eine fundierte Analyse der Wohnqualität beginnt folglich mit einer konzisen und möglichst vollständigen Definition des Beziehungsspektrums, des Wirkungsgefüges, des Geflechts an wechselseitigen Einflüssen.

5. Das Beziehungsspektrum zwischen Mensch und Wohnumwelt

Beziehungen stehen hier nicht nur für zwischenmenschliche Interaktionen, sondern generell für jede Form der Wechselwirkung zwischen Mensch und Wohnumwelt. Die Summe aller Beziehungen und Interaktionen zwischen Mensch und Wohnumwelt, die Summe der wechselseitigen Einflüsse und Wirkungen, wollen wir hier der Einfachheit halber „Beziehungsspektrum“ nennen (Deinsberger, 2012). Damit lässt sich auch die Antwort auf die eingehende Frage auf den Punkt bringen: Entscheidend für die menschliche Qualität eines Habitats ist die Qualität und bisweilen auch die Quantität des Beziehungsspektrums zwischen Mensch und Wohnumwelt.

Woraus besteht nun dieses Beziehungsspektrum im Überblick?

- Wahrnehmungsprozesse
Stimuli, die aus der Wohnumwelt über die Sinnesorgane auf den Menschen einwirken, beeinflussen über verschiedene Wege sein gesamtes neuronales kognitives System und damit auch das Denken, Fühlen, Handeln und Verhalten des Menschen.
- Aneignungsprozesse
Aneignung ist hier weniger im kognitiven, lerntheoretischen und auch nicht im materiellen Sinne zu verstehen, sondern im umweltpsychologischen – konkret im handlungs- und nutzungsbezogenen Sinn. Im Prinzip stellt nahezu jede Form der Nutzung von Räumen, Flächen und Objekten in der Wohnung und im Wohnungsumfeld genauso wie jede Handlung in diesen Räumen und auf diesen Flächen eine Aneignung dar.
- Gestaltungs- und Personalisierungsprozesse
Prinzipiell könnten jede Gestaltung und Personalisierung als intensivste Formen der Aneignung betrachtet werden. Sie werden hier jedoch als eigene Kategorie angeführt, weil sie beim Thema Wohnen eine besondere Bewandnis aufweisen. Mit jeder Gestaltung beginnt sich die Person auch ein Stück weit

mit dem, was sie gestaltet zu identifizieren. Das Gestaltete (in diesem Fall eine Wohnung, ein Zimmer oder ein Garten etc.) wird nach und nach als Teil der eigenen Persönlichkeit wahrgenommen. Dieser Prozess der Personalisierung ist von entscheidender Bedeutung, da er direkt mit emotionaler Ortsverbundenheit und im hohen Maße auch mit der subjektiv geäußerten Wohnzufriedenheit korreliert (Tappeiner et al., 2001; Nussmüller et al., 2000).

- Soziale Interaktionsprozesse
Diese beziehen sich auf die Interaktionen zwischen dem Menschen und seinen Mitbewohnenden als auch in der Nachbarschaft.
- Physiologische Austauschprozesse
Physiologische Austauschprozesse sind z. B. Stoffwechsel, Atmung, Wärmeaustausch, Feuchtigkeitsaustausch. In diese Kategorie fallen auch die physikalisch-chemischen Einflüsse (meteorologische oder sonstige Umweltfaktoren wie Schadstoffe etc.). Man könnte hier noch sehr umfassend ins Detail gehen, aber dies würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen. So wollen wir es hierbei fürs Erste belassen und uns dem nächsten großen Schritt zur Beantwortung der Titelfrage annähern.

6. Unterscheidung zwischen aktuellem, potentiellm und intentionalem Beziehungsspektrum

Das aktuelle Beziehungsspektrum umfasst all jene Prozesse und Wirkungen, die aktuell in einem Habitatsystem (= Mensch-Wohnung-Umfeld-System) ablaufen.

Das potentielle Beziehungsspektrum beschreibt hingegen all jene Interaktionen und Wirkungen, die prinzipiell in einem Habitat möglich wären. Dies entspricht also der Möglichkeitsfunktion eines Habitats, wonach dieses dem Menschen in quantitativ und qualitativ hinreichendem Ausmaß Möglichkeiten anbieten soll (in allen Kategorien des Beziehungsspektrums) – also unterschiedliche Aneignungs-, Gestaltungs-, Wahrnehmungsmöglichkeiten sowie Personalisierung, soziale Interaktion und physiologische Wechselwirkungsprozesse nicht verhindern, sondern im besten Sinne möglich machen. Dies ist neben der Schutzfunktion entscheidend für den Grad der Menschlichkeit eines Habitats. Bereits das Wissen um diverse Möglichkeiten erhöht tendenziell die subjektive Bewertung von Wohnumwelten – selbst dann, wenn man diese kaum oder gar nicht nutzt (Tappeiner et al., 2001; Kulmer et al., 2008; Nussmüller et al., 2000).

Die menschliche Qualität eines Habitats ist umso höher, je eher erwünschte Einwirkungen und Interaktionen stattfinden können und je eher unerwünschte Einwirkungen und Interaktionen abgewendet, abgeblockt oder zumindest behindert werden: z. B. Lärmeinwirkung,

zu starke Sonneneinstrahlung, Einblicke in die Privatsphäre oder Crowding (als unerwünschte soziale Interaktion) und vieles andere mehr.

Um nun den Grad der Menschlichkeit eines Habitats erfassen zu können bzw. um erkennen zu können, inwieweit es sich um einen menschengerechten Lebensraum handelt, muss dieses potentielle Beziehungsspektrum in einen Bewertungsrahmen gesetzt werden. Die einzelnen Faktoren müssen mit einem Soll-Zustand (der die Menschlichkeit repräsentiert) in Vergleich treten können. Doch wer oder was definiert uns diesen Soll-Zustand?

Jeder Mensch richtet bestimmte Wünsche, Anforderungen und Bedürfnisse (wir verwenden hierfür den Überbegriff der Intentionen) an (s)eine Wohnumwelt. Jeder Wunsch, jede Anforderung und jedes Bedürfnis nimmt Bezug auf ein Habitat – stellt also in der Hinsicht eine (fiktive) intentionale Beziehung zu diesem her. In Summe bilden sie das intentionale Beziehungsspektrum. Dieses umfasst alle erforderlichen oder wünschenswerten Einwirkungen, Interaktionen und Nutzungen, die von und in einer Wohnumwelt erwartet werden. Typische Beispiele für Anforderungen wären Formulierungen wie: „Wir brauchen zwei Kinderzimmer, einen Arbeitsraum etc.“ Sie bezeichnen also erforderliche Nutzungen oder Handlungen respektive Interaktionen. Als Wunsch kann alles Mögliche deklariert werden, vom Swimmingpool über Hobbyraum bis hin zu speziellen Kücheneinrichtungen und vieles andere mehr. Bedürfnisse hingegen stehen für wesentlich elementarere Kriterien (s.u.).

7. Was sind Wohnbedürfnisse?

Da der Bedürfnisbegriff in der humanwissenschaftlichen bzw. psychologischen Literatur nicht einheitlich definiert ist, müssen wir ihn für diesen Kontext über seine wichtigsten Kennzeichen beschreiben. Diese Definition lehnt sich vor allem an die Beschreibungen von Abraham Maslow (1970) und Erich Fromm (1982; Quitmann, 1996) an.

1. Bedürfnisse sind von allgemein menschlicher und nicht von speziell individueller Natur. Sie sind prinzipiell allen Menschen zu eigen und nicht nur einzelnen ausgewählten Individuen.
2. Bedürfnisse bilden wesentliche Bestandteile des menschlichen Naturells und können als charakteristische Merkmale des Homo sapiens bezeichnet werden. D. h. sie können zwar bisweilen unterdrückt werden oder unerfüllt bleiben, können aber nicht einfach eliminiert oder gänzlich zum Verschwinden gebracht werden. Die Nicht-Erfüllung von Bedürfnissen zieht immer – in unterschiedlicher Form – psychologische Konsequenzen nach sich, hinsichtlich Befinden, Gesundheit, Verhalten, Entwicklung etc.

3. Ein Bedürfnis ist kein singuläres Ereignis, das einmal auftritt und dann nie wieder. Vielmehr tritt es entweder in regelmäßigen Abständen, wie z. B. das Ruhebedürfnis oder das Bedürfnis nach sozialer Interaktion, oder anlassbedingt zu Tage, wie z. B. das Schutzbedürfnis bei aktueller Gefahr.

Ein großer und nicht unbedeutender Unterschied zwischen Bedürfnissen und Wünschen oder Anforderungen wäre noch zu nennen: Der Mensch ist sich im Regelfall nur eines Bruchteils seiner Bedürfnisse (samt den damit zusammenhängenden Konsequenzen infolge einer Erfüllung oder Nicht-Erfüllung) bewusst. Häufig artikuliert er nur jene, die er aktuell spürt oder die er aus einprägsamen Erfahrungen heraus erinnert. Im Gegenzug dazu kennt der Mensch, wenn es um das Thema „Wohnen“ geht, seine Wünsche und Anforderungen im Regelfall recht genau.

Dies ist das Grunddilemma, wenn man versucht, dem Begriff der „Wohnqualität“ mittels Befragungen auf den Grund zu gehen.

Dies ist das Grunddilemma, wenn Individuen eine Wohnung bzw. Wohnform auswählen, weil sie diese gemäß ihren Vorstellungen suchen, aber psychologische Defizite in der Wohnung und Wohnsiedlung häufig nicht erkennen.

Dies ist das Grunddilemma von Planenden, wenn sie versuchen, möglichst menschengerecht zu planen indem sie vorab die künftigen Bewohnenden interviewen. Die künftigen Bewohnenden zu befragen stellt zwar prinzipiell einen richtigen Schritt dar, kann jedoch bei einem Fragekonzept ohne umfassenden wissenschaftlichen Hintergrund sehr schnell in die Irre führen und unvorteilhafte Ergebnisse nach sich ziehen.

Es ist von außerordentlicher Bedeutung, dies nochmals auf den Punkt zu bringen: Die Wohnbedürfnisse, der Begriff der Wohnqualität oder generell der Faktor Menschlichkeit im Wohnbau sind mit herkömmlichen Befragungen nicht bzw. nur sehr bruchstückhaft eruiert (Tappeiner et al., 2001; Kulmer et al., 2008; Nussmüller et al., 2000)!

Wie definiert man nun „Menschlichkeit“ im Wohnbaukontext?

Folgt man der oben beschriebenen Bedürfnisdefinition, so repräsentieren sämtliche wohnungsbezogenen Bedürfnisse (kurz: Wohnbedürfnisse) zusammengefasst den Faktor der Menschlichkeit im Wohnbaukontext. Wollen wir also erkennen, wie menschengerecht ein Wohnobjekt ist, so müssen wir vorher diesen Begriff der „Menschlichkeit im Wohnbaukontext“ erfassen und der Königsweg dazu führt über eine möglichst vollständige Definition der Wohnbedürfnisse.

Die Anzahl an Wohnbedürfnissen erweist sich bei näherer Betrachtung als beachtlich, sodass wir sie hier in Gruppen zusammenfassen wollen. Die nachfolgende Auflistung ist als Überblick zu verstehen, eine vollständige

Benennung samt Erklärungen würde den Rahmen dieser Publikation deutlich überdehnen.

Schutzbedürfnisse

Diese stehen nicht von ungefähr an erster Stelle, zumal der Schutz des eigenen (Über-)Lebens die ursprünglichste, wenn man so will, archaische Wohnbauintention repräsentiert und weil Gebäude bzw. bauliche Strukturen in erster Linie dazu errichtet werden, um uns vor irgendetwas zu schützen. Fallweise kann jedoch das Gebäude mit seiner materiellen Substanz nicht nur Schutz gewährleisten, sondern auch selbst zur Gefahr für Gesundheit und Wohlbefinden werden. Die Bedürfnisse nach Schutz der Gesundheit und des Wohlbefindens seien hier genannt. Des Weiteren geht es um sensorische Schutzbedürfnisse unterschiedlicher Art, wie Schutz vor Lärm, vor Gestank oder Blendwirkung etc.

Eines der am stärksten maßgeblichen Bedürfnisse im Wohnbau bildet der Schutz der Privat- und Intimsphäre mit den drei grundlegenden Teilfaktoren:

- Schutz vor Fremdkontrolle, vor allem visueller Art (also Schutz vor dem Beobachtet-Werden)
- Schutz vor Fremdanneignung – nicht nur im materiellen Sinne (Diebstahl), sondern auch im (umwelt)psychologischen Sinne (unerwünschte Benutzung oder Gestaltung/Hausfriedensbruch und Vandalismus ...)
- Schutz vor Crowding, also einem Übermaß an unerwünschten sozialen Interaktionen

Kontaktbedürfnisse

Hier geht es nicht nur um die sozialen, zwischenmenschlichen Kontakte, sondern vor allem um die sensorischen Kontakte (sinnliche Wahrnehmung). Da Stimuli gleichsam die Grundnahrungsmittel nicht nur für unser Sensorium, sondern für unser ganzes neuronales kognitives System darstellen, sind sie von grundlegender Bedeutung für unser gesamtes Denken, Empfinden und Handeln. Darüber hinaus geht es um physische Kontaktbedürfnisse im Sinne von Aneignungs- und Gestaltungsprozessen.

Bedürfnisse nach Aktivität und Ruhe

Die Bedürfnisse, aktiv tätig zu werden und im positiven Sinne Anspannung zu erleben (Eustress) und im Gegenzug die Bedürfnisse nach Ruhe, Entspannung, Schlaf und Kontemplation.

Bedürfnisse nach Selbstbestimmung, Regulation und Kontrolle

Kontrolle versteht sich hier in erster Linie als Bedürfnis, über die eigenen Lebensumstände selbst bestimmen zu

können – beginnend bei ganz alltäglichen Aspekten wie der Regulation der Raumtemperatur, der Frischluftzufuhr, der Sonneneinstrahlung etc. bis hin zur Adaption der eigenen Lebenswelt (Räume samt Inventar) an aktuelle Anforderungen. Im Prinzip geht es dabei um die Kontrolle und Regulation des aktuellen Beziehungsspektrums eines Individuums zu seiner Wohnumwelt. Soziale Kontrolle und Regulation bezeichnet wiederum das Bedürfnis, selbst über Ort, Art und Intensität der sozialen Interaktionen zu bestimmen, welches in den privaten Bereichen besonders stark ausgeprägt ist.

Kongruenzbedürfnisse

Diese stehen als Überbegriff für verschiedene Formen der Kongruenz (Übereinstimmung, Stimmigkeit etc.):

- Utilitäre Kongruenz entsteht, wenn die räumlichen Strukturen die erwünschten Nutzungen und Handlungsabläufe möglichst ungehindert zulassen.
- Die physiologische Kongruenz ist gleichzusetzen mit Behaglichkeit und körperlichem Wohlbefinden.
- Ästhetische Kongruenz stellt sich ein, wenn die Wohnung den eigenen Stilvorstellungen entsprechen kann.
- Sensorische Kongruenz steht wiederum für das richtige Maß an Stimuli etc.

Wachstumsbedürfnisse (im Sinne Maslows, 1970)

Diese umfassen die Bedürfnisse nach persönlicher, charakterlicher, emotionaler, sozialer und kognitiver Entwicklung und Reifung. Gerade die eigene Lebenswelt sollte immer auch ein Ort der Selbstentfaltung und Selbstverwirklichung sein können.

8. Die menschengerechte Wohnumwelt

Eine menschengerechte Wohnumwelt sollte, um als solche bezeichnet werden zu können, möglichst alle Bedürfnisgruppen hinreichend erfüllen respektive deren Erfüllung ermöglichen und nicht be- oder verhindern. Dies bestimmt den Grad der Menschlichkeit von Wohnumwelten. Das bedeutet, Wohnumwelten sind umso menschlicher, je mehr sich das potentielle Beziehungsspektrum dem intentionalen annähern kann. Das potentielle Beziehungsspektrum bestimmt also die menschliche Qualität von Wohnungen, Gebäuden und Wohnungsumfeldern. Das generelle intentionale Beziehungsspektrum (= Wohnbedürfnisse) hingegen definiert, was diese „menschliche Qualität“ im Wohnkontext überhaupt ist bzw. sein soll (Deinsberger, 2012).

Nun besteht jedoch das intentionale Beziehungsspektrum nicht nur aus allgemein menschlichen Bedürfnissen, sondern auch aus individuellen Wünschen und Anforderungen. Dahingehend lässt sich zusammenfassend

sagen, die potentielle Wohnqualität (aus Sicht der wohnenden Individuen) ist umso höher, je eher die Wohnumwelt (erstens) in der Lage ist, die allgemeinen Bedürfnisse zu erfüllen und darüber hinaus (zweitens) den persönlichen Wünschen und Anforderungen Raum lässt.

Soweit wäre also das Potential zur menschlichen Qualität von baulich räumlichen Strukturen bzw. zum Grad der Menschlichkeit von Wohnumwelten definiert. Wenn es nun um die reale Wohnqualität in einer aktuellen Lebenssituation geht, dann kommt noch ein wesentlicher Faktor hinzu – der Mensch selbst, weil er schlussendlich das aktuelle Beziehungsspektrum mitbestimmt. Oder mit anderen Worten: das beste Potential einer Wohnumwelt bringt wenig, wenn es von den Menschen nicht in Anspruch genommen wird.

Uns hier kommt die letzte und vielleicht sogar schwierigste Funktion von Wohnumwelten ins Spiel – die Affordanzfunktion (Deinsberger, 2012). Affordanz wird hier mit Aufforderungscharakter im positiven Sinne (also nicht erzwungen) gleichgesetzt. Wohnumwelten sollten demnach auf allen Ebenen eine positive Affordanz aufweisen, indem sie die Bewohnenden dazu anregen, die Möglichkeiten auch tatsächlich zu nutzen – Möglichkeiten der Aneignung in all seinen Formen, der Gestaltung und Personalisierung, der sozialen Interaktion, der Wahrnehmung und Stimulation, der Entspannung und Kontemplation und vieles andere mehr.

9. Ausblick: Das enorme Potential der Wohnpsychologie

Wenn man nun diese Kriterien des menschlichen Lebensraums annähernd vollständig zu erfassen vermag, so eröffnen sich daraus teils noch ungeahnte Möglichkeiten – womit zugleich auch das potentielle Tätigkeitsfeld der modernen Wohnpsychologie umrissen wird.

9.1. Unterstützung bei der Realisierung von menschlichen Lebensräumen

Die Errichtung und Gestaltung von Wohnungen, Wohnbauten und ganzen Wohnsiedlungen bedarf professionellen wohnpsychologischen Know-Hows. Die gesamte Bau- und Planungsbranche ist in erster Linie auf die Errichtung von Gebäuden ausgelegt, aber selbst die professionellsten Planerinnen und Planer sind im Regelfall Laien, wenn es um den menschlichen Lebensraum geht. Außenstehende reagieren immer wieder erstaunt darüber, wie ahnungslos Bau- und Planungsprofis in Sachen Wohnpsychologie meist sind, ebenso wie darüber, dass dieser Gegenstand in der Ausbildung von Planenden noch immer kein Pflichtfach bildet bzw. an vielen Ausbildungsstätten noch nicht einmal im Lehrplan aufscheint. So verwundert es dann auch nicht, dass nahezu alle Wohnbauten (vermeidbare) wohnpsychologische Defizite in teils beträchtlichem Umfang aufweisen.

Eine zentrale Aufgabe der Wohnpsychologie läge also darin, diesen unnötigen Defiziten Abhilfe zu schaffen, indem sie einerseits alle Beteiligten zum Thema aufklärt – beginnend bei den Auftraggebenden (Bauträger/-entwickler, Genossenschaften, Privatpersonen etc.) über die Planenden bis hin zu Politik und Behörden, wenn es um die Formulierung von entsprechenden Richtlinien und Baugesetzen geht. Die besten Ergebnisse aus Sicht der Bewohnenden dürfen dann erwartet werden, wenn sich professionelle Wohnpsychologinnen und Wohnpsychologen direkt bei Planungs-, Gestaltungsprozessen in beratender bzw. analysierender Funktion beteiligen. Voraussetzung dafür ist natürlich eine entsprechend fundierte transdisziplinäre Ausbildung in diesem Fach.

9.2. Das Erkennen von veritablen Einflussgrößen auf allen Ebenen der menschlichen Existenz

Der Lebensraum eines Menschen beeinflusst ihn in nahezu allen Lebensbereichen und -phasen: sein Wahrnehmen und Empfinden, sein Denken und seine Einstellung zu sich selbst wie zu anderen Mitmenschen, sein Handeln und Verhalten, genauso wie das zwischenmenschliche Zusammenleben, das Zustandekommen und den Verlauf von sozialen Interaktionen etc. Ein Habitat hat darüber hinaus stets auch salutogene oder pathogene Wirkungen (Reichl, 2014), es unterstützt oder untergräbt Heilungsprozesse – körperliche/physische genauso wie psychische und psychosomatische.

Wenn man in einer Beratungssituation oder im Zuge einer therapeutischen Behandlung den jeweiligen Lebensraum der Person außer Acht lässt, werden nicht nur veritable Einflussfaktoren ignoriert, sondern es bleibt auch das positive Potential ungenutzt, das zur Unterstützung eines Therapieverlaufs bzw. von persönlichen Entwicklungen nicht unwesentlich beitragen kann. Um dazu das positive Potential in seinem gesamten Umfang erkennen und ausschöpfen zu können, bedarf es einer fundierten und professionellen Analyse der persönlichen Lebensraumsituation bzw. des aktuellen habitatsbezogenen Beziehungsspektrums einer Person. Auch hier liegen noch viele Möglichkeiten brach.

Gleich ob es sich um bestehende Habitate oder um Planungen handelt, vor einem sei jedenfalls gewarnt: vor schnellen und oberflächlichen ad hoc-Analysen. Niemand erkennt das gesamte Wirkungsgefüge auf den ersten Blick. Eine sorgfältige und gewissenhafte Analyse bildet jedenfalls die professionelle Basis für das Erkennen von Defiziten, von positiven und negativen Einflussfaktoren sowie für das Formulieren von positivem Veränderungspotential.

Gerade über die praktischen Anwendungsmöglichkeiten können die enormen Vorteile erst wirksam werden, welche die Wohnpsychologie über ihre zentrale Forschungsaufgabe – der Definition der menschengerechten Lebensraums – bietet.

Literatur

- DEINSBERGER, H. (2007). Die Psycho-Logik von Wohnbaustrukturen: Die Beziehung Mensch-Wohnung-Umfeld und ihre systemischen Grundlagen. Norderstedt/Hamburg: BoD Verlag.
- DEINSBERGER-DEINSWEGER, H. (2012). Funktionalität im Wohnbau – Wann „funktioniert“ ein Wohnbau in menschlicher Hinsicht? *Cloud-Cuckoo-Land, International Journal for Architectural Theory*, 17, 164-174.
- DEINSBERGER-DEINSWEGER, H. (2013). Human Sustainability. In A. Passer, K. Höfler & P. Maydl (Hrsg.), *SB 13 Graz: Sustainable Buildings – Construction Products & Technologies, Full Papers* (S. 1159-1170). Graz: Verlag der TU Graz.
- FLADE, A. (2008). *Architektur psychologisch betrachtet*. Bern: Hans Huber.
- FROMM, E. (1982). *Wege aus einer kranken Gesellschaft: Eine sozialpsychologische Untersuchung*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- HARTMANN-KOTTEK, L. (2004). *Gestalttherapie*. Berlin, Heidelberg: Springer.
- KING, P. (2009). Using Theory or Making Theory: Can there be Theories of Housing?, *Housing, Theory and Society*, 26(1), 41-52.
- KULMER, A. & GUMMERER, C. (2008). *Wohnzufriedenheit im geförderten Geschoßbau in der Steiermark*. Graz: Landentwicklung Steiermark.
- MASLOW, A. H. (1970). *Motivation and Personality*. New York: Harper & Row.
- MITTELSTRASS, J. (2004). *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie* (Band 4). Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler.
- NUSSMÜLLER, W. et al. (2000). *Wohnzufriedenheit und architektonische Innovation in der Steiermark seit den 60er Jahren*. Graz: Wohnbund Steiermark.
- QUITMANN, H. (1996). *Humanistische Psychologie* (3. Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- REICHL, H. (2014). *Humane Lebenswelten: Eine Psychologie des Wohnens und Planens*. Ottning: CreateSpace Independent Publishing Platform.
- ROPOHL, G. (2012). *Allgemeine Systemtheorie: Einführung in transdisziplinäres Denken*. Berlin: edition sigma.
- TAPPEINER, G., SCHRATTENECKER, I., LECHNER, R. et al. (2001). *Wohnräume – Nutzerspezifische Qualitätskriterien für den innovationsorientierten Wohnbau*. Wien: Österreichisches Ökologie-Institut.
- WILLI, J. (2005). *Ökologische Psychotherapie*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- ZEISEL, J. (2006). *Inquiry by Design: Environment/Behavior/Neuroscience in Architecture, Interiors, Landscape, and Planning*. New York: W. W. Norton & Company.

Autor

Dr. Harald Deinsberger-Deinsweger

Interdisziplinäres Doktorat in Wohnbau und Psychologie (TU Graz und Uni Graz), Architekt und zertifizierter Baubiologe IBO. Aktuelles Tätigkeitsfeld: Lehr- und Vortragstätigkeit, Forschung und Publikationen; Beratung von Bauträgern, Behörden, Planenden, Wohnenden etc.; Analyse von Gebäuden, Siedlungen, Planungen. Lehrgangsleitung „Wohnen und Psychologie – Der menschliche Lebensraum und seine Wirkung“ (AAP Wien); Lehraufträge für „Wohnbau und Psychologie“ (TU Graz LLL), „Wohn- und Siedlungswesen“ mit Schwerpunkt „Wohnpsychologie“ (FH Kärnten), „Architectural Psychology“ (Donauuniversität Krems)



Wohnspektrum: Wohnqualitäts-Forschung Analyse & Beratung
Franziskanerplatz 10/II
A-8010 Graz
Telefon: +43 (0)316 774340
deinsberger@wohnspektrum.at
www.wohnspektrum.at

IWAP (Institut für Wohn- und Architekturpsychologie)
Telefon: +43 (0)699 11239631
harald.deinsberger@iwap.at
www.iwap.at



Ausbildung zur Psychotherapeutin zum Psychotherapeuten

Die Lehranstalt Psychotherapeutisches Propädeutikum bietet seit 1992 Propädeutikumslehrgänge an. 2009 haben wir das Konzept und den Lehrplan umfassend überarbeitet.

- Erreichung des Ausbildungszieles schon ab 4 Semestern möglich
- Reduzierung der Gebühren für die Lehrveranstaltungen
- Verringerung der Gesamtkosten durch Anrechnungen – bereits absolvierte Ausbildungsschritte im Rahmen der Berufsausbildung oder des Studiums werden ohne Kosten angerechnet
- Attraktive Zahlungsmöglichkeiten
- Hoher Qualitätsanspruch: In Theorie und Praxis erfahrene, kompetente ReferentInnen garantieren eine fachlich fundierte Ausbildung
- Persönliche Betreuung

Fordern Sie bitte unsere Informationsbroschüre an:

LEHRANSTALT PSYCHOTHERAPEUTISCHES
PROPÄDEUTIKUM der Erzdiözese Wien

1020 Wien, Wolfgang Schmälzl Gasse 30/15
Tel.: 01/997 16 94, Fax: 01/997 16 94 - 10
E-Mail: mail@propaedeutikum.org



www.propaedeutikum.org

¹¹ The term "Housing Psychology" is not very common in English speaking countries so far. There topics can be bound concerning housing rather within environmental psychology, architectural psychology, psychology of design, or the like.

Wohnpsychologie in der Praxis – Anwendungsfelder auf der Grundlage salutogener Lebenswelten

Housing Psychology in Practice – Areas of Application Based on Salutogenic Living Environments

Herbert Reichl

Themenschwerpunkt Gestaltung der Umwelt

Zusammenfassung

Wohnpsychologie als Anwendung einer Psychologie der gebauten Umwelt ist vielschichtig und komplex. Im vorliegenden Artikel werden die Anwendungsmöglichkeiten und die Schwierigkeiten im Umgang mit dem Thema „Wohnen“ beschrieben. Als Bezugsrahmen dazu wird das Modell der salutogenen Lebenswelten vorgestellt, in dem verschiedene psychologische Prozesse in der Mensch-Umwelt-Interaktion hinsichtlich gesundheitsförderlicher oder aber krankmachender Aspekte beschrieben werden. Weiters werden Perspektiven (Betrachtungsweisen) im Umgang mit gebauter Umwelt so weit umschrieben, dass sich daraus Anwendungsfelder der Wohnpsychologie erkennen lassen, die mit Beispielen erklärt werden. Es ergibt sich ein komplexes Feld der Wirkungsweise von Wohnsituationen mit vielerlei Anwendungsmöglichkeiten. Das Beispiel der Wirkung von Beengungsstress (crowding) soll dies verdeutlichen.

Abstract

The housing psychology as an application of the psychology of the built-up environment is multi-factorial and complex. This paper describes the application possibilities and difficulties in dealing with the topic of dwelling. As a reference, the model of the salutogenic living environments is presented, in which various psychological processes in the human – environment interaction are described in terms of health-promoting or disease-causing aspects. Further perspectives (viewpoints) are outlined in dealing with the built-up environment in order to recognize applications of housing psychology, which are explained via examples. The result is a complex field of application of living situations covering all sorts of potential applications. The example of the effect of crowding should reflect this.

1. Einleitende Betrachtungen

Die Psychologie der gebauten Umwelt führte bisher ein Schattendasein und wurde trotz umfangreicher Forschungen kaum zu einer praktischen Anwendung gebracht. Dies hat mehrere Gründe, die im Selbstverständnis der vorwiegend betroffenen Arbeitsfelder (Psychologie und Architektur) liegen. Diese beiden Wissensgebiete haben einen sehr unterschiedlichen Sprachgebrauch, so dass eine Verständigung zwischen Architekten und Psychologen schwierig ist. Architektur und Bauwirtschaft sind anwendungsorientiert und benötigen ein pragmatisches Denken, um Lösungen von Planungsaufgaben zu finden. Das eher forschende und analytische Denken der Psychologie ist im Prozess des Planens und Bauens eher hinderlich und schwerfällig. So gehen jedoch zahlreiche wertvolle Erkenntnisse für die Praxis verloren, und so war es auch möglich, dass nicht-wissenschaftlich orientierte Richtungen (Feng Shui oder ähnliches) dieses Arbeitsfeld besetzt haben.

Ein weiterer Hemmschuh in der Anwendung der Wohnpsychologie ist die Perspektive der Psychologie. Hier wird der Fokus zu sehr auf den Menschen unabhängig von seiner Umwelt gelegt und dabei übersehen, dass Menschen in räumlich-sozialen Bezügen leben. Die sozialen Bezüge sind zwar Thema der Psychologie, kaum jedoch die räumlichen. Hier benötigen wir, um mit Lang (1988) zu sprechen, eine kopernikanische Wende in der Psychologie. Damit ist eine Ausweitung hin zu einer ökologischen Betrachtungsweise des Menschen gemeint.

Will man die räumlichen Bezüge des Menschen in die psychologische Betrachtung einbeziehen, erscheint der Begriff der „Lebenswelt“ passend, um die Komplexität zu verdeutlichen. Es hat wenig Sinn isolierte Wohnungen oder Räume zu betrachten, wenn man übersieht, dass das Wohnen aus einem Wohnumfeld mit der Wohnung als Zentrum besteht. Vielerlei psychologisch relevante Einflüsse sind in der Wohnumgebung (Nachbarschaft,

Natureinbindung, Aktionsräume von Kindern usw.) zu finden. Neben dem Wohnen sind natürlich auch im Arbeits- und Freizeitbereich räumliche Einflüsse gegeben. In diesem Artikel beschränke ich mich auf das Wohnen, also die Wohnpsychologie, und verstehe darunter sämtliche räumlich-sozialen Bezüge, die in einer Wohnsituation gegeben sind.

2. Salutogene und pathogene Wirkungen des Wohnens

„Räume wirken“: diese prägnante Feststellung hat weitreichende Konsequenzen. Wir sollten wissen, wie diese Wirkungen entstehen, welche psychologischen Prozesse hier wirken. Wir sollten auch wissen, was positive Wirkungen sind und wie wir so bauen, dass sich positive Wirkungen entfalten können. Wir brauchen also einen Bezugsrahmen, der diese Wirkungen beschreibt. Erst dann kann eine Psychologie des Wohnens praktisch angewendet werden. Hier soll das Konzept der salutogenen Lebenswelten als Bezugsrahmen der Wohnpsychologie kurz vorgestellt und dann die sich daraus ergebenden Konsequenzen in der Herstellung gebauter Umwelten diskutiert werden. Sprechen wir von salutogenen Lebenswelten, dann stellen wir die Forderung, dass die Wirkung von Räumen unsere Gesundheit fördern soll, also die Voraussetzungen bieten, um gesund zu bleiben oder gesund zu werden. Indem wir von Lebenswelten sprechen, stellen wir das Postulat auf, dass Wohnen nicht auf die Wohnung oder das Haus reduziert werden kann, sondern auch das räumliche und soziale Umfeld umfasst.

Indem wir die Faktoren beschreiben, die salutogen wirken, gewinnen wir nicht nur Anhaltspunkte für die Planung des Wohnens, sondern auch die Möglichkeit, umweltbedingte Prozesse des Gesundens besser zu verstehen. Dies hat in der Psychologie diagnostische und therapeutische Relevanz.

Ein Beispiel: die Tatsache des beengten Wohnens kann bei Kindern unter anderem Lernschwierigkeiten bewirken oder bei Familien eine Störung des sozialen Miteinanders (Rückzug oder Aggression). Dies zu wissen bedeutet, dass wir Wohnkonzepte entwickeln sollten, die Beengung reduzieren. Gleichzeitig kann dieses Wissen aber auch dazu verwendet werden, die Ursachen eines gestörten Familienlebens zu erkennen und damit bessere Lösungsstrategien für Probleme in der Familie zu entwickeln. Wir erkennen damit eine sozialpsychologische und auch eine therapeutische Anwendung der Wohnpsychologie.

Die Wohnpsychologie braucht, um praktisch anwendbar zu sein, eine Methode der Strukturierung aller möglichen Einflüsse. Im Konzept der salutogenen Lebenswelten wird eine Gliederung der relevanten psychologischen Prozesse in der Form, die in Tabelle 1 dargestellt wird, verwendet:

Tab. 1: Konzept der salutogenen Lebenswelten – Gliederung relevanter psychologischer Prozesse

Psychologische Prozesse	Salutogene oder pathogene Einflussfaktoren
Ortsbindung	<ul style="list-style-type: none"> ■ Erzwungene und nicht erzwungene Wohnortwechsel ■ Emotionale Verbindung mit dem Wohnort ■ Persönliche Stabilität durch emotionale Ortsverbundenheit
Erholung, Regeneration	<ul style="list-style-type: none"> ■ Reizüberflutung, Reizmonotonie, Wahrnehmungsstress ■ Erholbare Umwelten, Naturbezug ■ Sensorische Qualität aller Modalitäten, Ästhetik ■ Sozialer Stress, Privatheitsregulation
Empfinden von Sicherheit und Geborgenheit	<ul style="list-style-type: none"> ■ Kriminalpräventive Siedlungsgestaltung ■ Soziale Einbindung, Nachbarschaft ■ Räumliche Geborgenheit (sehen ohne gesehen zu werden)
Zusammenleben	<ul style="list-style-type: none"> ■ Regulation von Nähe und Distanz ■ Zonierung und Übergänge von privaten zu öffentlichen Räumen ■ Zonierung innerhalb der Wohnung (Raumaufteilung) ■ Vermeidung von Nutzungskonflikten ■ Private, persönliche und intime Bereiche
Soziale Einbindung, Nachbarschaft, Gemeinschaft	<ul style="list-style-type: none"> ■ Wohnkonzepte, Wohnformen ■ Siedlungsgestaltung ■ Gemeinschaftliche Wohnprojekte
Selbstbestimmung, Persönlichkeitsentfaltung	<ul style="list-style-type: none"> ■ Aneignungsmöglichkeiten ■ Verfügungsrecht ■ Mitbestimmung in der Wohnraumschaffung und -verwaltung ■ Funktionelle Anpassungen
Persönliche Ressourcenschonung	<ul style="list-style-type: none"> ■ Schutz vor Überforderung (Burn Out) durch Erholungsqualität und Vereinfachung des Alltags ■ Reduktion der Belastung durch Wohnraumschaffung (Geld) und Wohnraumverwaltung (Zeit) ■ Raumlogistik und Handlungsabläufe ■ Design for all

Eine Wohnsituation kann nach diesen Faktoren beurteilt werden. In der Differenzierung der einzelnen Einflussfaktoren können dann belastende (pathogene) oder förderliche (salutogene) Faktoren erkannt werden. Die Psychologie hat zu all diesen Themen Forschungsergebnisse anzubieten, die in der Praxis des Planens und des Bauens genau so verwendet werden können wie in psychologischen Beratung oder Psychotherapie. Obige Auflistung ist jedoch nicht komplett, werden nicht auch die Lebensphasen mit berücksichtigt. Es ergeben sich zumindest noch zwei wesentliche Kategorien, die in Tabelle 2 dargestellt sind.

Tab. 2: Erweiterung des Konzepts der salutogenen Lebenswelten – Berücksichtigung der Lebensphasen

Entwicklungsraum für Kinder	<ul style="list-style-type: none"> ■ Sensorische Qualitäten ■ Spielraumqualität in der Wohnung und im Freien ■ Aktionsräume in der Wohnumgebung samt Schulweg ■ Nachbarschaft und soziale Einbindung ■ Konfliktarmes Familienleben (familien-gerechte Grundrisse) ■ Haustierhaltung ■ Platz für Hausübungen
Gesundes und aktives älter werden	<ul style="list-style-type: none"> ■ Soziale Einbindung, Nachbarschaft ■ Aktivierende Lebensführung ■ Ausstattung und Infrastruktur ■ Design for all ■ Stabilität in der Wohnsituation – nicht umziehen müssen

Hier wird also die Komplexität des Themas deutlich. Durch diese wohnpsychologische Gliederung wird es möglich, einen Überblick hinsichtlich der Qualität von Wohnsituationen zu gewinnen bzw. salutogene oder pathogene Faktoren heraus zu filtern. Wir haben damit also die Möglichkeit, Wohnqualität zu beurteilen und daraus planerische Konsequenzen zu ziehen. Dieses Erkennen von salutogenen oder pathogenen Faktoren bringt aber auch die Möglichkeit Wohnpsychologie in verschiedene Formen der psychologischen Arbeit (Beratung, Therapie) einzubinden.

Wohnpsychologie als eine Psychologie von Lebenswelten mit salutogener oder pathogener Wirkung zu verstehen bedeutet, diese nicht nur als Anhängsel der Wohnraumplanung und Wohnraumgestaltung zu sehen, sondern als eine Betrachtungsweise, die vielfach angewendet werden kann.

Je nach Perspektive ergeben sich unterschiedliche Anwendungsfelder. Wir wollen also zunächst die Perspektiven der Wohn- und Architekturpsychologie beschreiben, ehe wir auf die Anwendungsfelder eingehen.

3. Perspektiven im Umgang mit gebauter Umwelt

Das Ziel einer Psychologie der gebauten Umwelt (Wohn- und Architekturpsychologie) ist es, die psychologischen Prozesse in der Interaktion von Mensch und gebauter Umwelt besser zu verstehen. Um die Komplexität des Themas in Griff zu bekommen, ist ein Modell sinnvoll, das zwischen Zielgruppen (Menschen in verschiedenen Lebensphasen und Lebenssituationen), Umweltfaktoren (räumliche Dimension) und psychologischen Prozessen (salutogene oder pathogene Wirkungen) unterscheidet (Flade, 2008).

Je nach Fokus können Fragestellungen formuliert werden, die dann verschiedene Anwendungsfelder erschließen. Diese sind:

- Welche psychologischen Wirkungen bestehen in der Interaktion von Mensch und seinen Lebenswelten? – Forschende und erklärende Perspektive
- Wie können die Wohnung und das Wohnumfeld gestaltet sein, damit diese Wirkungen als salutogen bewertet werden können? – Planerische Perspektive
- Welche Einflüsse wirken im Sinne von Gesundheit und können zur Gesundheit unterstützend verwendet werden? – Gesundheitspsychologische Perspektive
- Wie können Individuen oder Gruppen (z. B. Familien) motiviert werden, die Wohnsituation im Sinne der Gesundheit zu gestalten? – Therapeutische Perspektive
- Wie können sozialräumliche Prozesse so gefördert werden, dass gesunde Lebensmöglichkeiten für Individuen und Gruppen (Nachbarschaftsentwicklung) entstehen – Sozialpsychologische Perspektive
- Wie können die Wohnsituation und andere räumlich-soziale Lebenswelten (Spielgruppen, Kindergärten, Schulen usw.) im Sinne einer positiven kindlichen Entwicklung Anwendung finden? – Pädagogische Perspektive
- Wie kann Lebensqualität im Alter erhalten werden, bzw. wie können räumlich-soziale Lebenswelten verwendet werden um ein gesundes und aktives Altern zu ermöglichen – Gerontopsychologische Perspektive

Wir sehen also, die Wohnpsychologie ist mehr als ein Anhängsel verschiedener Gestaltungsdisziplinen wie der Architektur oder Innenarchitektur im Sinne des Feng Shui und auch mehr als eine erweiterte Einrichtungsberatung im Sinne von „Zeig’ mir wie du wohnst und ich sage dir, wer du bist!“.

Wohn- und Architekturpsychologie ist das Wissen um die Anwendung von räumlich/sozialen Lebenswelten zur Erreichung verschiedener Ziele. Ziele können eine Verbesserung der Wohn- und Lebensqualität genau so sein wie gesundheitspsychologische, therapeutische oder pädagogische Ziele. Wohnpsychologie ist ein Mittel, um diese Ziele zu erreichen. Ziele zu definieren ist also ein wesentlicher Schritt in der Anwendung von Wohnpsychologie, denn erst das Ziel ermöglicht konkrete Handlungsschritte.

4. Anwendungsfelder der Wohnpsychologie

Eine Anwendung der Wohnpsychologie ist aufgrund der oben beschriebenen Perspektiven in verschiedenen Tätigkeitsbereichen möglich.

4.1. Wohnpsychologie in der Forschung

Das Wissen zahlreicher Forschungsfelder kann wohnpsychologisch verwendet und angewendet werden (Tabelle 3).

Tab. 3: Forschungsfelder und -themen sowie Beispiele für Anwendungsbereiche der Wohnpsychologie

Forschungsfelder, Forschungsthemen	Beispielhafte Anwendungsbereiche in der Wohnpsychologie
Privatheit, Territorialität, persönlicher Raum, crowding usw.	<ul style="list-style-type: none"> ■ Regulation von Nähe und Distanz ■ Zonierung in der Wohnung (Raumaufteilung) und in Siedlungen
Erholsame Umwelten, Naturpsychologie	<ul style="list-style-type: none"> ■ Gestaltungskriterien für Regeneration im Wohnumfeld oder auch in der Arbeitswelt, in Gesundheitseinrichtungen oder in Bildungseinrichtungen
Ortsbindung	<ul style="list-style-type: none"> ■ Einfluss von freiwilligen und unfreiwilligen Übersiedlungen auf die Identität insbesondere ■ Einfluss auf die kindliche Entwicklung
Sicherheit	<ul style="list-style-type: none"> ■ Kriminalpräventive Siedlungsgestaltung (CPTED) ■ Nachbarschaftsentwicklung
Nachbarschaft	<ul style="list-style-type: none"> ■ Entstehen und Wirkung von soziale Netzwerken

Wohnpsychologie ist ohne Grundlagenforschung kaum denkbar. Dies ist besonders wichtig, um nicht vorwissenschaftlichen Anwendungen die Tür zu öffnen, die durchaus in äußerst bedenkliche Interventionen münden können. Wird der Grundriss einer Wohnung etwa nach gewissen esoterischen Grundsätzen gestaltet, kann es durchaus vorkommen, dass Konflikte in Familien nicht reduziert, sondern gefördert werden. Dies deshalb, weil Themen von Familiendynamik hier nicht mit bedacht werden.

4.2. Wohnpsychologie in der Planung

Im Arbeitsfeld des Planens ist das psychologische Wissen kaum oder gar nicht bekannt. Wohnqualität reduziert sich daher oft auf technische, funktionale und ästhetische Belange oder wird mit Komfort verwechselt. Die psychologischen Themen treten in den Hintergrund. Dies führt zu Planungsfehlern, die weitreichende Konsequenzen haben. Hier ist also eine Übersetzung der salutogenen Faktoren in eine konkrete Beschreibung von Wohnqualität notwendig. Die Wohnqualitätsanalyse ist also eine erste wesentliche Anwendung der Wohnpsychologie.

Das Wissen der Psychologie kann verwendet werden, um bessere Gebäude zu entwerfen. Im oben beschriebenen Beispiel der Beengung würde dies bedeuten, dass PlanerInnen nicht nur einen Begriff für Dichte im räumlichen Sinne kennen (Zusammenhang zwischen Raumgröße und Personenanzahl), sondern auch für Enge (Beengung, Crowding), wo die soziale Dichte (Personen pro Raum) im Vordergrund steht. Soziale Dichte wirkt sich bei Störungen stärker auf das Erleben aus als räumliche Dichte. Dies deshalb, weil bei hoher sozialer Dichte eine Vielzahl an Interaktionen kontrolliert werden sollen (Cording, 2007). Diese Anforderung kann Menschen massiv belasten. Beachtet man in der Planung jedoch nur die räumliche Dichte, gehen wichtige Erkenntnisse verloren und werden üblicherweise nicht berücksichtigt. Dies zeigt sich in der häufig zu offenen Konzeption

von Wohnungen, die zu laufenden Nutzungskonflikten führen kann. Besonders für Familien entstehen daraus Schwierigkeiten in der Alltagsbewältigung.

Sehen wir Planung als die Vorwegnahme von Handlungsschritten zur Erreichung von Zielen, so kann die Wohnpsychologie in der Wohnbauwirtschaft deutliche Akzente setzen. Dies etwa durch:

- Bewertung von bestehenden Wohnprojekten hinsichtlich salutogener Qualitäten einschließlich Verbesserungsvorschlägen
- Bewertung von Entwürfen hinsichtlich salutogener Qualitäten einschließlich Verbesserungsvorschlägen
- Definition von Kriterien als Entwurfsgrundlage
- Beschreibung von salutogenen Qualitäten als Grundlagen für die Entwicklung von Wohnkonzepten
- Vergleich von Wohnformen und von konkreten Wohnprojekten für die Ansprüche von Wohnungssuchenden; Bereitstellung von Auswahlkriterien
- Erarbeitung von Grundlagen für die Raumplanung in der Gesetzgebung und in der örtlichen Umsetzung
- Erarbeitung von Grundlagen für die Gesetzgebung in der Wohnbauförderung durch Bezugnahme auf den Bereich der sozialen Nachhaltigkeit

Für Fehler im psychologischen bzw. humanwissenschaftlichen Sinn gibt es keine gesetzlichen Haftungsbestimmungen, d. h. diese Planungsfehler werden nicht transparent und nicht diskutierbar. Eine solche Diskussionsgrundlage kann die wissenschaftlich orientierte Wohnpsychologie liefern.

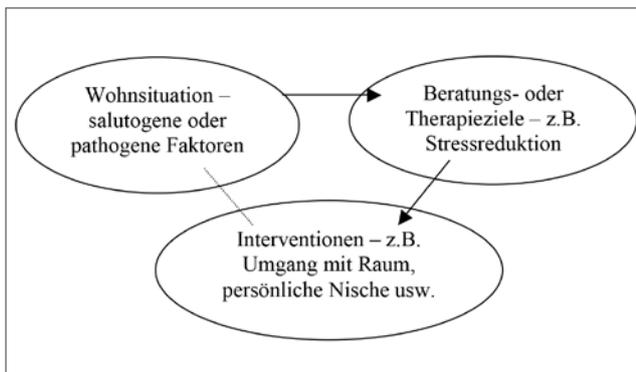
Diese planerische Perspektive würde also eine PlanerIn einnehmen, die wohnpsychologische Erkenntnisse berücksichtigt, aber auch WohnpsychologInnen, die beratend an der Verbesserung von Wohnqualität arbeiten.

In der planerischen Perspektive geht es also um die Verbesserung der Qualität von Wohnungen und Siedlungen, um die Entwicklung neuer Wohnformen und Wohnkonzepte und auch um die Bereitstellung von Grundlagen zur Gesetzgebung im Bau- und Wohnungswesen.

4.3. Wohnpsychologie in der psychologischen Praxis (gesundheitspsychologische, klinisch-psychologische und therapeutische Perspektive)

Wohnpsychologie kann als Wissen zur Lebenswelt von Menschen betrachtet werden. Die Wohnsituation kann gesundheitsförderlich (salutogen), aber auch störend bis krankmachend (pathogen) wirken. Die Gesundheits-situation mit den Rahmenbedingungen des Wohnens in Zusammenhang zu bringen eröffnet neue Möglichkeiten der Intervention, jedoch nur dann, wenn die Beratungsziele mit der räumlichen Dimension verknüpft werden (Abbildung 1). Ohne diesen Schritt ist die Wohnpsychologie nur vage anwendbar und verliert an Klarheit.

Abb. 1: Verknüpfung der Beratungsziele mit der räumlichen Dimension



Wie Flade (2008) betont kann eine Umwelttherapie einen sehr effektiven Nutzen bei vielen psychologischen oder psychotherapeutischen Fragestellungen bringen. Es gibt jedoch nur wenige Forschungen zum direkten Zusammenhang spezifischer Störungsbilder mit Einflüssen der Wohnsituation. Es erscheint daher sinnvoll, eine wohnpsychologische Intervention nicht an bestimmte Störungsbilder (z. B. Depression) zu knüpfen, sondern an die in der individuellen Beratung oder Therapie formulierten Ziele wie etwa Belastungsreduktion, soziale Kontakte zu knüpfen usw. Diese Ziele können sehr häufig in Zusammenhang mit wohnpsychologischen Faktoren gesehen werden. Damit haben wir in der Beratungssituation auch eine Anbindung an die lebensweltlichen Bezüge und damit eine Ausweitung der Interventionsmöglichkeiten. Die Grundlage dazu bieten zahlreiche Forschungsergebnisse, die im Sinne von salutogenen Lebenswelten interpretiert werden können (Reichl, 2014).

Bleiben wir bei unserem Beispiel einer beengten Wohnsituation, so können sich in der psychologischen Praxis je nach Setting unterschiedliche Anwendungsmöglichkeiten ergeben. Nehmen wir an, die beengte Wohnsituation ist ein Faktor unter mehreren, der zu einer Überlastungssituation einer berufstätigen Mutter geführt hat. Ein Beratungsziel könnte dann die Reduktion von Stress im Alltag sein. Aus der Sicht der Wohnpsychologie könnten Überlegungen angestellt werden, wie dies in der konkreten Wohnsituation geschehen kann. Wohnpsychologische Lösungsansätze wären Integration erholsamer Aspekte (Naturelemente, Bilder),

bessere Zonierung im Gemeinschaftsbereich, Gestaltung einer persönlichen Nische, Umgang mit Privatheit usw. Damit wird nicht nur an einer räumlichen Veränderung gearbeitet, sondern auch am Gestaltungswillen der Klientin. Dies kann eine Steigerung der Selbstwirksamkeitserwartung zur Folge haben, die ja eine wesentliche Einflussgröße für die Gesundheit bei Überlastung oder auch bei Depression ist.

Damit sehen wir auch eine therapeutische Relevanz der Wohnpsychologie. Eine Gestaltung des persönlichen Wohnumfeldes bewirkt nicht nur eine Verbesserung der objektiven Wohnqualität, sondern durch den Gestaltungsprozess der KlientInnen eine Befindlichkeitssteigerung und kann therapeutische Prozesse ganz wesentlich unterstützen.

Eine psychotherapeutische Arbeit ist natürlich in engen Zusammenhang mit der angewendeten Methode (Therapierichtung) zu sehen. Daher ist die Anwendung wohnpsychologischen Wissens dahingehend zu differenzieren.

In einer systemischen Therapieform könnte die Wohn- und Raumsituation und der Umgang damit als Teil des Systems einer Familie oder auch eines Paares gesehen werden. Der Umgang mit Raum, Privatheit, Rückzugsmöglichkeiten usw. ergeben dann die Interventionsmöglichkeiten. Die Frage: „Wie geht es Ihnen, wenn sich Ihre Frau einen persönlichen Bereich gestaltet?“ könnte durchaus im Rahmen einer Familientherapie sinnhaft sein.

In einer tiefenpsychologischen Therapieform könnte die symbolhafte Bedeutung der Wohnung und seiner Teile als Therapiebestandteil gesehen werden. Identifikations- und Identitätsprozesse können im Zusammenhang mit der Wohnsituation reflektiert werden.

In einer verhaltenstherapeutischen Therapieform dagegen könnte der oben angedeutete Gestaltungswille und die damit zusammenhängende Selbstwirksamkeitserwartung als therapierelevant gesehen werden. Die Anwendung der Wohnpsychologie in der psychologischen Praxis sollte also in Kooperation mit den verschiedenen Ausbildungsinstitutionen (Therapierichtungen, Ausbildung zum Gesundheits- und klinischen Psychologen usw.) weiter entwickelt werden.

Wohnpsychologie könnte im Sinne einer integrativen Therapie eine Ausweitung des Fokus von der Person hin zur Lebenswelt bringen und damit Möglichkeiten der Intervention in verschiedensten Formen. Notwendig erscheint dazu, sich wohnpsychologisches Basiswissen anzueignen. Dies könnte auch bedeuten, dass extratherapeutische Wirkfaktoren stärker in eine Psychotherapie oder psychologischen Behandlung bzw. Beratung besser eingebunden werden können.

Zusammenfassend kann Wohnpsychologie in der psychologischen Praxis und in der Psychotherapie angewendet werden durch:

- Einbindung der konkreten räumlich-sozialen Lebenssituation von KlientInnen in eine Therapie oder Beratung

- Anregung zur konkreten Verbesserung von Wohnsituationen
- Anregung zum Gestaltungswillen der KlientInnen – Stärkung von Selbstwirksamkeit
- Reflexion der persönlichen Wohngeschichte als Aspekt von Identifikationsprozessen
- Besseres Verständnis der Lebenszusammenhänge von KlientInnen und für die Entstehung spezifischer Störungsbilder
- Ausweitung von Interventionsmöglichkeiten in verschiedenen Beratungs- und Therapiesettings

4.4. Wohnpsychologie in der pädagogischen Praxis

Ein spezielles Anwendungsfeld der Wohnpsychologie findet sich in der pädagogischen Praxis. Vor allem in der Beurteilung und Verbesserung der Wohnsituation von Wohngruppen für Kinder und Jugendliche liegen Chancen für die Verbesserung der Entwicklungsmöglichkeiten. So wie wir im vorigen Abschnitt die Anwendung der Wohnpsychologie mit der Definition von Zielen verknüpft haben, wollten wir auch hier argumentieren. Pädagogische Ziele sind Entwicklungsziele. Die Palette der bekannten Entwicklungsziele sind damit auch der Rahmen für salutogene Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen. Aus den Entwicklungszielen können die Rahmenbedingungen dafür definiert werden. Damit sind wir beim Kern einer wohnpsychologischen Sichtweise. Wohnqualität für Familien (im weitesten Sinne) beinhaltet die Bereitstellung von entwicklungsfördernden Umwelten. Dies ist auch Bestandteil einer Wohnqualitätsanalyse. Wesentliche Themen sind hier nicht nur familiengerechte Raumaufteilungen, sondern besonders auch die Gestaltung von Siedlungen und die Art des Überganges von den privaten Bereichen (Wohnung, Terrasse, Garten) hin zum öffentlichen Raum. Diese Übergänge verlangen halbprivate und halböffentliche Zonen, die im Wohnbau sträflich vernachlässigt werden. Damit verschlechtern sich die Aktionsraumqualität und damit die Spielraumqualität für Kinder im Außenraum. Die raumplanerische Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat den Entwicklungsraum von Kindern so stark eingeschränkt (Blinkert, 1993), dass dies mit zahlreichen Störungsbildern in Zusammenhang gebracht werden kann. In der raumplanerischen Gesetzgebung und Umsetzung sehen wir also auch politische Ziele einer angewandten Wohnpsychologie.

Sprechen wir von Wohnpsychologie in der pädagogischen Praxis, so sollten wir hier zwischen dem Bereich der Sozialpädagogik und dem Bereich spezieller Bildungsformen (Krabbelstube, Kindergarten, Schule, Hort usw.) unterscheiden.

In unserem Beispiel einer beengten Wohnsituation können wir darauf hinweisen, dass Beengungserleben (crowding) zu erlernter Hilflosigkeit führen kann (Roding, 1976). Nach Maxwell (1996) wirkt sich diese Hilflosigkeit nicht nur in der Wohnsituation aus, sondern wird häufig generalisiert. Das heißt, erlernte Hilflosigkeit,

ausgelöst durch eine beengte Wohnsituation, kann sich sehr deutlich auf die Schulleistungen auswirken. Dies zu wissen, kann in einer schulpsychologischen Beratung Lösungsmöglichkeiten eröffnen, etwa indem eine bessere Gestaltung des Arbeitsplatzes angeregt wird.

4.5. Wohnpsychologie in der sozialpsychologischen Praxis

Sozialpsychologie scheint der Wohnpsychologie sehr nahe zu sein, weil Wohnen immer die mehr oder weniger gelungene Einbindung in soziale Systeme bedeutet. Das Wohnen besteht aus räumlichen und sozialen Aspekten. Die Verknüpfung dieser könnte in manchen Bereichen der Sozialpsychologie eine Ausweitung der Möglichkeiten bringen.

Im Bereich der Jugendwohlfahrt oder verschiedener familienbetreuenden Institutionen ist wohnpsychologisch inspiriertes Denken sicherlich hilfreich. Denken wir etwa an den Zusammenhang von Beengungserleben mit aggressiven Verhalten und Gewaltanwendung. Auch wenn wir den Familien nicht empfehlen können, in eine neue größere Wohnung umzuziehen, so könnte der Umgang mit der bestehenden Wohnung, der Umgang mit Privatheit und Rückzugsmöglichkeiten, doch auch eine Verbesserung bringen. Dies ist natürlich nur im präventiven Sinne zu sehen. Bei akuter Gewaltanwendung ist die wohnpsychologische Intervention nicht das Mittel der Wahl.

4.6. Wohnpsychologie in der gerontologischen Praxis

Wenden wir uns dem anderen Ende eines Lebenszyklus zu, so wird aufgrund der eingeschränkten Möglichkeiten vieler älterer Menschen deutlich, dass die Wohnsituation und das engere Wohnumfeld gegenüber dem früheren Erwachsenenalter deutlich an Bedeutung gewinnen. Damit wirken störende Faktoren deutlicher und schränken die Lebensqualität stärker ein als vorher. Im Bereich der altersgerechten Wohnraumentwicklung ist mit der Bedachtnahme der Kriterien des „design for all“ (barrierefreie Gestaltung) ein wichtiger Schritt getan. Es ist jedoch ein Trugschluss zu meinen, dass die Voraussetzungen für altersgerechtes Wohnen damit in vollem Umfang erfüllt wären. Dies ist ganz entschieden nicht der Fall. Es fehlen die Faktoren, die ein aktives und sozial eingebundenes Leben ermöglichen. Bedenkt man die aktuelle demographische Entwicklung, wird die Bereitstellung von altersgerechten Wohnraum, im hier vorgestellten umfassenden Sinne, eine Aufgabe des Wohnbaues, die nur durch die Entwicklung von neuen Wohnformen bewältigt werden kann. Um hier nicht im Experimentierstadium stecken zu bleiben, ist ein Bezugsrahmen wichtig, den die Wohnpsychologie bereitstellen kann. Wohnformen wie etwa das Cohousing (Mc Camant & Durrett, 2011) mit einer ausgewogenen

Kombination von Privatheit und Gemeinschaft dürften die erforderlichen Qualitäten in einem guten Ausmaß bieten. Es hat sich gezeigt, dass ältere Personen, die in gemeinschaftlichen Wohnprojekten leben, später in institutionalisierte Wohnformen (Altenheim, Pflegeheim) umziehen müssen. Dies ist nicht nur im Sinne der Einzelpersonen wichtig, sondern auch in gesellschaftspolitischen Zusammenhängen.

Wohnpsychologie kann die Bedingungen definieren, unter denen Menschen später in betreute Wohnformen umziehen müssen, hat aber auch hier große Relevanz, wenn auf engerem Raum die menschlichen Bedürfnisse zu berücksichtigen sind. Gelungene Privatheitsregulation, der Umgang mit Nähe und Distanz, aber auch anderer Aspekte von salutogenen Lebenswelten sind Kernthemen aller institutionalisierten Wohnformen und sollten sowohl in der Planung als auch in der Betreuungsarbeit Beachtung finden.

5. Was es braucht, um Wohnpsychologie sinnvoll anzuwenden

Um die Wohnpsychologie als die komplexe Form einer Psychologie der gebauten Umwelt anwenden zu können, sind einige Voraussetzungen notwendig, die in diesem Artikel beschrieben wurden. Zum einen braucht es einen normativen Bezugsrahmen, um beschreiben zu können, was gewünschte Wirkungen in der Mensch-Umwelt-Interaktion sind. Dazu wird hier das Konzept der salutogenen Lebenswelten vorgestellt. Weiters braucht es zu den verschiedenen psychologischen Prozessen eine umfassende Grundlagenforschung, die in verschiedenen Forschungsgebieten bereits vorhanden ist. Es bedarf auch einer interdisziplinären Zusammenschau dieser Forschungsthemen. Um dieses Wissen dann anwenden zu können, ist eine Auseinandersetzung mit den Rahmenbedingungen der Anwendungsfelder notwendig. Anwendungsmöglichkeiten bestehen in der Planung, in der psychologischen, pädagogischen oder gerontologischen Praxis. Wohnpsychologisches Wissen und Methodik können also als grundlegende Anwendungsform der Psychologie unter Einbindung der lebensweltlichen Zusammenhänge von Menschen gesehen werden.

Literatur

- BLINKERT, B. (1993). Aktionsräume von Kindern in der Stadt. Eine Untersuchung im Auftrag der Stadt Freiburg. Pfaffenweiler: Centaurus.
- CORDING, E. (2007). Wohnen in der Dichte – bauliche Bedingungen der Privatheitregulation im Außenraum verdichteter Wohnformen. Dissertation Universität Oldenburg.
- DEINSBERGER, H. (2007). Die Psycho-Logik von Wohnbaustrukturen: Die Beziehung Mensch-Wohnung-Umfeld und ihre systemischen Grundlagen. Norderstedt: Books on Demand.
- EVANS, G. W. & McCOY, J. M. (1998). When buildings don't work: The role of architecture in human health. *Journal of Environmental Psychology*, 18, 45-94.

- EVANS, G. W., WELLS, N. M. & MOCH, A. (2003). Housing and mental health: A review of the evidence and a methodological and conceptual critique. *Journal of Social Issues*, 59, 475-500.
- FLADE, A. (2006). Wohnen psychologisch betrachtet. Bern: Hans Huber.
- FLADE, A. (2008). Architektur psychologisch betrachtet. Bern: Hans Huber.
- HELLBRÜCK, J. & FISCHER, M. (1999). *Umweltpsychologie. Ein Lehrbuch*. Göttingen: Hogrefe.
- LANG, A. (1988). Die kopernikanische Wende steht in der Psychologie noch aus! Hinweise auf eine ökologische Entwicklungspsychologie. *Schweizerische Zeitschrift für Psychologie*, 47(2/3), 93-108.
- MAXWELL, L. E. (2003). Home and school density. Effects on elementary school children. *Environment and Behavior*, 35, 566-578.
- MCCAMANT, K. & DURRET, C. (2011). *Creating Cohousing. Building sustainable communities*. Cabriola Island: New Society Publishers.
- REICHL, H. (2014). *Humane Lebenswelten: Eine Psychologie des Wohnens und Planens*. Ott nang: CreateSpace Independent Publishing Platform.
- REICHL, H., (2015). *Das Familienhaus. 7 Module zum Planen auf der Grundlage familiengerechter Raumkonzepte*. Ott nang: CreateSpace Independent Publishing Platform.
- RODIN, J. (1976). Density, perceived choice, and response to controllable and uncontrollable outcomes. *Journal of Experimental Social Psychology*, 12, 564-578.
- SCHUBERT, H. & SCHNITTGER, A. (2005). *Sicheres Wohnquartier, gute Nachbarschaft*. Niedersachsen: Niedersächsisches Ministerium für Soziales, Frauen, Familie und Gesundheit.
- SKJAEVELAND, O. & GÄRLING, T. (1997). Effects of interactional space on neighboring. *Journal of Environmental Psychology*, 17, 181-198.
- WALDEN, R. (1993). *Lebendiges Wohnen: Entwicklung psychologischer Leitlinien zur Wohnqualität. Aneignungshandlungen in Wohnwelten aus der Sicht von Architekten, Bewohnerinnen und Bewohnern*. Frankfurt: Peter Lang.

Autor

Bmst. Mag. Herbert Reichl

Studium der Psychologie in Salzburg, planender Baumeister mit dem Schwerpunkt der familien- und lebensphasengerechten Planung, Wohnqualitätsanalysen und Raumqualitätsanalysen in verschiedenen Beratungssituationen, Entwicklung von gemeinschaftlichen Wohnprojekten, Seminare zur Wohn- und Architekturpsychologie



Irisweg 3
A-4901 Ott nang/H.
Telefon: +43 (0)7676 20058
herbert.reichl@iwap.at
www.planen-und-wohnen.at
www.iwap.at

Zentrum für Angewandte Psychotraumatologie

Penzingerstraße 52/7, 1140 Wien

Tel: 01 892 03 92 Fax: DW 13

Email: office@zap-wien.at / Homepage: www.zap-wien.at

z|a|p-wien
zentrum für angewandte psychotraumatologie

Fort- und Weiterbildungsseminare in Psychotraumatologie und Traumatherapie 2015
Alle Seminare sind gemäß Psychologengesetz als Fort- und Weiterbildung anerkannt

Screentechnik Teil 2: Traumaexposition und Traumasynthese nach dem KReST-Modell

3./5.9.2015 in Wien

Lutz-Ulrich Besser

Kosten: 588€ inkl. MwSt.

Fortbildungsreihe Sexueller Missbrauch

Teil 1: Sexueller Missbrauch an Kindern und Jugendlichen im familiären und sozialen Nahbereich

Teil 2: Tätertypen und Täterstrategien bei sexuellem Missbrauch / sexueller Gewalt

11./12.9.2015 (Teil 1) + 9./10.10.2015 (Teil 2)

DSA Christine Bodendorfer

Kosten: jeweils 348€ inkl. MwSt.

Grundlagen der Psychotraumatologie und Traumatherapie

18./19.9.2015 in Wien oder 15./16.1.2016 in Salzburg

Dr. Sylvia Wintersperger

Kosten: 360€ inkl. MwSt.

Behandlung komplexer Traumafolgestörungen (DESNOS) Teil 1 + 2

2./3.10.2015 (Teil 1) + 11./12.12.2015 (Teil 2)

Prof. Dr. Ulrich Sachsse

Kosten: jeweils 384€ inkl. MwSt.

Traumatherapie bei Suchterkrankungen – Workshop zum Therapiepr. "Sicherheit finden" Dipl. Psych. Martina Stubenvoll

23./24.10.2015 in Wien

Kosten: 360€ inkl. MwSt.

Die Mentalisierungsbasierte Therapie (MBT) für komplex- und bindungstraumatisierte Patienten

13./14.11.2015

Dr. Thomas Bolm

Kosten: 384€ inkl. MwSt.

Stabilisierung und Ressourcenmobilisation in der Traumatherapie Teil 1 + 2

6./7.11.2015 (Teil 1) + 27./28.11.2015 (Teil 2) in Wien

Dr. Sylvia Wintersperger

Kosten: jeweils 360€ inkl. MwSt.

Traumafolgestörungen nach Akutereignissen: Erscheinungsbilder und frühe Interventionen

4./5.12.2015 oder 3./4.6.2016 in Wien

Dr. Clemens Hausmann

Kosten: 360€ inkl. MwSt.

...weitere Informationen zu unseren Traumacurricula, Seminaren und Supervisionen finden Sie auf unserer Homepage



Kooperation der
Donau-Universität Krems und
der Fachsektion
Psychodrama im ÖAGG

ÖAGG | PD

PSYCHOTHERAPIE-AUSBILDUNG

Fachspezifikum Psychodrama

Abschluss mit Master of Science (MSc) - 7 Semester, berufsbegleitend

Beginn der nächsten Lehrgänge:

23.10.2015 – MSc 17 in Graz/Klagenfurt

23.10.2015 – MSc 18 in Wien/Krems - ausgebucht

18.03.2016 – MSc 19 in Salzburg/Krems

21.10.2016 – MSc 20 in Wien/Krems

Details: www.psychodrama-austria.at, Tel.: 0043-1-2559988

Der fremde Gast auf der Couch

The Stranger on the Couch

Anja Widemann

Themenschwerpunkt Gastartikel

Zusammenfassung

Kaum zu übersehen ist in der modernen Gesellschaft das Fremde. Es begegnet uns im Alltag, auf der Straße, in der Arbeit und in den Medien. Daher ist der Austausch mit dem Fremden nicht mehr wie einst in der Vormoderne temporär begrenzt. Sie lassen sich auch nicht mehr in entweder Feinde oder Gäste teilen, sondern sind Mitmenschen, denen man im Alltag zwangsweise begegnet (Bauman, 1992). Die Gesellschaft entwickelt ein spezifisches Verhältnis zum Fremden. Es wird nebeneinander hier gelebt, man beschränkt sich auf eine formale Ebene. Neue Medien, wie die Internetplattform Couchsurfing ermöglichen einen andersartigen Umgang mit dem zunächst noch Fremden. Die NutzerInnen nehmen den organisatorischen Aufwand, den Fremden als Gast zu empfangen, auf, um die formale Ebene zu durchbrechen. Dieser sogenannte fremde Gast ist ein seltenes Phänomen in der Moderne, mit genau diesem sich der vorliegende Artikel auseinandersetzt.

Abstract

The stranger in the modern society is very obvious. We meet him in everyday life, in the street, at work and in the media. For this reason, an exchange with the stranger is not as temporary as it used to be in the pre-modern age. Also, you can not divide strangers into enemies or guest anymore, rather they are fellow men whom you meet in your everyday live. The society develops a certain relationship to the stranger. The relationship is limited to a formal level, life happens next to each other, not together. New media, like the internet platform "Couchsurfing", allow another relationship with strangers. Users take the organizational effort upon themselves in order to receive the stranger as a guest. In this way they break through the formal level of the relation with a stranger. This so called "strange guest" is a rare phenomenon in the modern age, which this article is dealing with.

1. Einleitung

„Wollen Sie mein Gast sein?“ – Wem wird diese Frage in der modernen, westlichen Kultur noch gestellt? Unsere okzidentalische Gesellschaft stellt diese Frage bekannten und vertrauten Menschen. Wir haben Familie, Kolleginnen und Kollegen oder Freundinnen und Freunde zu Gast (Bahr, 2012). Gerade aufgrund dieser Vertrautheit mit den geladenen Gästen erscheint die Verwendung des Honorativum „Sie“ in der Eingangsfrage im Zusammenhang mit dem Gast befremdend. Fremde suchen in der Norm nicht mehr die Gastfreundschaft bei Privatpersonen. Diese Erscheinung geht aus einer modernen, westlichen, gesellschaftlichen Entwicklung hervor.

Bestandteil der postmodernen Welt sind die neuen Medien. Sie sind für die Globalisierung mitverantwortlich und ermöglichen einen nächsten Schritt, mit dem Fremden umzugehen, indem sie die globalisierte Welt mit dem Fremden ins Wohnzimmer holen (Bauman, 1992). Mit den neuen Medien ist das Fremde nicht mehr so fern wie noch in der Vormoderne und ein Stück näher als in der Moderne. Couchsurferinnen und Couchsurfer bringen diese Fremden physisch zu sich ins Wohnzimmer und gehen somit über die neuen Medien hinaus.

2. Couchsurfing

Neue Medien, wie die Internetplattform „Couchsurfing“, ermöglichen einen andersartigen Umgang mit dem zunächst noch Fremden. Die NutzerInnen nehmen den organisatorischen Aufwand, den Fremden bzw. die Fremde als Gast zu empfangen, auf sich, um die formale Ebene, mit welcher der Fremde bzw. die Fremde sonst konfrontiert wird, zu durchbrechen. Dieser sogenannte „fremde Gast“ ist ein seltenes Phänomen in der Moderne, mit genau diesem sich CouchsurferInnen auseinandersetzen.

Im Zuge meiner Bachelorarbeit im Fach „Psychologie“ an der Sigmund Freud Privatuniversität analysierte ich eine Gruppe von CouchsurferInnen.

Mein Forschungsinteresse galt den GastgeberInnen des sozialen Netzwerks „Couchsurfing“, da es eine neue Form des Tourismus darstellt und in seiner Kommunikationsform in neue Medien einzuordnen ist. Couchsurfing verzeichnet sechs Millionen Mitglieder, welche in 100.000 Städten vertreten sind. Diverse Veranstaltungen wie gemeinsames Schwimmen, Essen, Kaffee-Trinken werden in den unterschiedlichen Städten angeboten. Insgesamt finden über 170.000 verschiedene Events, welche von den Surferinnen und Surfern zum Teil selbst organisiert werden, statt (<https://www.couchsurfing.org/n/about>, 23. September 2015).

3. Methode

Da es sich um subjektive Erfahrungen im Leben der Interviewten handelt, habe ich als Durchführungsmethode in der vorliegenden Arbeit das narrative Interview gewählt. Die subjektiven Eindrücke, Einstellungen und Umgangsformen der Befragten sollten dabei besonders zu Geltung kommen und nicht von einem Frage-Antwort-Design unterbrochen werden. Die Interviewten sind Experten und Expertinnen über ihr Leben und die erlebten Erfahrungen und können diese in Form einer biographischen Erzählung teilen. Die Selbstläufigkeit der Erzählung sollte gewährleistet werden, damit die Interviewten in „Zugzwänge des Erzählens“ geraten. Diese sind „Detailierungszwang“, „Kondensierungszwang“, „Relevanzfestlegungszwang“ und „Gestaltschließungszwang“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010).

Bei der Durchführung hielt ich mich an das vorgegebene Ablaufschema des narrativen Interviews von Schütz. Zuerst wurde eine sehr offene Eingangsfrage gestellt, um eine narrative Eingangserzählung zu erzeugen. Immanente und exmanente Fragen folgten, um die weitere narrative Erzählung zu erhalten (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010).

Zur Auswertung des Interviews entschied ich mich für die dokumentarische Methode, da diese eine Differenzierung zwischen immanenten, generalisierten Sinngehalt und einem konjunktiven, dokumentarischen Sinngehalt vorsieht. Durch diese Unterscheidung können Erfahrungen und Orientierung der Interviewten herausgefiltert werden (Nohl, 2008).

4. Typen von CouchsurferInnen

Die Couchsurferinnen und Couchsurfer lassen sich auf Grund ihrer unterschiedlichen Interessen in fünf verschiedene Gruppen teilen, die ich wie folgt benenne: „Zweck-Nutzerinnen und -Nutzer“, „Kontakt-Nutzerinnen und -Nutzer“, „Nicht-Nutzerinnen und -Nutzer“, „Interes-

sensvertreterinnen und Interessensvertreter“ sowie die Gruppe der „Nähe-Suchenden“.

Die Gruppe der „Zweck-Nutzerinnen und Zweck-Nutzer“ sieht in Couchsurfing ein kostengünstiges Urlaubsangebot. Den primären Sinn finden diese Userinnen und User in der Geldersparnis. Wichtig ist ihnen, dass sie viel von der Stadt sehen können, die sozialen Kontakte stehen dabei an zweiter Stelle. Diese Einstellung spiegelt sich in den Referenzen wieder. Im Feedback ist zu lesen, dass sie nur wenig Zeit mit dem Gastgeber bzw. der Gastgeberin verbringen konnten, da die Surferinnen und Surfer einen straffen Zeitplan oder dicht organisierten Tag hatten.

Zur nächsten Gruppe zählen diejenigen Couchsurferinnen und Couchsurfer, die auf der Suche nach sozialen Kontakten sind. Hierbei sind tiefgründige Gespräche und gemeinsame Aktivitäten von besonderer Bedeutung. Den Interessen ist zu entnehmen, dass der primäre Gedanke ist, andere Leute kennenzulernen und Freundschaften zu schließen. Diese Gruppe wird mit dem Begriff „Kontakt-Nutzerinnen und Kontakt-Nutzer“ betitelt.

Die dritte Gruppe bilden die „Nicht-Nutzerinnen und -Nutzer“. Ihr Profil enthält kaum Informationen und keine oder negative Referenzen.

Eine weitere Gruppe bilden die „Interessensvertreterinnen und Interessenvertreter“. Hierzu zählen Personen, die ihre Wertvorstellungen, Lebensweisen sowie ihre Prinzipien verbreiten möchten. Wenn eine Anfrage für einen Schlafplatz gestellt wird, wird verlangt, für die Dauer der Reise ihre Ansichten zu akzeptieren und ihre Lebensweise auch für sich selbst zu erproben.

Die letzte Gruppe bilden Personen, welche Couchsurfing als Partneragentur verstehen. Sie suchen körperliche Nähe, weswegen es oft zu negativen Referenzen kommt.

Zusammenfassend ist zu sagen, dass die Gruppe der „Kontakt-Nutzerinnen und -Nutzer“ am stärksten vertreten ist und überwiegend positives Feedback erhält. Ihr Profil ist am aufschlussreichsten und sehr detailliert eingerichtet. Die zweitstärkste Gruppe sind die „Zweck-Nutzerinnen und -Nutzer“. Ihr Profil ist kompakt und übersichtlich, auch diese Gruppe erhält überwiegend positive Referenzen. Die Gruppe der „Nicht-Nutzerinnen und Nicht-Nutzer“ sowie die Gruppe der „Nähe-Suchenden“ werden von den übrigen Nutzerinnen und Nutzer am schlechtesten bewertet. Die Interessensvertreterinnen und Interessevertreter sind nicht sehr stark vertreten und bekommen gemischte Referenzen.

5. Umgang mit SurferInnen

Die Surferinnen und Surfer sind zunächst für die GastgeberInnen Fremde, die einen Vertrauensbonus durch ihre Mitgliedschaft bei Couchsurfing erhalten. Es besteht dennoch eine Ungewissheit und Unsicherheit in der Erwartungshaltung, weswegen versucht wird, der Situation mit offener Einstellung zu begegnen. Der erste physische

Eindruck, den der Surfer oder die Surferin auf den Gastgeber bzw. die Gastgeberin hinterlässt, ist bedeutend und wird als „Knackpunkt“ verstanden. Wenn dabei eine ausführliche Vorstellung der eigenen Person und eine daraus resultierende, selbstläufige Kommunikation entsteht, werden präsenze Zweifel gemindert und das Vertrauen kann wachsen. Es wird sichtbar, welcher Charakter hinter der Fassade steht und was sicherheitsgebend wirkt. Der Übergang vom Fremden zum Gast ist fließend und nicht eindeutig abgrenzbar, da gerade zu Beginn der Begegnung zwischen GastgeberIn und Surferinnen und Surfer ein ambivalentes Verhältnis herrscht. Zum einen sind sich beide Beteiligten vorerst fremd und versuchen sich anzunähern, um die mitgebrachte Fremdheit nicht ertragen zu müssen. Es wirkt geradezu belastend auf die GastgeberInnen die Fremdheit, das Unvertraute an der anderen Person wirken zu lassen, weswegen versucht wird, dieser Situation möglichst schnell zu entkommen. Das geschieht indem sich die Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner zunächst auf eine formale Ebene des Gesprächs beschränken und auf Regeln und Förmlichkeiten zurückgreifen. Beispielsweise werden der Ablauf des Aufenthaltes, die Hausordnungen, der Alltag und die Schlüsselregelung durchbesprochen. Mit der Schlüsselregelung ist gemeint, ob die Surferin oder der Surfer einen eigenen Haustürschlüssel bekommt oder ob Zeitpunkte vereinbart werden, wann sich GastgeberIn und Surferin sowie Surfer wieder zuhause einfinden. Dies wird meist nicht im virtuellen Raum vereinbart, sondern eben erst beim Erstkontakt im realen Raum. Die Übergabe des Schlüssels zeigt, ob die GastgeberInnen bereits ein Vertrauen aufgebaut haben beziehungsweise, ob die Mitgliedschaft bei der Internetplattform einen Vertrauensbonus inkludiert oder ob das Vertrauen erst verdient und erarbeitet werden muss. Wenn die Surferinnen und Surfer bis dahin noch als Fremde angesehen werden, bekommen sie keinen Schlüssel, da meist das Vertrauen zu den Fremden fehlt. Hat der Surfer oder die Surferin einen Gast-Status erreicht, geht das Vertrauen damit einher.

Bei diesem ersten Kontakt, bei dem ersten Treffen im realen Raum, ist also die Fremde präsenter als zu keinem anderen Zeitpunkt. Die Fremden, die Surferinnen und Surfer sind zwar als Gäste etikettiert und getarnt, werden aber doch in diesem frühen Stadium der Begegnung, durch die Kommunikation auf formal vertraglicher Ebene, gleich vorsichtig wie Fremde behandelt. Es ist ein achtsames Herantasten an das Gegenüber. Dieses Stadium gilt es schnellstmöglich zu überwinden, da ein erfolgreicher Aufenthalt die Bedingung als Gast und nicht als Fremder angesehen und behandelt zu werden, mit sich bringt. Die Maske der Fremdheit soll von den Surferinnen und Surfern mit Hilfe der GastgeberIn abgelegt werden. Dies gelingt durch das Kennenlernen, der jeweilig anderen Person, was die Brücke vom Fremden zum Gast herstellt. Es werden Informationen über die Persönlichkeit und Individualität der Personen ausgetauscht. Dabei werden ganz allgemeine Mitteilungen, wie die Berufswahl das Studium oder das Herkunftsland

und die Familienverhältnisse, ausgetauscht. Wenn es nicht gelingt den fremden Gast als „normalen“ Gast anzusehen, bleibt die Person eine Fremde bzw. ein Fremder und der Kontakt wird abgebrochen. In einem Fall führte diese „Fehlentwicklung“ sogar zum Rauswurf der Surferinnen und Surfer.

Unter einem „normalen“ Gast wird das Gastverhältnis wie es in der modernen Gesellschaft üblich ist verstanden. „Normale“ Gäste sind bekannte und vertraute Personen. Auch GastgeberInnen der Couchsurferinnen und -surfer versuchen den Fremden als „normalen“ Gast zu behandeln und ihn nicht als fremden Gast anzusehen. Sie stellen damit ein Gastverhältnis her, wie es auch in der übrigen modernen Gesellschaft die Norm ist. Es wird versucht, den Fremden bzw. die Fremde zu entfremden, damit dieser Prozess möglich wird. Der erste Eindruck den der Surfer bzw. die Surferin auf den Gastgeber bzw. die Gastgeberin macht, ist dabei ausschlaggebend, weil er den Zugang zu seiner bzw. ihrer Person bestimmt. Erhält der Gastgeber bzw. die Gastgeberin keinen emotionalen Zugang zu der Surferin bzw. dem Surfer, ist es ihm bzw. ihr nicht möglich, diese bzw. diesen als „normalen“ Gast zu behandeln, und er bzw. sie wird als Fremder bzw. Fremde hinausgeworfen.

Der Übergang vom Fremden bzw. von der Fremden zum Gast ist also fließend und nicht eindeutig abgrenzbar. Der Umgang mit dem Gast lässt sich schwer festmachen, da diese Person durch unterschiedliche soziale Rollen wie Freund oder Freundin, Bruder oder Schwester etc. beschrieben wird und somit per se nicht greifbar ist.

Der Umgang der Surferinnen und Surfer ist abhängig von der Erfüllung der jeweiligen Bedürfnisse der GastgeberInnen, welche Mitarbeit, soziale Nähe und Unterhaltung sind. Das Nehmen und Geben soll einander die Waage halten, was eine einseitige Belastung verhindern soll.

Die unterschiedlichen Umgangsformen gehen mit den unterschiedlichen Typen von Couchsurferinnen und Couchsurfern einher.

Mit den „Zweck-Nutzerinnen und Zweck-Nutzern“ wird eine oberflächliche Kommunikation geführt und das Verhältnis bleibt distanziert. Eine Öffnung der Person findet nicht statt, wodurch das Vertrauensverhältnis leidet. Kontakte werden nicht aufrechterhalten und Freundschaften erst gar nicht eingegangen. Es erfolgt eine Ausbeutung des Gastgebers bzw. der Gastgeberin, was zu Anspannung führt.

Die „Kontakt-Nutzerinnen und Kontakt-Nutzer“ gehen mit den GastgeberInnen enge Verbindungen ein, die nachhaltig bestehen bleiben. Die Kommunikation ist selbstläufig und tiefgründig. Es ist eine zwanglose und vertraute Atmosphäre. Ausflüge werden teils gemeinsam unternommen und Zeit wird gerne miteinander verbracht.

Bei den „Nähe-Suchenden“ kommt es zum Abbruch der Kommunikation und zur Distanzwahrung. Ein Gastverhältnis findet nicht statt. Unter der Gruppe „Nähe-Suchende“ werden Surferinnen und Surfer verstanden, die Couchsurfing als Partnerinnen- und Partnervermittlung

verstehen. Relevant scheint dabei das Nähe- bzw. Distanzverhältnis zwischen GastgeberInnen und SurferInnen und Surfer zu sein. Dies kann auf zwei unterschiedlichen Ebenen basieren. Einerseits ist die Distanzwahrung auch im direkten Umgang mit den GastgeberInnen ein beachtenswerter Faktor. Wenn der Gast zu viel Distanz zeigt, bleibt er ein Fremder bzw. eine Fremde und verkörpert weiter das Unheimliche, das Angst hervorruft. Andererseits fühlen sich die GastgeberInnen in ihrer Freiheit eingeengt, wenn der Gast körperlich zu Nahe tritt und brechen in Folge das Verhältnis ab. Es ist auch hier für die Gäste wichtig, die Waage zwischen Nähe und Distanz zu halten. Der Gast muss seinen Umgang zwischen den beiden Polen, Nähe und Distanz einpendeln, um kein Fremder bzw. keine Fremde oder kein Unerwünschter bzw. keine Unerwünschte zu werden, sondern ein Gast zu werden.

Die „Interessensvertreterinnen und Interessensvertreter“ können eine gute Gesprächsbasis mit der Familie schaffen, was eine Voraussetzung für einen angenehmen Umgang ist.

Zwei Subgruppen konnten durch die Interviews zum bestehenden Modell hinzugefügt werden, die Party-surferinnen und -surfer sowie die Arbeitssurferinnen und -surfer.

Abb. 1: Typen von CouchsurferInnen

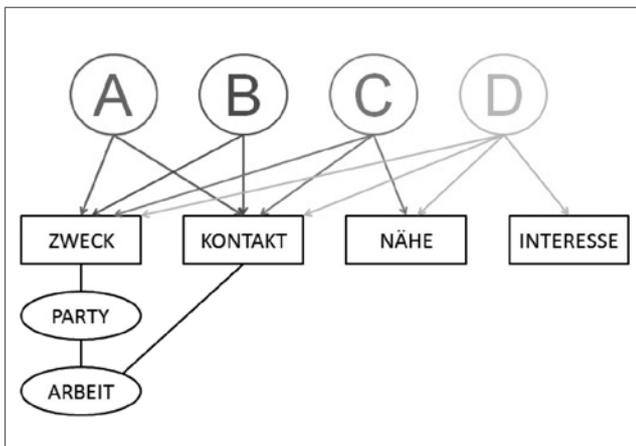


Abbildung 1 zeigt, dass die interviewten GastgeberInnen überwiegend Erfahrungen mit den „Zweck-Nutzerinnen und Zweck-Nutzern“ sowie mit den „Kontakt-Nutzerinnen und Kontakt-Nutzern“ machen. Eine Mischform lässt sich ebenfalls zeigen. Das Motiv dieser Couchsurferin, die Plattform zu nutzen, war, das einer „Zweck-Nutzerin“; ihr Verhalten und ihr Umgang ähnelten aber einer „Kontakt-Nutzerin“.

6. Conclusion

In der modernen Gesellschaft gibt es mannigfache Umgangsformen mit dem Fremden. Eine davon ist Angst. Aus der Emotion „Angst“ resultiert rassistisches Verhalten, was zu einer Entwicklungsstörung des eigenen Ichs

führt. Das Fremde ist aber auch in der Lage, Menschen zu faszinieren und Neugierde hervorzurufen. Das Reisen in fremde Länder wie es am Beispiel der PilgerInnen gezeigt wurde, ist eine Form der Begegnung mit dem Fremden. Die Bereitschaft, sich dem Fremden zu öffnen und die eigenen Grenzen der Privatsphäre temporär zu erweitern, zeigen die Couchsurferinnen und Couchsurfer. Dieses spezielle Gastverhältnis ist eine Methode der Moderne, mit dem Fremden und der Fremden zu agieren, um die Faszination und Neugierde gegenüber dem Unbekannten zu stillen. Um die Fragestellung der Forschungsarbeit an dieser Stelle zu beantworten, soll sie nun wiederholt werden: Wie gestaltet sich der Umgang mit einem fremden Gast, der durch Couchsurfing vermittelt wird? Lassen sich dabei unterschiedliche Umgangsformen finden? Diese Fragestellung führte zu vier Befunden, die Erkenntnis und Aufschluss geben.

Zunächst behandeln die GastgeberInnen die Surferinnen und Surfer als Fremde mit einem Vertrauensbonus. Die bestehende Unsicherheit in Bezug auf die Erwartung, wer die oder der Fremde ist, wird durch eine selbstläufige Kommunikation und die Vorstellung der eigenen Person geschmälert. Diesen herausgearbeiteten empirischen Befund bestätigt auch die Theorie. Bahrs (2012) Auffassung nach ist es zum Beispiel unhöflich, den fremden Gast zur Vorstellung seiner eigenen Person zu bitten, da dieses Verhalten misstrauisch wirke. Der fremde Gast würde sich verhöhnt fühlen. Deswegen ist es von besonderer Bedeutung, dass der Fremde bzw. die Fremde dieser Frage zuvorkommt und sich selbst von sich aus vorstellt. Damit beweise er, dass er bzw. sie keine Gefahr darstellt. Ebenfalls soll somit gezeigt werden, dass er bzw. sie in Gasttschaft und nicht in Feindschaft kommt. Vor der Vorstellung der eigenen Person und einer selbstläufigen Kommunikation sehen die GastgeberInnen den Gast noch als Fremden bzw. Fremde an, der lediglich als Gast tituiert wird. Er wird aber mit einer genau solchen Unsicherheit behandelt wie eine Fremde oder ein Fremder. Was sich zeigt, wenn diese Unsicherheit verschwindet, soll im zweiten Befund gezeigt werden.

Gelingt es, eine offene Basis zu schaffen, in der vertrauensvoll miteinander umgegangen wird, ist der fremde Gast kein Fremder bzw. keine Fremde mehr sondern erlangt den Status „Gast“. Der Übergang vom Gast zum Fremden bzw. zur Fremden ist fließend und sehr individuell. Einige GastgeberInnen merken bereits nach dem ersten Kontakt, ob sie dem Surfer oder der Surferin positiv gestimmt waren und ihm oder ihr vertrauen konnten. War dies der Fall, konnten die fremden Gäste als Gäste behandelt werden und der Umgang war nicht mehr von Unsicherheit, wie es mit Fremden üblich ist, geleitet.

Der Gast kann verschiedene soziale Rollen einnehmen. Zum einen wird er bewirtet und bemuttert, zum anderen sind an ihm Erwartungen gerichtet. Auch Bahr (2012) bemerkt in seinen theoretischen Anmerkungen über den Gast, dass er verschiedene soziale Rollen, wie Bruder, Schwester oder Freund und Freundin einneh-

men kann. Auch die GastgeberInnen von Couchsurfing beschrieben ihre Gäste mit Synonymen wie Tochter, Freundin oder Schulkollege. Die an den Surfer oder an die Surferin gerichteten Erwartungen werden im dritten Befund näher erläutert.

Die Erfüllung dieser Erwartungshaltungen ist eine wichtige Voraussetzung für einen als angenehm empfundenen Umgang. Die verschiedenen Typen von Couchsurferinnen und Couchsurfern gehen mit den verschiedenen Umgangsformen einher. Wichtig beim Umgang miteinander ist es, das Geben und Nehmen ausgewogen zu halten und das Gastverhältnis nicht auszubehaupten oder auszunutzen. Mit den „Kontakt-Nutzerinnen und Kontakt-Nutzern“ legen die GastgeberInnen einen vertrauensvollen Umgang fest, der durch eine offene, selbstläufige Kommunikation gestaltet wird. Freundschaften resultieren daraus. Das gemeinsame Essen und Ausflüge werden besonders geschätzt. Bei den „Zweck-Nutzerinnen und Zweck-Nutzern“ ist der oberflächliche und distanzierte Umgang ausschlaggebend. Das Verhältnis wird als angespannt und unvertraut beschrieben. Das Geben und Nehmen ist nicht ausgeglichen. Bei den „Nähe-Suchenden“ ist die Entstehung eines Gastverhältnisses nicht möglich, da die Kommunikation abgebrochen wird. Die „Interessensvertreterinnen und Interessensvertreter“ schaffen eine gute Kommunikations- und Interessensbasis, auf die gebaut werden kann.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass das gemeinschaftliche Essen und Trinken bei allen Typen, bis auf den „Nähe-Suchenden“ bzw. die „Nähe-Suchende“, einen hohen Stellenwert hat, da sich dabei das Kennenlernen vollzieht.

Literatur

- ABOUT US. <https://www.couchsurfing.org/n/about>, 23. September 2015.
- BAHR, H. (2012). Die Anwesenheit des Gastes. Nordhausen: Verlag Traugott Bautz.
- BAUMAN, Z. (1992). Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Hamburg: Junius.
- NOHL, A. (2008). Interview und dokumentarische Methode. Anleitung für die Forschungspraxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- PRZYBORSKI, A. & WOHLRAB-SAHR, M. (2010). Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.

Autorin

Anja Widemann, BSc.

Studentin der Psychologie und Psychotherapiewissenschaften an der Sigmund Freud Privat Universität Wien sowie Clinic Nanny im St. Anna Kinderspital.

anja@widemann.at



PLAST – Plattform der StudentInnen im BÖP

EFPSA Kongress 2015

Zum diesjährigen EFPSA Kongress fanden sich Studierende aus ganz Europa zusammen, um am größten jährlichen Event der European Federation of Psychology Students' Associations (EFPSA) teilzunehmen. Der Kongress findet jedes Jahr in einem anderen Land statt – heuer zum 29. Mal vom 18. bis zum 25. April in dem kleinen Dorf Srní im Herzen des Sumava National Park in der Tschechischen Republik.

Die österreichische Delegation bestand aus zwölf Psychologie-Studierenden aus Wien, Salzburg und Graz. Die Woche war gefüllt mit Vorlesungen und Workshops von DozentInnen und Psychologiestudierenden aus ganz Europa zum aktuell gewählten Leitthema „Back to the Roots of Psychology and Sexuality“. Titel der einzelnen Workshops und Vorlesungen waren unter anderem „Non-Criminal Pedophiles“, „Sexuality in Psychotherapy“ und „How to Find a Partner“. Für die StudentInnen gab es zudem die Möglichkeit, ihre Arbeiten als Paper oder Poster zu präsentieren.

Abb. 1: Die Autorinnen während des Cultural Evening



Dieses Mal sind wir besonders stolz auf die Gewinnerinnen des besten Posters und der besten Paper-Präsentation: Isabel Marlen Weber aus Salzburg („Effects of Sex Hormones on Cognitive Number Comparison Tasks, Global vs. Local Strategies and Implications for Hemispheric Processing“) und Hannah Büchner aus Graz („Let's talk about Sex: Presenting the Psychological Effects of Oral Contraceptives.“).

Natürlich gab es auch dieses Jahr wieder ein gut gefülltes Freizeitangebot inklusive „Cultural Evening“, an dem alle Beteiligten Spezialitäten aus ihrem eigenen Land mitbrachten, diese den anderen vorstellten und gemeinsam verköstigten.

Außerdem konnten Interessierte am 42. jährlichen Firemens' Ball von Srní und der International Disaster Band teilnehmen.

Abb. 2: Exkursionsziel Český Krumlov



Am Exkursionstag besuchten wir die Budweiser Budvar Brauerei in České Budějovice und das wunderschöne Český Krumlov. Zum Abschluss des Tages gab es eine kleine Wanderung durch den Sumava Nationalpark zurück zum Hotel.

Der jährliche EFPSA Kongress bezeichnet auch den Mandatswechsel der meisten Positionen innerhalb der Organisation. So gab es für die neuen aktiven sowie die alten aktiven EFPSA Mitglieder in neuen Positionen neben dem regulären Programm viel zu tun: Wissenstransfer, Planung des Mandats und Teilnahme an der General Assembly (das beschlussfassende Organ von EFPSA, bei der die Member Representatives der Mitgliederorganisationen über Anträge des Board of Management abstimmen).

Drei Psychologie-Studierende der österreichischen Delegation werden das nächste Jahr über auf freiwilliger Basis im Executive Board von EFPSA arbeiten: Hannes

Jarke als Administrative Support Officer, Felicitas Huber als Team Member beim Journal of European Psychology Students und Kamila Jarosch als Team Member in der Social Impact Initiative, welche momentan die Mind the Mind-Kampagne koordiniert, die durch Workshops in Schulen die Stigmatisierung psychisch kranker Menschen bekämpfen will.

Auch bei den Member Representatives, dem Bindeglied zwischen den einzelnen Mitgliederorganisationen und EFPSA, erfolgte ein Mandatswechsel, sodass Monika Schwärzler für das Jahr 2015/16 diese Aufgabe übernehmen und PLAST repräsentieren wird. Für das nächste Jahr wird es ein Ziel sein, den Bekanntheitsgrad der EFPSA in Österreich zu steigern und mehr Studierende von Events und Angeboten zu begeistern. Wir freuen uns schon auf den kommenden Kongress in Portugal, wo auch der erste EFPSA Kongress abgehalten wurde – dort wird die Veranstaltung nun auch ihr 30-jähriges Jubiläum feiern.

Verfasst von



Johanna Katharina Hohls

Studentin, Member Representative of Austria in EFPSA 2014/15
PLAST-Leitungsteam



Monika Schwärzler

Studentin, Member Representative of Austria in EFPSA 2015/16
PLAST-Leitungsteam

Wir stellen vor ...

In der diesmaligen Ausgabe wird, passend zum Schwerpunktthema, das Netzwerk Psychologie und Umwelt vorgestellt. MitarbeiterInnen beim Netzwerk Psychologie und Umwelt sind Kathrin Röderer, Sebastian Seebauer, Silvia Klettner, Christina Kelz und Magdalena Wicher.

Das Netzwerk Psychologie und Umwelt – Treffpunkt für ForscherInnen und PraktikerInnen



1. Umweltpsychologie – Interdisziplinär und anwendungsorientiert

Umweltpsychologische Forschung und Praxis beschäftigen sich mit der wechselseitigen Beziehung zwischen Mensch und Umwelt: in diesem Sinne sowohl mit den Einflüssen der Umwelt auf den Menschen als auch mit den Einflüssen des Menschen auf die Umwelt. Damit liefert die Disziplin einen entscheidenden Beitrag zum Erklären, Verstehen und Vorhersagen umweltbezogenen menschlichen Erlebens und Verhaltens. Umwelt wird dabei im psychologischen Sinne als der äußere physisch-materielle und sozio-kulturelle Lebensraum des Menschen aufgefasst. Gleichzeitig wird der Mensch als aktiver Gestalter seiner Umwelt und nicht als rein passiver Konsument betrachtet.

Umweltpsychologie ist stark interdisziplinär und anwendungsorientiert, sie besitzt durch ihr breites Themenspektrum eine hohe gesellschaftliche Relevanz. Beispielsweise werden Fragestellungen zu Umweltwahrnehmung und Umweltbewertung, Umweltplanung und -gestaltung behandelt. Darüber hinaus beschäftigt sich die Disziplin mit folgenden Themen: Beteiligungsprozesse, Mobilitätsverhalten, Energienutzung, Umweltbewusstsein und Umweltschutzverhalten, Umweltbildung und Beeinflussung umweltrelevanter Verhaltens, Vermittlung bei umweltbezogenen Konflikten sowie Evaluation umweltbezogener Maßnahmen. Durch die enorme Bandbreite und Interdisziplinarität werden stets aktuelle gesellschaftliche Probleme behandelt, da das umweltbezogene menschliche Erleben und Verhalten in beinahe allen Lebensbereichen eine Rolle spielt. Die Nachhaltigkeitsforschung setzt beispielsweise zunehmend auf

das Handeln von Einzelpersonen, um gesellschaftliche Probleme zu lösen, etwa bei Beteiligungsprozessen zur Gestaltung und Nutzung des öffentlichen Raums oder bei Energiesparmaßnahmen in Privathaushalten. Die Umweltpsychologie kann hier ein breites Theorien- und Methodenrepertoire aufweisen, um derartige Veränderungsprozesse anzustoßen, zu begleiten und zu evaluieren.

2. Umweltpsychologie – Internationale und nationale Sichtbarkeit

Umweltpsychologie gewinnt derzeit international stark an Relevanz, besonders im englischsprachigen und skandinavischen Raum entstehen Forschungsgruppen und Studienprogramme zu verschiedensten Themenbereichen, mit denen sich umweltpsychologische Forschung befasst. Mehrere internationale Konferenzen, wie die zweijährlich stattfindende, europäische Conference on Environmental Psychology (im August 2015 in Groningen, NL) sowie die ebenfalls zweijährlich stattfindende Konferenz der International Association on People Environment Studies (IAPS), spiegeln die aktuellen Forschungstätigkeiten wider. Hinzu kommen zahlreiche anwendungsbezogene Bereiche, in denen umweltpsychologisches Know-How zunehmend gefragt ist. Diese finden sich interdisziplinär an den Schnittstellen von Psychologie und Architektur, Stadtplanung, Technologieentwicklung, Ingenieurwissenschaften und Mobilitätsforschung, um nur einige zu nennen. Das Potenzial der Disziplin wird an vielen Stellen bereits erkannt; so ist beispielsweise im Wissenschaftlichen Beirat der deutschen Bundesregierung für Globale Umweltveränderungen eine renommierte Umweltpsychologin (Prof. Dr. Ellen Matthies, Universität Magdeburg) prominent vertreten.

Dieser Bedeutung entgegen steht allerdings die aktuelle Situation der akademischen Umweltpsychologie in Österreich. Das Lehrangebot der österreichischen Universitäten ist, im Gegensatz zu Universitäten im europäischen Ausland, mangelhaft und nicht unter dem Schlagwort „Umweltpsychologie“ zu identifizieren. Umweltpsychologisches Wissen wird von VertreterInnen anderer Fachrichtungen vermittelt, was oft einer tiefergehenden psychologischen Verankerung der Inhalte abträglich ist. Viele Forschungsfelder der Umweltpsychologie werden in der universitären Lehre gänzlich vernachlässigt, wie etwa Partizipationsmethoden bei der Gestaltung von Umwelten oder Interventionstechniken zur Veränderung des individuellen Energieverbrauchs. Durch die Kürzung des universitären Lehrangebots wird Studierenden der Psychologie die Möglichkeit vorenthalten, einen wich-

Wir stellen vor ...

tigen und gesellschaftlich bedeutsamen Aspekt der angewandten Psychologie kennen zu lernen. Interessierte Studierende sind darauf angewiesen, Lehrveranstaltungen und Summer Schools im Ausland zu besuchen. Bei Masterarbeiten zu umweltpsychologischen Themen mangelt es meist an fachspezifischer Betreuung.

Um in Österreich dennoch umweltpsychologische Forschung und Praxis anzubieten und anzuwenden, hat sich der gemeinnützige Verein Netzwerk Psychologie und Umwelt die Sammlung, Schaffung und Verbreitung umweltpsychologischen Wissens zur Aufgabe gemacht.

3. Das Netzwerk Psychologie und Umwelt

Der Verein Netzwerk Psychologie und Umwelt (www.umweltpsychologie.at) versteht sich seit 2009 als Anlaufstelle für Interessierte, Studierende und PraktikerInnen. Das Netzwerk zeichnet sich durch interdisziplinären Austausch und eine transdisziplinäre Herangehensweise an gesellschaftlich relevante Themen aus. Dabei bestehen enge Verknüpfungen zu anderen Teildisziplinen der Psychologie (z. B. der Architekturpsychologie, Stadtpsychologie, Verkehrspsychologie) und anderen Wissenschaften, wie Soziologie, Raumplanung, Geographie, Medizin, Ökonomie und Ökologie. Umweltpsychologisches Wissen wird durch den Verein gesammelt, diskutiert und verbreitet, viele Vereinsmitglieder sind zudem direkt in umweltpsychologischen Forschungs- und Anwendungsbereichen tätig.

Regelmäßige Treffen (in Form von sog. „Stammtischen“) an den beiden Vereinsstandorten Wien (seit 2009) und Graz (seit 2013) bieten Raum für inhaltlichen Austausch, Diskussion und Reflexion und dienen dem Aufbau und der Pflege eines interdisziplinären Netzwerkes. Darüber hinaus bringen wir unser Wissen praktisch zur Anwendung, zum Beispiel in Form von Projektarbeit und umweltpsychologischer Beratung. In verschiedenen Arbeitsgruppen werden Projekte durchgeführt, Schreibwerkstätten und Lesekreise umgesetzt und Veranstaltungen wie Kongresse, Vorträge und Workshops organisiert. Die Vortragsreihen der letzten Jahre fanden zu unterschiedlichen Themen statt, wie beispielsweise „Experten-Laien-Kommunikation in der Architektur“ (Prof. Riklef Rambow, Karlsruher Institut für Technologie), „Modellierung freiwilliger Verhaltensänderung – Neue theoretische Perspektiven“ (Prof. Dr. Sebastian Bamberg, Fachhochschule Bielefeld), „Elektromobilität – top oder flop?“ (Dr. Sebastian Seebauer, Wegener Center für Klima und Globalen Wandel, Graz) oder „Vom Wissen zum Handeln? Maßnahmen zur Förderung umweltschonenden Verhaltens“ (Dr. Anke Blöbaum, Abteilung für

Umweltpsychologie, Universität Magdeburg). Stadtpaziergänge mit unterschiedlichem Fokus sowie das jährliche Sommerfest zum informellen Austausch runden die Aktivitäten des Netzwerks ab.

Die nächsten Gelegenheiten zum Kennenlernen des Vereins sind der Besuch der Filmreihe mit Diskussion, beginnend am 06.10.2015 in Wien (Ort wird noch bekannt gegeben). Anmeldungen sind nicht erforderlich. Weitere Informationen finden Sie auf unserer Homepage www.umweltpsychologie.at.

Gerne laden wir alle Interessierten zu unseren monatlichen Stammtischen in Wien (nach den Ferien jeweils am ersten Dienstag des Monats, beginnend am 01.09.2015) und Graz (Informationen auf der Homepage) ein. Wir freuen uns auf einen regen Austausch und spannende Diskussionen!

Einführende Literatur

- GIFFORD, R. (2014). *Environmental Psychology: Principles and Practice* (5th ed.) Colville, WA: Optimal Books.
- HELLBRÜCK, J. & KALS, E. (2012). *Umweltpsychologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- STEG, L., VAN DEN BERG, A. E. & DE GROOT, J. I. M. (2012). *Environmental Psychology: An Introduction*. Weinheim: Wiley-Blackwell.

Literatur von Vereinsmitgliedern

- BRUDERMANN, T., BARTEL, G., FENZL, T. & SEEBAUER, S. (2014). Eyes on social norms: A field study on an honor system for newspaper sale. *Theory and Decision*, DOI: 10.1007/s11238-014-9460-1.
- BRUDERMANN, T., REINSBERGER, K., ORTHOFER, A., KISLINGER, M. & POSCH, A. (2013). Photovoltaics in Agriculture: A Case Study on Decision Making of Farmers. *Energy Policy*, 61, 96-103.
- CERVINKA, R., RÖDERER, K. & HÄMMERLE, I. (2014). Evaluation of hospital gardens and implications for design. Benefits from environmental psychology for architecture and landscape planning. *Journal of Architectural and Planning Research*, 31(1), 43-56.
- CERVINKA, R., RÖDERER, K., & HEFLER, E. (2012). Are nature lovers happy? On various indicators of well-being and connectedness with nature. *Journal of Health Psychology*, 17(3), 379-388.
- HATZL, S., BRUDERMANN, T., REINSBERGER, K. & POSCH, A. (2014). Do public programs in 'energy regions' affect citizen attitudes and behavior? *Energy Policy*, 69, 425-429.
- HUANG, H., KLETTNER, S., SCHMIDT, M., LEITINGER, S., WAGNER, A., & STEINMANN, R. (2014). AffectRoute – considering people's affective responses to environments for enhancing route-planning services. *International Journal of Geographical Information Science*, (June), 37-41.
- KELZ, C., EVANS, G. W. & RÖDERER, K. (2015). The restorative effects of redesigning the schoolyard: A multi-methodological, quasi-experimental study in rural Austrian middle schools. *Environment & Behavior*, 47, 119-139.

- KELZ, C. & RÖDERER, K. (2014). Adolescents' window views as a measure of exposure to nature – a pilot study in a rural area. *Umweltpsychologie*, 2, 53-66.
- KELZ, C., MAYER, B. & STEMPFER, W. (2012). Neue Herausforderungen der Wiener Gebietsbetreuung Stadterneuerung. *Perspektiven*, 5_6, 72-77.
- KLETTNER, S., HUANG, H., SCHMIDT, M., & GARTNER, G. (2013). Crowdsourcing affective responses to space. *Kartographische Nachrichten*, 63(2-3), 66-73.
- RÖDERER, K. & CERVINKA, R. (2012). Mental representations of nature – the importance of well-being. In S. Kabisch, A. Kunath, P. Schweizer-Ries & A. Steinführer (Eds.), *Vulnerability, risks, and complexity: Impacts of global change on human habitats. Advances in people-environment studies* (Vol. 3). Göttingen: Hogrefe.
- SEEBAUER, S., KULMER, V., BRUCKNER, M. & WINKLER, E. (2015). Carbon emissions of retail channels: The limits of available policy instruments to achieve absolute reductions. *Journal of Cleaner Production*. DOI 10.1016/j.jclepro.2015.02.028.
- SEEBAUER, S. (2014). Validation of a social media quiz game as a measurement instrument for climate change knowledge. *Entertainment Computing*, 5, 425-437. DOI 10.1016/j.entcom.2014.10.007.
- SUSCHEK-BERGER, J. & WICHER, M. (2014). Build to Satisfy – Zufriedenheit von NutzerInnen in Niedrigst- und Plusenergiegebäuden. *Soziale Technik: Zeitschrift fuer sozial- und umweltvertraegliche Technikgestaltung*.
- SPOSATO, R. G., RÖDERER, K. & CERVINKA, R. (2012). The influence of control and related variables on commuting stress. *Transportation Research Part F: Traffic Psychology and Behaviour*, 15(5), 581-587.

Kontakt

Dr. Kathrin Röderer

Netzwerk Psychologie und Umwelt
Haslingergasse 14/16
A-1170 Wien
kathrin.roederer@umweltpsychologie.at



Mag. Magdalena Wicher

Netzwerk Psychologie und Umwelt (Graz)
magdalena.wicher@umweltpsychologie.at



Bücherliste

Bücher, die zur Rezension angefordert werden können

- Assinger, A. (2015).**
Bergab und doch bergauf. Gebundene Ausgabe
Ecowin.
- Binder-Kriegelstein, C. (2014).**
Ich will leben! Menschen in Extremsituationen
Freitag & Berndt.
- Hantel-Quitmann, W. (2015).**
Klinische Familienpsychologie. Familien verstehen und helfen. Band 2
Klett-Cotta-Verlag.
- Klein, A. (2012).**
Ich bin so frei! Willensfreiheit in der philosophischen, neurobiologischen und theologischen Diskussion.
Neukirchener Verlagsgesellschaft.
(Buch muss wieder zurückgeschickt werden.)
- Lang, H. (2015).**
Der gehemmte Rebell Struktur, Psychodynamik und Therapie von Menschen mit Zwangsstörungen.
Klett-Cotta-Verlag.
- Simkin, P. & Phyllis, K. (2015).**
Wenn missbrauchte Frauen Mutter werden.
Klett-Cotta-Verlag.
- Mauss-Hanke, A. (Hg.) (2014).**
Internationale Psychoanalyse Band 9: Moderne Pathologien. Ausgewählte Beiträge aus dem International Journal of Psychoanalysis.
Psychosozial-Verlag.
- Muffler, E. (2015).**
Kommunikation in der Psychoonkologie. Ein Hypnosystemischer Ansatz.
Carl-Auer-Verlag.
- Mayer, C. H. (2014).**
Mori-Joe-auf magischen Pfaden: Eine Lektüre zum interkulturellen Lernen und zur Persönlichkeitsentwicklung.
Waxmann Verlag.

Sollten Sie Interesse haben, eines der Bücher für die PIÖ zu rezensieren, wenden Sie sich bitte an Frau Mag. Regine Daniel (regine.daniel@gmx.at).

Für Sie gelesen

Stöveken, Ulrich

Liebe! Acht Schritte zu einem erfüllteren Leben

2014, Darmstadt, WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft),
ISBN 978-3-8062-2941-7, 191 Seiten, EUR 14,95

Wir alle brauchen Liebe! Liebe verbindet uns, lässt uns innerlich wachsen. Sie ist etwas Wunderbares! Darum möchten wir geliebt werden. Wir tun dafür alles, was uns Erfolg verspricht. Wir strengen uns an oder spielen eine Rolle oder tun das, wovon wir glauben, andere würden es mit Liebe würdigen. Wenn wir die Liebe, die wir brauchen, nicht bekommen, suchen wir nach Ersatz in Form von Aufmerksamkeit, Anerkennung, Dazugehörigkeit, körperlicher Stimulation oder anderes.

Der Autor Ulrich Stöveken ist Therapeut, Künstler und Dozent im Rahmen der Ausbildung von Therapeuten. Er hat Kunsttherapie und Psychologie studiert und verschiedene psychotherapeutische Ausbildungen durchlaufen. In seinem Buch geht es darum, das schönste und bedeutendste aller Gefühle, die Liebe, zu finden, zu vertiefen, sie auszukosten oder wiederzufinden, wenn man sie verloren hat. Wir sollen nicht mehr darauf warten, geliebt zu werden und uns nicht mehr anstrengen, um geliebt zu werden, sondern uns selbst aus vollem Herzen lieben. Da der Autor Liebe als bedingungsloses Akzeptieren von sich und dem Anderen, als Erleben von Verbindung und Einssein und als Möglichkeit, das Leben positiv zu gestalten definiert, ist das Buch weit mehr als ein Ratgeber für Paarbeziehungen.

Ziel des Buches ist es, sich selbst besser kennen zu lernen, um mit folgenden acht Schritten so viel Liebe in sein Leben zu bringen, wie man sich wünscht:

1. Du hast die Wahl zwischen Sicherheit oder Liebe.
2. Tausche den Gedanken „Ich will geliebt werden“ gegen die Einstellung „Ich liebe...“.
3. Verabschiede dich von Erwartungen.
4. Finde dein Bedürfnis und entlasse die anderen aus dieser Verantwortung.
5. Nimm deine Gefühle wahr, sie sind die Sprache deiner Seele.
6. Schenke dir Akzeptanz – liebe dich selbst.
7. Wie du Nähe zu dir und anderen herstellen kannst.
8. Verschenke dein Herz an die Welt.

Der Autor verknüpft persönliche Geschichten, in denen sich viele wieder finden werden, mit leicht verständlichem Fachwissen, welches auf therapeutischer Erfahrung, eigenem Erleben und wissenschaftlichen Studien

basiert. Ergänzend gibt es viele Übungen, die dazu dienen, das Gelesene erfahrbar zu machen, zu üben und im Alltag umzusetzen. Das Buch regt zum Innehalten und Nachspüren sowie Ausprobieren der Übungen an und ist somit für alle geeignet, die mehr Liebe im eigenen Leben verwirklichen wollen oder/und auf der Suche nach praktischen Übungen für KlientInnen sowie PatientInnen sind, die in Fallgruben für die Liebe (wie z. B. Angst, Sucht, Bindungsunsicherheit, Enttäuschung, Schuld etc.) gelandet sind.

Für Sie gelesen von
Petra Hinteregger
Klagenfurt

Kirchner, Josef Eduard

Kinder, Kinder...! Nicht unsere Kinder sind verrückt, sondern die Welt in der sie leben

2014, Stuttgart: Schattauer, ISBN 978-3-7945-3064-9, 274 Seiten, EUR 20,60

Der Autor gibt an, er wolle mit diesem Buch der Frage nachgehen, ob wir über unser Leben selbst entscheiden oder, ob es vom Schicksal bzw. der Evolution bestimmt ist. Dies bildet die Grundlage um sich mit den Normerwartungen in unserer Gesellschaft und ihren Folgen kritisch auseinander zu setzen. Der Autor betont dabei, dass er sich hierzu auf „das Glatteis der Hypothesen und oft unbewiesenen Zusammenhänge“ wagt und tatsächlich findet sich im Buch keine einzige Quellenangabe. Die Fachkompetenz muss man dem Autor aufgrund seines Lebenslaufs glauben. Der Vorteil dieses unwissenschaftlichen Vorgehens ist sicherlich die leichte Lesbarkeit des Buches, das vor allem aus rhetorischen Fragen und ihren Antworten besteht. Hilfreich für die Lesbarkeit ist dabei weiters, dass der Autor viele plakative Beispiele und Anekdoten aus dem eigenen Leben anführt. Offen bleibt jedoch, inwieweit die Aussagen lediglich die Meinung des Autors wiedergeben oder tatsächlich auf erwiesenen Grundlagen beruhen. Da hilft auch der Hinweis im Nachwort, dass die Erkenntnisse aus Fachzeitschriften und Ärzteblättern stammen und somit zugänglich seien, nicht.

Das Buch ist in sieben Teile untergliedert. Nachdem der Autor zuerst darüber sinniert, was das Leben eigentlich ist (Vielfalt und Anpassung, Verständigung und Miteinander, Entwicklung und Weitergabe) und die Notwendigkeit des Zusammenspiels körperlicher und geistiger Gesundheit betont, widmet er sich im dritten Teil der Entwicklung von der Schwangerschaft bis zum Tod. Dabei spricht er sowohl über entwicklungsfördernde Bedingungen als auch über seine Zweifel an den Bewertungsmaßstäben unserer Gesellschaft und den Bestrebungen, unsere Kinder und uns möglichst früh an diese Normen anzupassen. Diese Aussagen mögen bemühte Eltern entlasten und ihr Verständnis und damit auch die Reflexion des eigenen Verhaltens fördern, konkrete Tipps und Empfehlungen im Sinne eines Elternratgebers gibt es jedoch nicht. Das Ziel des Autors scheint hier ein gesamtgesellschaftliches Umdenken zu sein. Im vorletzten Kapitel dieses Abschnitts bemüht er zudem noch gesellschaftliche Klischees bezüglich Partnerschaft. Im vierten Teil folgt schließlich eine kurze Abhandlung zum seelischen Gleichgewicht, in dem der Autor aufzeigt, dass Symptome, die Kinder und Jugendliche bilden, stets als Versuch, eine Schwierigkeit zu bewältigen, angesehen

werden sollen. Im fünften Abschnitt, »Abseits der Erwartungen – „Normvarianten“«, beschreibt er zuerst seinen eigenen Bildungsweg und die auftauchenden Schwierigkeiten (ADHS) und erläutert dann, warum Medikamente aus seiner Sicht bei ADHS sinnvoll sind – obgleich es sich dabei, so der Autor, nicht um eine Erkrankung handle. Als weitere Normvarianten, die er kurz anhand von einfachen Beispielen illustriert, werden Autismus und Halluzinationen genannt.

Das vorletzte Kapitel handelt von „unerfüllbaren Erwartungen“ und umfasst eine kurze und oft stark vereinfachte Beschreibung verschiedener psychischer Erkrankungen. Zum Abschluss plädiert er darauf, die Eigenarten unserer Mitmenschen und insbesondere unserer Kinder zu respektieren, denn „DIN-Normen für Menschen gibt es nicht!“. Insgesamt liest sich das Buch flüssig, auch wenn manchmal das Ziel bzw. der „rote Faden“ nicht mehr erkennbar ist. Viele Aussagen des Autors regen zum Nachdenken und Reflektieren an. Für Fachleute mag manches allerdings zu einfach gehalten sein; für Eltern, vor allem für jene, deren Kinder eine der beschriebenen Normvarianten aufweisen, zu wenig konkret.

Für Sie gelesen von
Maria Stippler-Korp
Telfs

Für Sie berichtet

International Congress of Coaching Psychology "Excellence Across Borders"

3. bis 6. Februar 2015, San Diego, Kalifornien

Der alljährliche Kongress der International Society for Coaching Psychology (ISCP) fand zum ersten Mal in den USA statt und wurde von der Division 13 (Society of Consulting Psychology) der APA (American Psychological Association) veranstaltet. Die ISCP (isfcp.net) vertritt PsychologInnen weltweit, die bei der ISCP als Coaching PsychologInnen zertifiziert sind. Coaching Psychologie wird als Prozess beschrieben, der das Wohlbefinden und die Leistung im persönlichen sowie beruflichen Leben verbessert und durch Theorien und Modelle aus Coaching unterstützt wird, welche in der Erwachsenen- und Entwicklungspsychologie fundiert sind. Der Kongress hatte den Schwerpunkt „Executive Coaching“ und wurde mit der Begrüßung des Ehrenpräsidenten Stephen Palmer eröffnet. Er betonte den Vorteil der Coaching Psychology – gegenüber herkömmlichem Coaching, welches von jedermann ausgeführt werden darf –, da diese evidenzbasiert ist, während herkömmliche Coaches, welche meist keinen akademischen Hintergrund haben, nicht diesen Zugang zu Coaching haben und damit auch mit ihren KlientInnen weniger oft erfolgreich sind.

Zusätzliche Qualitätskriterien sind die kontinuierliche Fortbildung, Supervision und ethische Richtlinien. Die LinkedIn Gruppe „International Congress of Coaching Psychology“ hat bereits über 28000 Mitglieder. Die ISCP wurde 2006 gegründet. In der Keynote von Dick Kilburg referierte er über das Perfektionieren der Leistung: Mögliche zukünftige Standpunkte des Executive Coachings. Er demonstrierte am Beispiel der Olympia Eiskunstläuferin Marina Zueva, welche in weiterer Folge einige weitere MedaillengewinnerInnen zum Erfolg gecoacht hat, wie wichtig Coaching für hervorragende Leistungen von Leadern, aber auch für Höchstleistung in allen anderen Gebieten ist. Dies gilt auch für Coaches selbst, die nur dann Meisterklasse erreichen können, wenn sie selbst einen guten Coach haben. Gut zu sein sei relativ leicht, doch Spitzenklasse zu sein sei von alleine kaum möglich. Er erläuterte die sechs Stufen des Coachings: 1. Vertrag, 2. Beziehung, 3. Assessment, 4. Feedback, 5. Umsetzung und 6. Evaluierung. Die Anzahl an Studien bezüglich Coaching hat in den letzten Jahren stark zugenommen. Doch die Frage, wieviel Coaching für ein bestimmtes Ziel notwendig ist, bleibt unbeantwortbar und ist laut Kielberg auch nicht die Zukunft der Coaching-Wissenschaft.

Karol Wasylyshyn ging in ihrem Vortrag darauf ein, was Senior Executive Business Leaders von Coaches wollen:

Mitsprache bei der Wahl des Coaches, Klarheit bezüglich Schweigepflicht, Spezifität bezüglich Coaching-Ziele, Fokus auf Schwächen UND Stärken und klares Dokumentieren des Fortschrittes. Ihr Vier-Dimensionen Coaching Modell besteht aus: Echo, Anchor, Mirror, Spark.

Jeff Fajans stellte seine Studie zu technologieunterstützter Achtsamkeit vor. Mit einer Smartphone-App kann relativ einfach ein Versuchsplan erstellt und ausgeführt werden, indem beispielsweise die Versuchspersonen mehrmals täglich randomisiert Fragen beantworten dazu, was sie gerade machen, wie sie sich fühlen etc. Dadurch konnte Selbstaufmerksamkeit, Reflexivität, Selbst-Leadership und Kreativität signifikant erhöht werden. Die Kontrollgruppe wurde lediglich gefragt, was sie gerade mache. Sogar in dieser Gruppe konnte (zwar geringer als die VG) das Bewusstsein darüber gehoben werden, womit sie ihre Zeit verbringen und Verhaltensänderungen erzielt werden. Die Technologiesparte „Quantifiable Self“ ist stark im Zunehmen und vereint Technologie mit Selbstverbesserung (z. B. Produkte wie Fitbit, oder Apps wie MapMyRun, Loselt!).

Die in Großbritannien basierte Psychologin Tatiana Bachkirova stellte zwei Paradigmen gegenüber, die für Coaching Psychology von Bedeutung sind: Modernismus und Postmodernismus. Während Modernismus die traditionelle Naturwissenschaft darstellt, in der alles quantifizierbar und Experimente immer replizierbar sind, sieht die Postmoderne die Wahrheit im Auge des Betrachters bzw. der Betrachterin und lehnt jegliche „Schubladisierung“ ab. Beide Paradigmen haben ihre Herausforderungen und auch Vorteile und beide verurteilen das jeweils andere Paradigma. Im Endeffekt konnte keine Überlegenheit eines Paradigmas über das andere für den Erfolg von Coaching nachgewiesen werden. Studien zeigen, dass es nach wie vor auf eine gute Verbindung zwischen Coach und gecoachter Person ankommt, um mit Coaching erfolgreich zu sein (wie auch in der Psychotherapie).

Im Vortrag von John Fulkerson wurden seine 40 Jahre Erfahrung als Executive Coach zusammengefasst in „Dinge, die ich gesagt habe, um eine Verhaltensänderung in Führungskräften zu veranlassen“. Coaches, wie PsychologInnen und TherapeutInnen, sind immer auf der Suche nach den Worten, die ihre KlientInnen zur Verhaltensveränderung bewegen könnten, wohl wissend, dass die Motivation von innen kommen muss. Wir arbeiten alle mit unseren eigenen Metatheorien. Unter den Dingen, die funktionieren, nannte Fulkerson die Erweiterung der eigenen Methoden, die Ermunterung in unseren KlientInnen zu positiven Veränderungen, uns daran zu erinnern, dass wir nicht immer die richtige Lö-

sung parat haben und nicht immer alle Fakten haben; zu wissen, wo unsere Balance ist und daran zu denken, dass wir jemanden etwas erklären können, es aber nicht in der Hand haben, ob derjenige es versteht. Er empfahl, die Kernbindungskräfte zu berücksichtigen: Liebe – Hass, Sicherheit – Angst und Respekt – Respektlosigkeit. Er zeigte auch auf, dass Selbsthilfebücher die größte Sparte an verkauften Büchern ausmachen. Wir heilen mit und durch Worte. Während wir mit KlientInnen arbeiten ist es wichtig daran zu denken, dass deren Wahrheit nicht gleich unsere Wahrheit darstellt und auch nicht die Wahrheit derer Angestellten ist; dass sie nicht wissen, was wir wissen. Führungskräfte haben andere mentale Grundrisse (mental maps) als der Durchschnitt. Sie entwickeln einen Standpunkt bezüglich eines Themas (zB. ein neues Produkt) UND hören sich gleichzeitig weitere Meinungen an, adaptieren ihre Meinung, bringen alles zusammen zu einer schlussendlichen Meinung und sorgen dafür, dass ihr daraus gefasster Plan ausgeführt wird.

Sean Zimmermann stellte ein Modell vor, mit dem Resultate unter Druck erzielt werden können (mehr unter www.achievesolution.com). Als Oberster Gerichtshof-zertifizierter Mediator kollaboriert er mit unterschiedlichen Berufsgruppen, um Ergebnisse mit und für KlientInnen zu erzielen. Er erwähnte ein häufiges Phänomen, welches Handeln gegen besseren Wissens und Gewissen darstellt. Dies sollte möglichst vermieden werden. Er schlug vor, das Wort ABER durch UND zu ersetzen, um durch die Sprache verschiedene Zugänge gleichzeitig sein lassen zu können und um so wenig wie möglich zu polarisieren und die Kollaboration erfahrbar zu machen. Als Kollaborationszugang beschreibt er, das eigene beste Wissen auf den Tisch zu legen und darauf auch Raum für das Wissen der anderen Partei zu lassen. Dies ist der Schlüssel dafür, unter Druck (z. B. Scheidungssituation), scheinbar unüberwindbare Situationen zu überwinden und zu neuen Lösungen zu kommen. Er bezeichnete diesen Vorgang mit dem Bild, gemeinsam zu einem leeren Tisch zu kommen und dann die Hälfte mit den eigenen Ideen zu füllen und die andere Hälfte vom Gegenüber füllen zu lassen. Das Resultat ist eine höhere Plattform als zu Beginn, auf der weiter aufgebaut werden kann und Lösungen erzielt werden können. Dadurch wird mehr Kreativität, Fähigkeit und Flow in den Prozess gebracht. Die besten Verhandler sind darauf bedacht, etwas Neues zu lernen und nicht nur ihr eigenes Wissen einzubringen. Um dies zu erreichen, muss man selbst sehr klar sein bezüglich der eigenen Interessen und auch zu den Interessen des anderen gelangen. Dies ist, wie wir von sozialisiert zu selbstverwirklicht gelangen, also ein Schritt aufwärts vom reinen sich Anpassen, auch wenn es nicht zu den eigenen Interessen passt. Interesse am anderen bewirkt, dass keine Defensivität ausgelöst wird

und das Gegenüber selbst ehrlich und authentisch sein kann, dass kein Bedarf des Selbstschutzes vorhanden ist. Mit diesem Zugang können auch sehr schwierige Situationen erfüllend und bedeutungsvoll gelöst werden. Die Handlungssequenz ist PIC: Pause, Interest, Curiosity. Ein häufiger Fehler ist, dass wir denken, zu wissen, was andere wollen. Der PIC-Zugang ist hilfreich, nicht in diese Falle zu tappen sowie auch um die Persönlichkeitsentwicklung im Erwachsenenalter erfolgreich voran zu bringen.

Der Workshop von Carol Kauffman war besonders lebhaft, da eine anonymisierte Coaching-Konversation transkribiert angeboten und von vier verschiedenen psychologischen Zugängen besprochen wurde: Kognitive Verhaltenstherapie, Psychodynamik, Positive Psychologie und Erwachsenenentwicklung (laut Kegan und Bergen). Nach kurzer Besprechung der vier Richtungen wurde in Kleingruppen das Coaching-Gespräch besprochen und die möglichen widerstrebenden Kräfte im vorgebrachten Konflikt (den die Klientin in einer Managerstelle mit einer ihrer engen Mitarbeiterinnen hatte) von den vier verschiedenen Zugängen diskutiert. Dr. Kauffman betonte, dass ein multimethodischer Zugang in jedem Fall wertvoll ist und wann immer möglich einzuschlagen ist. Damit können möglichst viele Blickwinkel einer oft schwierigen Situation beleuchtet und die Erfolgsquote massgeblich gesteigert werden.

Im Workshop von Tatiana Bachkirova wurde die Rolle von Selbsttäuschung ausgiebig beleuchtet, sowohl auf Seiten des Coaches, als auch wenn diese in KlientInnen entdeckt wird. Dazu bot sie verschiedene Zugänge an: Existenzialismus (Sartre, Kirkegaard), Psychoanalyse (Freud), Postmodernismus (Gergen, Lewis), Evolutionszugang (von Hippel, Trivers), Neurologie (Kenrick & White, Kurzban, Hunag & Bargh, Gazzaniga) und Entwicklungspsychologie. Die Konzepte wurden kurz vorgestellt sowie die Methode, wie wir diese Selbsttäuschung minimieren können und wie jemandem damit geholfen werden kann, der diese in sich minimieren möchte. Potentielle Probleme mit den jeweiligen Zugängen wurden auch besprochen. So ist Selbsttäuschung, beispielsweise, laut der Psychoanalyse ein Schutzmechanismus, der unbewusst einsetzt, um schmerzhaftes Emotionen zu minimieren. Die Lösung dabei wäre, ein Ego zu entwickeln, das stark genug ist, um Angst auszuhalten und damit umzugehen, wenn schmerzhaftes Ereignisse bewusst werden, welche bislang verdrängt waren. Jemandem kann damit geholfen werden, indem bedrohliche Situationen neu evaluiert werden können im Kontext einer stützenden, mitfühlenden Beziehung. Ein mögliches Problem bei diesem Zugang kann sein, dass Selbsttäuschung als Schutzmechanismus nur eine mögliche Va-

Für Sie berichtet

riante ist. Das Motiv könnte auch ein persönlicher Vorteil sein, was eine andere Strategie benötigen würde (z. B. ein Coach weiß, dass der Klient etwas braucht, das nicht in seine Expertise fällt, doch will den Klienten aus monetären Gründen haben und sagt zu, indem er sich selbst einredet, dass es schon gut gehen wird = Selbsttäuschung).

Der abschließende Workshop von Dr. Richard Kilburg ging auf negative Emotionen beim Exekutive Coaching ein. Ein Katalog von zehn Methoden, die nach Kernemotionen organisiert sind wurde ausgeteilt. Darunter sind Hilfestellungen dafür, Emotionen zu identifizieren und eine Sprache für Emotionen zu entwickeln, wie Emotionen kalibriert werden können – was im Coaching oder als Hausaufgabe verwendet werden kann und die KlientInnen schnell mit ihrer Emotion in Verbindung bringt, ein Modell der Provokation, Irritation, Aufmerksamkeit und Stress Management (Kielburg, 2010). Die Übung zu Beginn des Workshops bestand darin, mit der/m SitznachbarIn eine positive oder negative emotionale Erfahrung der letzten sechs Monate zu besprechen und sich zu erinnern, was wir gefühlt haben, was wir gesagt haben, nicht gesagt haben, getan haben, nicht getan haben, etc. Diese Übung stimmte in die eigene Erfahrungswelt der Emotionen ein. Ein differenzierter Vortrag bezüglich emotionaler Prozesse im Gehirn folgte. Die Frage, was Coaching bewirkt, wurde auf die unterschiedlichen Levels von Coaches aufgeteilt. Zuerst ein Naiver, dann ein Anfänger, es folgt der Lehrling, Geselle, Experte und schließlich Meister. In den früheren Kompetenzstufen kann noch nicht auf viel Erfahrung zurückgegriffen werden, dabei sind die formulierten Kernkompetenzen hilfreich. Je größer der Erfahrungsschatz des jeweiligen Coaches wird, desto weniger bewusst wird auf Kernkompetenzen zurückgegriffen. Die dabei bestehende Gefahr ist jedoch, dass nicht genügend Raum für neue mögliche Lösungen geschaffen wird, da oft versucht wird, den KlientInnen Zeit zu ersparen, wenn die richtige Lösung für den Coach offensichtlich erscheint. Dabei kann der Coach zur/m BeraterIn wechseln, was nicht primär seine Aufgabe ist.

Der Kongress war inhaltlich sehr interessant und von gutem Niveau, wenn sich auch die Kongressveranstalter nicht sonderlich um den längerfristigen Nutzen der TeilnehmerInnen bemühten. So gab es beispielsweise keinerlei Zugang zu Handouts (weder gedruckt noch online), was bei den hohen Kongressgebühren und bei den inhaltlich sehr dicht gestalteten Vorträgen (vor allem auch viele Quellen und Studien, umfangreiche Powerpoint Präsentationen) zu bedauern ist. Während manche Vortragende ihre Präsentationen freigiebig (und auch im Sinne von Kongressen der Verbreitung von Erkennt-

nissen innerhalb der KollegInnenschaft) auf Anfrage emailten, lehnten dies manche strikt ab, inklusive und überraschenderweise auch der Ehrenpräsident der Organisation (Stephen Palmer) selbst.

Für Sie berichtet von
Sabine Edlinger-Starr
San Diego

5. Fachtagung „Klinische Psychologie in Wissenschaft, Lehre und Versorgung 2015“

2. März 2015, Wien

Die Tagung wächst von Jahr zu Jahr und heuer musste deshalb sogar der Vortragssaal kurzfristig gewechselt werden. Aber auch der Van Swieten Saal der Medizinischen Universität Wien konnte die ca. 300 Teilnehmerinnen und Teilnehmer nur gerade noch aufnehmen.

Zu Beginn der Tagung gab es wie auch in den Vorjahren Ehrungen. Dieses Jahr wurde der Rudolf Quatember-Preis für den „Psychological Researcher of the Years 2013/2014“ an Gudrun Wagner für ihre wissenschaftliche Publikation „Internet-delivered cognitive-behavioral therapy vs. conventional guided self-help for bulimia nervosa: long-term evaluation of a randomised controlled trial“ im British Journal of Psychiatry (2013) verliehen. Der Elisabeth Knoll-Biedl-Preis für den „Psychological Clinician of the Years 2013/2014“ wurde vergeben an Theresia Sayuri Rosner-Seifert für ihr Projekt „Chemokrieger – Hilfe für Kinder von Brustkrebspatientinnen“.

Abb. 1: v.r.n.l. Dr. Pletschko, Prof. Wöber-Bingöl, Mag. Schütz, Mag. Renz (hat Preis stellvertretend übernommen für Theresia Sayuri Rosner-Seifert), Prof. Huslein, Dr. Gudrun Wagner, Doz. Lehrner, Prof. Kornek (Ärztliche Direktorin AKH), Prof. Karwautz



Den Hauptvortrag präsentierte Anne Schienle von der klinisch-psychologischen Lehr- und Forschungsambulanz der Universität Graz über „Angststörungen: Grundlagen, klinisch-psychologische Diagnostik und Behandlung“. Angststörungen seien die häufigsten psychischen Störungen. Kennzeichnend für die pathologische Angst sei das Auftreten ohne angemessenen Grund, dass sie übertrieben stark und anhaltend aufträte, sie unzureichend kontrollierbar sei und Leid sowie Beeinträchtigung hervorrufe. Dabei komme es oft auch zu Ekelempfindungen. Beim Behandlungsprozess stehe das strukturierte klinische Interview DIPS am Anfang. Reliabilität und Validität seien hoch. Über eine Kette von Schritten komme es zur diagnostischen Abklärung und Therapie. Bei den einzelnen Therapieschritten werde auch die Gehirnaktivität mit Computertomographie registriert. Es komme zum Erlernen einer Emotionsregulation durch Rückmeldungen.

In einem weiteren Referat berichtete Gabriele Moser von der Universitätsklinik für Innere Medizin III der MedUni Wien zum Thema „Integrierte Psychosomatik am Beispiel der Gastroenterologie“. Von den in Spezialzentren anfallenden PatientInnen seien 60 % PatientInnen mit psychischen Störungen. Von den PatientInnen mit Reizdarmsyndrom (RDS) seien 35 % Opfer von Vergewaltigungen. Je geringer die Störung, umso seltener liege eine Vergewaltigung vor. 38 von 100 Patienten hätten Selbstmordgedanken. Durch diese Erkrankung würden jährlich 2,8 Mio. Fehltage verursacht. Bei etwa acht Sitzungen Psychotherapie gäbe es eine signifikante Reduktion der Symptome. Chronisch entzündliche Darmerkrankungen (CED) seien derzeit unheilbar. 37 % dieser Patienten hätten Angst, 18 % Depressionen. Die Stressbelastung sei meist hoch. Colitis ulcerosa habe innerhalb eines Jahres eine Remission bei 68 % der PatientInnen. 40 % würden durch Hypnose verbessert. Die Diagnose Hepatitis C sei für die PatientInnen ein Schock. 60 % entwickelten eine Depression, was ein hohes Risiko des Therapieabbruchs nach sich zieht. Aufgrund geringer Personalausstattung komme es für die KlientInnen zu langen Wartezeiten.

Tatjana Schnell vom Institut für Psychologie der Universität Innsbruck berichtete zum Thema „Lebenssinn bei Gesundheit und Krankheit – Befunde aus der empirischen Sinnforschung“. Sinn sei immer subjektiv und Sinn gebe Lebensbedeutungen. Sinnerfüllung sei ein Moderator, der die Wahrnehmung und zum Beispiel auch das Gesundheitsverhalten ändere. Der Kosmische Lebenssinn als Sinn des Lebens sei nicht zu erforschen. Er sei eine übergeordnete universell gültige Perspektive. Zu erforschen sei aber der persönliche Lebenssinn als Sinn im Leben. Dies sei eine Perspektive des Individuums und der empirischen Sinnforschung zugänglich.

Die Sinnkrise sei eine Sinnleere und eine Sehnsucht nach Sinn. Sie korreliere mit Depression, Ängstlichkeit und Hoffnungslosigkeit. Daran schließe sich der Wunsch nach einem beschleunigten Sterben und auch Suizid. Eine Sinnkrise demotiviere und erhöhe Leid und Beschwerden zusätzlich. Sinnerfüllung korreliere schwach positiv mit HDL-Cholesterin und Tyrosin, negativ mit Neopterin, proinflammatorischem Interleukin-6, täglichem Speichelkortisol. Lebenssinn sei eine fundamentale Ressource zur Erhaltung und Erhöhung der Gesundheit.

Der vierte Vortrag am Vormittag kam von Peter Burgard vom Zentrum für Kinder- und Jugendmedizin am Universitätsklinikum Heidelberg. Er befasste sich mit der Transition von PatientInnen mit chronischen Stoffwechselkrankheiten von der Pädiatrie in die Erwachsenenmedizin. Jeder kindliche Patient bzw. jede kindliche Patientin mutiere irgendwann vom Kind zum Erwachsenen. Beim Kind sei die ganze Familie in die Behandlung miteinbezogen. Je älter das Kind werde, umso mehr stelle sich die Frage, ob der kindliche Patient bzw. die kindliche Patientin die Anwesenheit der Familie akzeptieren könne. Zudem sei der Wechsel von der Kindheit zum Erwachsenenalter mit der Frage belastet, ob die MedizinerInnen der Erwachsenenmedizin sich mit kindlichen Erkrankungen auskennen würden. Es komme daher desöfteren zum Wunsch der Jugendlichen, weiterhin vom Kinderarzt betreut zu werden. Die Ablösung von der Pädiatrie und der Familie gelinge oft nicht.

In den deutlich schwächer besuchten Vorträgen am Nachmittag, die ausschließlich von ReferentInnen der MedUni Wien bestritten wurden, berichtete Ulrike Demal über stationäre Psychotherapie. Die Indikation orientiere sich an der meist mehrdimensionalen Genese psychiatrischer Erkrankungen. Psychotherapie sei in der Regel Teil eines mehrdimensionalen Therapieansatzes. In der Klinik seien Multidisziplinarität und Multimodalität gegeben. Es gebe eine kontinuierliche Verhaltensbeobachtung. Indikationen seien ausgeprägte Verhaltensdefizite oder Verhaltensexzesse, ausgeprägtes Vermeidungsverhalten, dramatische Krankheitsverläufe, fehlende, nicht akzeptierte oder erfolglose ambulante Therapie sowie erfolglose stationäre Behandlung ohne Psychotherapie.

Gerhard Blasche sprach über Erholung und Erholungselbstregulation aus psychologischer Sicht. Er ging von den Veränderungen in der Arbeitswelt aus, die zu einer Zunahme der Belastungen geführt hätten. Besonders erschöpft seien die 50-Jährigen. Erholung brauche Zeit und lasse sich nicht beschleunigen. Wichtig seien die Anzahl der Pausen und deren Verteilung. Häufige, kurze Pausen würden die Unfallrate besser senken als wenige, lange Pausen.

Für Sie berichtet

Sophie Hemberger und Sabrina Krupan berichteten über den Aufbau eines Transitionsprogrammes für Jugendliche und junge Erwachsene mit juveniler idiopathischer Arthritis. In der Pädiatrie und Erwachsenenmedizin gäbe es unterschiedliche Behandlungsansätze. Da es keinen Raum für Begleitung gäbe, komme es bei Übergabe an die Erwachsenenabteilung zu massiven Adhärenzproblemen. Es gebe kein einheitliches Konzept für den Wechsel von der spezialisierten Kinder- und Jugendlichenmedizin in die Erwachsenenmedizin. Um den Übergang besser zu organisieren, wurde eine umfassende Studie geplant und durchgeführt. Optimal sei ein Transitionsgespräch als zentralem Element. Aus- und Weiterbildung des Personals soll in beiden Abteilungen erfolgen. Das Setting der Ambulanz soll an die individuelle Entwicklung angepasst werden. Der Patient bzw. die Patientin soll Krankheits- und Medikamentenwissen erwerben. Das Training soll in der Gruppe und im Einzelsetting erfolgen.

Das letzte Referat leistete Gisela Pusswald zum Thema „Klinisch-psychologische Diagnostik und Behandlung von Patienten mit Multiples Sklerose“. Diese Erkrankung ziehe sich über Jahrzehnte hin und breche bei jungen Erwachsenen im Alter von etwa 30 Jahren aus. In Österreich gebe es derzeit ca. 12500 Kranke. Zwischen Erstsymptom und Erkrankung lägen drei bis vier Jahre. Zwei Drittel der Betroffenen seien Frauen. Neben den durch neurologische Ausfälle bedingten Behinderungen machten vor allem die Ungewissheit über den Langzeitverlauf vielen Betroffenen zu schaffen. Diagnostik und Behandlung bzw. Rehabilitation erfolgten nach neuropsychologischen Konzepten. Neben kognitiven Störungen träten auch psychische Störungen, vor allem Depressionen, gehäuft auf. Bei mit der modified Story Memory Technique behandelten Personen zeigte eine Versuchsgruppe zu einer Placebogruppe eine signifikant verbesserte Lernkurve.

Für Sie berichtet von
Wolf-Dietrich Zuzan
Salzburg

Veranstaltungskalender

Der Veranstaltungskalender ist ein Service der PIÖ für seine Leserinnen und Leser. Es besteht kein wie immer gearteter Anspruch auf Aufnahme in die Veranstaltungsübersicht. Trotz sorgfältiger Recherche können wir keine Garantie für die Richtigkeit der Angaben, Änderungen, Irrtümer, Satz- oder Druckfehler übernehmen.

Juli 2015

■ **02.07. – 04.07.2015** *München/Deutschland*
16. Interdisziplinärer Kongress für Suchtmedizin. Information: http://www.sv-veranstaltungen.de/site/fachbereiche/suchtkongress_2015/

■ **02.07. – 04.07.2015** *Nürnberg/Deutschland*
3rd Annual Scientific Conference of the European Association of Psychosomatic Medicine (EAPM). Challenges and Chances for Psychosomatic Medicine in Health Care. Information: www.eapm2015.com

■ **04.07. – 07.07.2015** *San Diego/USA*
Annual Scientific Meeting of the International Society of Political Psychology (ISPP). Kontakt: www.ispp.org/meetings

■ **06.07. – 10.07.2015** *Graz/Österreich*
7th international Summer School on Aviation Psychology. Information: www.uni-graz.at/isap15

■ **07.07. – 10.07.2015** *Mailand/Italien*
14th European Congress of Psychology. Information: www.ecp2015.eu

■ **08.07.2015** *Zürich/Schweiz*
Fachtagung „Jugendgewalt 2015“. Thema: „Erscheinungsformen von Jugendgewalt – Hintergründe und Präventionsmöglichkeiten“. Information: www.sifg.ch

■ **09.07. – 10.07.2015** *Bielefeld/Deutschland*
9th Biennial Procrastination Research Conference. Beiträge aus den verschiedenen Disziplinen der Psychologie werden präsentiert. Informationen: www.uni-bielefeld.de/psychologie/ae/AE12/konferenzen/procrastination9/index.html

■ **10.07. – 12.07.2015** *Mailand/Italien*
16th EMDR European Association Conference. Information: www.emdr-netzwerk.at

■ **12.07. – 17.07.2015** *Wien/Österreich*

34. Kongress „Law and Mental Health“. Die Sigmund Freud Privatuniversität in Kooperation mit der International Academy of Law and Mental Health organisieren den 34. Kongress für Gesetz und Psychische Gesundheit. Der Kongress dient der Vernetzung von internationalen Forschern, Akademikern und Experten. Information: www.ialmh.org

■ **14.07. – 19.07.2015** *Bern/Schweiz*

European Federation of Sport Psychology (FEPSAC) Congress. Information: www.fepsac2015.ch

■ **22.07. – 25.07.2015** *Zürich/Schweiz*

13th European Conference on Psychological Assessment (ECPA 13). Information: www.ecpa13.com

■ **26.07. – 30.07.2015** *Las Vegas, Nevada/USA*

International Conference on Applied Human Factors and Ergonomics. Information: www.ahfe2015.org

■ **28.07. – 31.07.2015** *Amsterdam/Niederlande*

2015 AIDS Impact. Information: www.AIDSImpact.com

August 2015

■ **16.08. – 21.08.2015** *Wien/Österreich*

18th European Conference on Eye Movements 2015. Information: <http://ecem2015.univie.ac.at>

■ **31.08. – 02.09.2015** *Frankfurt am Main/Deutschland*

Tagung der Fachgruppe „Entwicklungspsychologie (Deutsche Gesellschaft für Psychologie)“. Information: www.dgps.de/fachgruppen/entwicklungs/tagungen.php

■ **31.08. – 03.09.2015** *Jerusalem/Israel*

45. Kongress der European Association for Behavioral and Cognitive Therapies. Information: www.isas.co.il/eabct2015

September 2015

■ **01.09. – 05.09.2015** *Zypern*

29th Conference of the European Health Psychology Society (EHPS). Theme: Behaviour Change in Health and Illness. Information: www.ehps.net

- **02.09. – 05.09.2015** *Wien/Österreich*
9th Congress of the European Federation of the International Association for the Study of Pain (IASP) Chapters (EFIC). Information: www.kenes.com/efic
- **04.09. – 05.09.2015** *Dresden/Deutschland*
Deutsche Gesellschaft für Trauma & Dissoziation (DGTd). Thema: „Trauma, Dissoziation und Täterschaft“. Information: www.dgtd.de
- **04.09. – 05.09.2015** *Hamburg/Deutschland*
12. Hamburger Symposium Persönlichkeitsstörungen. Information: www.geps.info
- **04.09. – 05.09.2015** *Wien/Österreich*
„Eine gemeinsame Sprache finden ...“ Interdisziplinarität, Intersubjektivität und Psychoanalyse in helfenden Beziehungen. Ein Symposium zum 60. Geburtstag von Andrea Harms. Veranstaltet von Wiener Kreis für Psychoanalyse und Selbstpsychologie, Interdisziplinäres Forum für Psychotherapie von Kindern, Jugendlichen und deren Familien und Interdisziplinäres Forum für Entwicklungsförderung und Familienbegleitung. In Kooperation mit: Fakultät für Philosophie und Bildungswissenschaft, Universität Wien und Postgraduate Center, Universität Wien.
- **06.09. – 09.09.2015** *Potsdam/Deutschland*
Tagung der Deutschen Gesellschaft für Psychologie – Fachgruppe „Sozialpsychologie“. Informationen auf der Tagungs-Homepage: <http://fgsp2015-potsdam.de/>
- **08.09. – 12.09.2015** *Braga/Portugal*
European Conference on Developmental Psychology. Information: www.esdp.info
- **09.09. – 11.09.2015** *Tampere/Finnland*
5th Conference of the European Societies of Neuropsychology and the 12th Nordic Meeting in Neuropsychology. Main topic: The Brain in Action – Life-long development. Information: <http://esn2015.fi>
- **10.09. – 13.09.2015** *Berlin/Deutschland*
5. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Körperpsychotherapie. Thema: „Lebenszyklen – Körperhythmen – Entwicklung – Sexualität – Reife“. Information: www.koerperpsychotherapie-dgk.de
- **14.09. – 16.09.2015** *Kassel/Deutschland*
15. Fachgruppentagung „Pädagogische Psychologie“ der DGPs. Informationen: www.uni-kassel.de/go/paeps
- **16.09. – 18.09.2015** *Jena/Deutschland*
12. Tagung der Fachgruppe „Methoden & Evaluation“ der DGPs. Die Schwerpunkte der Tagung sind latente Variablen, kausale Effekte und andere Aspekte der Verzahnung von Methodologie und ihrer Anwendung in den verschiedenen Bereichen der empirischen Psychologie. Information: www.metheval.uni-jena.de/fgme2015
- **16.09. – 18.09.2015** *Hamburg/Deutschland*
Deutscher Suchtkongress 2015. Informationen: www.deutscher-suchtkongress2015.de
- **17.09. – 19.09.2015** *Prag/Tschechische Republik*
World Psychological Forum 2015 – Crossroads of Interdisciplinarity. Information: www.wpforum.eu
- **17.09. – 19.09.2015** *Graz/Österreich*
12. Tagung der Fachgruppe „Gesundheitspsychologie“. Information: <http://gesundheitspsychologie-kongress-2015.uni-graz.at/de/>
- **18.09.2015** *Wien/Österreich*
EMDR – Netzwerktagung. Thema: EMDR bei somatischen Erkrankungen – Der Beitrag von EMDR in der Behandlung von Critical Life Events bei körperlichen Erkrankungen. Ort: AKH/Wien-Hörsaalzentrum. Information: www.emdr-netzwerk.at
- **21.09. – 23.09.2015** *Mainz/Deutschland*
13. Arbeitstagung der Fachgruppe „Differentielle Psychologie“. Information: www.conftool.net/dppd2015
- **24.09. – 27.09.2015** *Berlin/Deutschland*
34. Jahrestagung der Fachgruppe „Klinische Psychologie in der Rehabilitation“. Info: www.bdp-klinische-psychologie.de
- **24.09. – 26.09.2015** *Mainz/Deutschland*
9. Fachgruppentagung „Arbeits-, Organisations- und Wirtschaftspsychologie“ der DGPs. Information: www.dgps.de
- **24.09. – 27.09.2015** *Klagenfurt/Österreich*
8th European Conference on Psychotherapy Research. Thema: Psychotherapeutic diversity: How many approaches do we need? Information: www.spr2015.com/klagenfurt/

■ **25.09. – 29.09.2015** *Wien/Österreich*

18th ECCO – 40th ESMO European Cancer Congress. Ziel des Kongresses ist, alle Bestrebungen der Partnerorganisationen multidisziplinär so zu bündeln, um Prävention, Diagnostik, Behandlung und Pflege von Krebspatienten zu optimieren, wobei der Patient stets im Mittelpunkt steht. Information: www.ecco-org.eu

■ **25.09. – 26.09.2015** *Innsbruck/Österreich*

14. Internationale Kriseninterventionstagung 2015 an der Universität Innsbruck. Thema: „Gruppenmaßnahmen und komplexe Betreuungslagen in Krisenintervention und Einsatzkräftenachsoorge (SvE, SbE, ...)“. Information: www.rotekreuz.at/tirol/kriseninterventionstagung

■ **25.09. – 26.09.2015** *St. Gallen/Schweiz*

9. St. Galler Tage, zugleich 11. gemeinsames Symposium von DGVP und DGVM: „Fahren und Gehirn im Kontext des demographischen Wandels“. Information: Conventus, E-mail: registrierung@conventus.de, Tel: 0049 3641 3116160, www.verkehr-symposium.de/allgemeine-informationen/organisatorisches/

■ **26.09. – 27.09.2015** *Köln/Deutschland*

Jubiläumstagung – 35 Jahre Deutsche Gesellschaft für Tanztherapie (DGT). Information: www.dgt.tanztherapie.de

■ **29.09. – 02.10.2015** *Mainz/Deutschland*

22. Sportwissenschaftlicher Hochschultag. Veranstalter: Deutsche Vereinigung für Sportwissenschaft. Thema: „Moving (Sport) Minds – Crossing (Science) Boundaries“. Information: www.asp-sportpsychologie.de

Oktober 2015

■ **01.10.2015** *Wien/Österreich*

20. Infotag des Netzwerks BGF (Betriebliche Gesundheitsförderung) 2015. Das Netzwerk BGF lädt in Zusammenarbeit mit der Versicherungsanstalt öffentlich Bediensteter 20. BGF-Infotag. Information: www.netzwerk-bgf.at

■ **02.10.2015** *Wien/Österreich*

2. Fachtagung „Delir“ im Casino Baumgarten in Wien. Information: www.fachtagung-delir.at

■ **02.10. – 04.10.2015** *Hall in Tirol/Österreich*

43. Herbsttagung der Deutschen Gesellschaft für Suizidprävention (DGS). Thema: „Zwang zum Leben? Die Rolle der klinischen Behandlung“. Information: brigitte.durda@tilak.at

■ **02.10. – 04.10.2015** *Berlin/Deutschland*

Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Psychoanalyse, Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie e.V. (DGPT). Information: <http://dgpt.de/aktuelles/kongressplanung-2015-2017/>

■ **08.10. – 11.10.2015** *Grünau im Almtal/Österreich*

2. Biologicum Almtal. Thema: „DENKEN. Die Biopsychologie des Verstandes“. Information: www.biologicum-almatal.at

■ **09.10. – 11.10.2015** *München/Deutschland*

14. Internationale Bindungskonferenz München. Thema: „Bindungstraumatisierungen“. Information: <http://bindungskonferenz-muenchen.de/>

■ **14.10. – 16.10.2015** *Jerusalem/Israel*

10th International Congress of the International Neuropsychiatric Association (INA). Information: www.ina2015.com

■ **14.10. – 17.10.2015** *Mailand/Italien*

8th European Public Health Conference 2015. The theme for the 8th EPH Conference is „Health in Europe – From Global to Local: Policies, Methods and Practices“. Information: www.ephconference.eu

■ **14.10. – 17.10.2015** *Mannheim/Deutschland*

Deutscher Schmerzkongress 2015. Information: www.dgss.org

■ **15.10. – 17.10.2015** *Magdeburg/Deutschland*

Tagung der Fachgruppe „Notfallpsychologie“ der Sektion „Klinische Psychologie“ im Berufsverband Deutscher Psychologinnen und Psychologen. Thema: „Wissenschaft und Theorie trifft Praxis, Notfallpsychologie zwischen Evidenz und Anwendung“. Information: www.bdp-klinische-psychologie.de

■ 15.10. – 17.10.2015

Alpbach/Österreich

23. Internationale Wissenschaftliche Tagung zur Feier des 25-jährigen Jubiläums des Netzwerk „Essstörungen. Anorexia & Bulimia nervosa, Binge Eating Disorder, Adipositas/Obesity“. Information: info@netzwerk-essstoerungen.at und www.netzwerk-essstoerungen.at

■ 16.10. – 17.10.2015

Graz/Österreich

Styria Geriatrica 2015. Information: www.styria-geriatrica.at

■ 16.10. – 18.10.2015

Innsbruck/Österreich

Kongress „Psychoneuroimmunologie im Lauf des Lebens – Aufbruch zu einer neuen Medizin“. Information: www.psychoneuroimmunologie-tagung.at

■ 21.10. – 24.10.2015

Hamburg/Deutschland

Deutscher Schmerzkongress 2015. Information: www.dgss.org

■ 23.10. – 24.10.2015

Wien/Österreich

16. Jahrestagung der Österreichischen Adipositas Gesellschaft. Information: www.adipositas-austria.org

■ 25.10. – 26.10.2015

München/Deutschland

Symposium „Geschafft! – Aber wie? Therapeutische Begegnungen in vier Dimensionen“. Symposium des Münchner Instituts für Systemische Weiterbildung und der Carl-Auer Akademie. Information: www.misw.eu

■ 30.10.2015

Salzburg/Österreich

1. Salzburger Fachtagung für Mediation. Veranstaltungsort: 5026 Salzburg, Bildungs- und Konferenzzentrum St. Virgil. Information: www.mediation-salzburg.org

November 2015

■ 06.11. – 07.11.2015

Hainburg/Österreich

33. Jahrestagung der Österreichischen Gesellschaft für Psychosomatik in der Gynäkologie und Geburtshilfe. Thema: „Schaam_los' Verlorene Intimität“. Information: www.psygyn.at

■ 06.11. – 07.11.2015

Wien/Österreich

15. Symposium „Psychiatrie und Seelsorge: Gelingen und Misslingen von Entwicklung“. Information: p.langer@wienkav.at

■ 06.11. – 08.11.2015

Berlin/Deutschland

24. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Suchtmedizin Thema: „Meine Sucht – Meine Behandlung. Individualisierte Therapie in der Suchtmedizin“. Information: www.dgsuchtmedizin.de

■ 06.11. – 08.11.2015

Rostock/Deutschland

7. Symposion der Deutschen Gesellschaft für Psychoanalyse und Musik. Thema: „Von der Musik zur Sprache und wieder zurück“. Information: www.dpv-psa.de

■ 12.11. – 13.11.2015

Wiesbaden/Deutschland

Fachtagung der Kriminologischen Zentralstelle (KrimZ) in Wiesbaden. Thema: „Behandlung im Justizvollzug“. Information:www.krimz.de

■ 12.11. – 13.11.2015

Göttingen/Deutschland

5. Tagung „Empirische Forschung in der forensischen Psychiatrie, Psychologie und Psychotherapie“.

■ 12.11. – 14.11.2015

Nürnberg/Deutschland

WORKLAB 2015. 4th EAWOP Practitioner Skills WorkLab (European Association of Work and Organizational Psychology). Workshop programme focusing on the role and effectiveness of mindfulness interventions in the workplace. Information: www.eawop.org

■ 20.11. – 21.11.2015

Wien/Österreich

3. Kongress „Kardiologie-Pulmologie-Rehabilitation“ im Casino Baumgarten in Wien. Information: www.kongress-kpr.at

■ 25.11. – 28.11.2015

Berlin/Deutschland

Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde e.V. (DGPPN). Motto: „Der Mensch im Mittelpunkt – Versorgung neu denken“. Information: www.dgppn.de/kongress

■ 26.11. – 27.11.2015

Wien/Österreich

„Verwahrloste Jugend heute – von Sprachlosigkeit zu Selbstbestimmung.“ Internationale Tagung des Instituts für Erziehungshilfe Child Guidance Clinic. 90 Jahre nach Erscheinen des Buches beschäftigt sich die Klinik „Child Guidance“ mit der Frage, welche Konzepte für die Behandlung für „Risiko-“ oder „Multiproblemfamilien“ geeignet sind. Information: www.erziehungshilfe.org

■ **27.11. – 29.11.2015** *Aulendorf/Deutschland*

Tagung der Deutschen Gesellschaft für Integrative Leib- und Bewegungstherapie in Zusammenarbeit mit der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit – Fritz Perls Institut (EAG/FPI). Thema: „Körper und Gefühl. Vom würdevollen Umgang in einer beschleunigten Zeit“. Information: www.dgib.net

Dezember 2015

■ **01.12. – 04.12.2016** *Wien/Österreich*

ECNR 2015. 3rd European Congress of NeuroRehabilitation (ECNR). Information: www.ecnr.org

■ **02.12. – 04.12.2016** *Prag/Tschechische Republik*

15th International Forum on Mood and Anxiety Disorders. Information: www.ifmad.org

■ **11.12.2015** *Wien/Österreich*

Fachtag „Psychiatrie“. Hauptthema: „Psychiatrie im Fokus anderer Perspektiven“. Information: www.fachtag-psychiatrie.at

Februar 2016

■ **19.02.2016** *Wien/Österreich*

Fachtag „Neuro.Psycho.Geriatrie“ im Casino Baumgarten Wien. Information: www.neuro-psycho-geriatrie.at

März 2016

■ **03.03. – 06.03.2016** *Bad Kissingen/Deutschland*

Milton Erickson Gesellschaft – Jahrestagung. Schwerpunktthema: „Erschöpfung – Burnout – Depression. Hypnotherapeutische Wege zu gesunder Balance“. Information: www.meg-tagung.de

■ **18.03. – 20.03.2016** *Berlin/Deutschland*

29th Annual Conference of the European Psychoanalytical Federation (EPF). Information: www.epf-eu.org

■ **31.03. – 02.04.2016** *Innsbruck/Österreich*

12. Tagung der Österreichischen Gesellschaft für Psychologie. Information: Institut für Psychologie der Universität Innsbruck, www.oegp.net, www.uibk.ac.at/psychologie

April 2016

■ **17.04. – 29.04.2016** *Lindau/Deutschland*

66. Lindauer Psychotherapiewochen. Themen: „Schema und Konflikt“ (1. Woche), „Struktur und Fertigkeiten“ (2. Woche). Information: www.lptw.de

Mai 2016

■ **02.05. – 07.05.2016** *Essaouira/Marokko*

5. Internationaler Workshop-Kongress für Psychotherapie, ärztliche Praxis, Beratung und Sozialarbeit. Grenzen-Systeme-Kulturen – Essaouira 2016. Schwerpunktthema: „Neues, Fremdes und Lösungen“. Information: www.psyseminare.com/seminarprogramm/kongress-essaouira-2016/index.html

■ **06.05. – 08.05.2016** *Freiburg im Breisgau/Deutschland*

Internationaler Kongreß der Gesellschaft für Logotherapie und Existenzanalyse (GLE). Thema: „Grenze: Ende und Wende“. Information: www.existenzanalyse.org

Juli 2016

■ **08.07. – 10.07.2016** *Wien/Österreich*

10. Wiener Symposium „Psychoanalyse und Körper“. Thema: „Der Körper in der Individualpsychologie. Von der Organminderwertigkeit zur Körperpsychotherapie“. Information: geissler.p@aon.at

September 2016

■ **18.09. – 22.09.2016** *Leipzig/Deutschland*

50. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie. Information: www.dgps.de

■ **26.09. – 28.09.2016** *Melbourne/Australien*

International Marcé Society Biennial Scientific Meeting. Das Hauptziel der Marcé Gesellschaft ist die Veröffentlichung der aktuellsten Forschungen rund um die Geburt, die psychische Gesundheit der Frauen, deren Babys und Partnern. Information: <http://marcesociety.com>

■ **28.09. – 30.09.2016** *Berlin/Deutschland*

22. Bundeskongress für Schulpsychologie. Thema: „Psychologie für die Schule“. Information: www.bdp-schulpsychologie.de

■ **30.09. – 02.10.2016** *Berlin/Deutschland*

Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Psychoanalyse, Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie e.V. (DGPT). Information: <http://dgpt.de>

Oktober 2016

■ **20.10. – 22.10.2016** *Alpbach/Österreich*

Kongress „Essstörungen“. Information: www.netzwerk-essstoerungen.at

■ **27.10. – 30.10.2016** *Erkner bei Berlin/Deutschland*

34. Jahrestagung „Rehapsychologie“. Thema: „Rehabilitation – positiv, ressourcenorientiert, humorvoll?“ Information: <http://bdp-klinische-psychologie.de/fachgruppen/gruppe2.shtml>

April 2017

■ **30.04. – 01.05.2017** *Wien/Österreich*

Internationaler Kongreß der Gesellschaft für Logotherapie und Existenzanalyse (GLE). Thema: „Schmerzhaft. Verständnis und Behandlung der Borderlinestörung“. Information: www.existenzanalyse.org

Impressum

Psychologie in Österreich ist das offizielle Organ des Berufsverbandes Österreichischer Psychologinnen und Psychologen (BÖP). ISSN 1025-1839

Herausgeber: Serviceorganisation des BÖP GmbH, A-1030 Wien, Dietrichgasse 25, Telefon 01/407 26 71-0, Fax 01/407 26 71-30, pioe@boep.or.at, www.boep.eu

Eigentümer: Berufsverband Österreichischer Psychologinnen und Psychologen (BÖP), ZVR: 968 109 293, A-1030 Wien, Dietrichgasse 25

Verlag: Eigenverlag

Grafik: Gabi Schwabe – grafik design, gschwabe@a1.net

Druck: Druckerei Janetschek GmbH, UWNr. 637; Brunfeldstraße 2, 3860 Heidenreichstein, Telefon 02862/522 78 11, Fax 02862/534 79 20

Wissenschaftliche KonsulentInnen:

Diagnostik: Univ.-Prof. Dr. Uwe SCHAARSCHMIDT
Gesundheitsförderung, Psychosomatik der Frau:

Univ.-Prof. Dr. Beate WIMMER-PUCHINGER

Klinische Psychologie: Univ.-Prof. Dr. Helmut HUBER,
Univ.-Prof. Dr. Eva BÄNNINGER-HUBER

Klinische Psychologie, Psychotherapie im Internet:
PD Dr. Christiane EICHENBERG

Medizinische Psychologie: Univ.-Prof. Dr. Josef EGGER

Umweltpsychologie: Ass.-Prof. Dr. Renate CERVINKA

Redaktion: Dr. Gerald KRAL (Leiter), Mag. Sabine EDLINGER-STARR (Stellvertreterin, Anzeigenleitung), Dr. Claudia LEX (technische Druckvorbereitung), Sarah AL-HASHIMI, Mag. Regine DANIEL, Katharina KAISER, BSc, Mag. Richard MATUSZAK, Dr. Wolf-Dietrich ZUZAN

Redaktionsanschrift: Psychologie in Österreich, A-1030 Wien, Dietrichgasse 25, pioe@boep.or.at

Erscheinungsweise: 4-mal jährlich (davon eine Doppelnummer)

Bezug: Für Mitglieder des BÖP im Jahresmitgliedsbeitrag erhalten. Abonnements können über den BÖP bezogen werden. Bei Abobestellungen, die während des laufenden Kalenderjahres erfolgen, erhalten Sie die bereits erschienenen Hefte nachgeschickt. Bei Interesse senden Sie uns ein Mail an pioe@boep.or.at, Jahresabonnement € 55,- (inkl. Steuern), Jahresabonnement für Bibliotheken € 44,- (inkl. Steuern). Abonnements, die nicht bis 30. November gekündigt werden, verlängern sich automatisch für das Folgejahr.

Bankverbindung: Raiffeisenbank, BIC: RLN WAT WW, IBAN: AT12 32 00000 214 15 16 17

Insertenannahme: Mag. Sabine EDLINGER-STARR, inserate.pioe@boep.or.at

Leserbriefe: Mit der Einsendung von Leserbriefen erklären sich die VerfasserInnen mit der Veröffentlichung in der „Psychologie in Österreich“ sowie mit einer allfälligen Kürzung aus redaktionellen Gründen einverstanden.

© Alle Rechte vorbehalten. Die Serviceorganisation des BÖP GmbH behält sich das ausschließliche Recht der Verbreitung, Vervielfältigung, photomechanischen Wiedergabe auf Tonträgern vor. Nachdruck ist nur unter genauer Quellenangabe und mit schriftlicher Zustimmung der Serviceorganisation des BÖP gestattet. Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht der Meinung der gesamten Redaktion entsprechen. Trotz sorgfältiger Recherche und Lektorat können wir keine Garantie für die Richtigkeit der Angaben, Änderungen, Irrtümer, Satz- oder Druckfehler übernehmen.



Mediadaten der Zeitschrift Psychologie in Österreich

(Stand ab 1.1.2015, gültig für 2015)

Formate und Preise der Anzeigenschaltungen in der PiÖ

Heftseiten

- Abfallend A4: 210 (b) x 297 (h) mm, + 3 mm Beschnittzugabe und Schnittmarken
- Die Graustufen-Inserate können zusätzlich mit Schmuckfarbe **Pantone 382** angelegt werden.

1/1	sw € 479,-	Pantone € 552,-
-----	------------	------------------------

- Satzspiegel: Breite x Höhe, ohne Beschnittzugabe und Schnittmarken

1/1	174 x 250 mm	sw € 479,-	Pantone € 552,-
1/2 quer	174 x 122 mm	sw € 287,-	Pantone € 334,-
1/2 hoch	84 x 250 mm	sw € 287,-	Pantone € 334,-
1/4 quer	174 x 58 mm	sw € 173,-	Pantone € 199,-
1/4 hoch	84 x 122 mm	sw € 173,-	Pantone € 199,-
1/8 quer	84 x 58 mm	sw € 128,-	Pantone € 153,-
1/8 hoch	39 x 122 mm	sw € 128,-	Pantone € 153,-

Umschlagseiten

- Abfallend A4: 210 (b) x 297 (h) mm, + 3 mm Beschnittzugabe und Schnittmarken
- Satzspiegel: 174 (b) x 250 (h) mm, ohne Beschnittzugabe und Schnittmarken

1/1	U2-Seite	sw € 718,-	Pantone € 826,-
1/1	U3-Seite	sw € 689,-	Pantone € 793,-
1/1	U4-Seite	sw € 889,-	Pantone € 1022,-

Einlagen (alle Formate)

Bei Durchschnittsgröße bzw. -gewicht (darüber hinaus auf Anfrage) in Einschweißfolie (inkludiert Einlegen und Versandkosten)	€ 985,-
---	---------

Alle Preise verstehen sich netto, exkl. 5 % Werbeabgabe, sowie exkl. 20 % MwSt. (bei Anzeigen aus anderen Ländern als Österreich wird durch Bekanntgabe der UID-Nummer ohne MwSt. verrechnet).

Druckunterlagen

PDF-Dokument an inserate.pioe@boep.or.at

(Bei Zusenden von Nicht-PDFs können zusätzliche Kosten für die notwendige Formatierung entstehen. Für Layouterstellung einer Anzeige werden mind. 20 Euro netto verrechnet.)

Redaktionsschluss

Jeweils 2 Monate vor Erscheinungstermin. Die Zeitschrift erscheint am Ende jeden Quartals, Ende März, Juni, September und Dezember.

Belegexemplar

Im Preis des Inserates inbegriffen ist ein Belegexemplar, das nach Erscheinen der Zeitschrift gemeinsam mit der Rechnung per Post zugesandt wird.

Zeitschrift

Die Zeitschrift enthält Artikel aus Praxis und Wissenschaft der Psychologie und erreicht die größte Gruppe der PsychologInnen in Österreich. Sie erscheint vierteljährlich, davon eine Doppelnummer. Jedes Heft hat einen psychologierelevanten Themenschwerpunkt. Die Auflage beträgt rund 5.400 Stück, Herausgeber ist die Serviceorganisation des Berufsverbandes österreichischer PsychologInnen (BÖP), A-1030 Wien (www.boep.eu).

Gerne beraten wir Sie bezüglich Ihrer Anzeige und stehen rund um Ihre Anzeigenbuchung zur Verfügung! inserate.pioe@boep.or.at

Hinweise für AutorInnen (Stand: Juni 2015)

Leitbild der „Psychologie in Österreich“

Die „Psychologie in Österreich“ (PIÖ) ist die Fachzeitschrift des Berufsverbandes Österreichischer Psychologinnen und Psychologen (BÖP). Publiziert werden wissenschaftliche Arbeiten, Berichte aus der Praxis, die wissenschaftlichen Kriterien entsprechen und die Vielfalt des psychologischen Tätigkeitsfeldes darstellen. Weiters werden Informationen, die für österreichische Psychologinnen und Psychologen relevant sind, veröffentlicht.

Einreichung der Manuskripte

Manuskripte (Originalarbeiten, Buchrezensionen, Leserbriefe, Mitteilungen, Ankündigungen), die zur Veröffentlichung in der PIÖ eingereicht werden, sind per E-Mail an die Hefterverantwortlichen oder an die Redaktion (pioe@boep.or.at) zu senden. Die HauptautorInnen und alle Co-AutorInnen bekommen ein Belegexemplar per Post zugesandt. Der/die HauptautorIn erhält den eigenen Artikel als PDF-File. Die Entscheidung über die Annahme von eingereichten Arbeiten obliegt ausschließlich dem Redaktionsteam. Veranstaltungsankündigungen können dabei als kostenpflichtige Einschaltung gewertet werden.

Formatierung

Manuskripte sollen so kurz und präzise wie möglich abgefasst werden (empfohlen wird ein Umfang von 8–12 DIN-A4-Seiten in Schriftgröße 12 in MS WORD bzw. 20.000 bis 40.000 Zeichen). Die Gliederung in Titel, Untertitel etc. ist im Sinne des einheitlichen Erscheinungsbildes der Zeitschrift durch ein Zahlensystem (1., 2., 1.1., 1.2. ...) zu verdeutlichen. Die Manuskripte müssen formal und inhaltlich so durchgearbeitet sein, dass spätere Änderungen und aufwändiges Lektorat nicht notwendig sind. Die Texte sind unformatiert (Fließtext) und ohne Abteilungszeichen in MS WORD abzufassen. Manuskripte müssen als „doc“ abgespeichert sein. Bei Verwendung von Bezeichnungen, die Männer und Frauen einschließen (z. B. LeserIn), ist die Form des groß geschriebenen „Binnen-I“ bzw. sind doppelte Bezeichnungen (z. B. Leserinnen und Leser) zu wählen.

Titel und Zusammenfassung

Der Titel soll auf Deutsch und Englisch abgefasst sein. Am Anfang jedes Beitrages steht eine kurze Zusammenfassung in deutscher und englischer Sprache. Wir behalten uns vor, sprachliche Korrekturen, v. a. bei den englischen Texten, vorzunehmen.

Literaturhinweise

Literaturhinweise im Text sollen den/die AutorIn und das Erscheinungsjahr – durch einen Beistrich getrennt – in Klammern beinhalten. Bei Zitaten soll zusätzlich die Seitenzahl angegeben werden. Mehrere Verweise (verschiedene AutorInnen) werden in alphabetischer Reihenfolge durch einen Strichpunkt getrennt. Zum Beispiel: (Müller, 1985, 1994; Müller & Schmid, 1996).

Literaturverzeichnis

Im Literaturverzeichnis (alphabetisch) sind die bibliographischen Angaben wie folgt zu gestalten:

■ Bücher

AUTORIN (Jahr). Buchtitel. Verlagsort: Verleger. z. B.: WALLESECH, C. W. & FÖRSTL, H. (2005). Demenzen. Stuttgart: Thieme.

■ Beitrag in Herausgeberwerken

AUTORIN (Jahr). Beitragsartikel. In Herausgebername (Hrsg.), Buchtitel (S. X-XX). Verlagsort: Verleger.

z. B.: KÖHLER, T. H. (1999). Diagnostik und Evaluation in der Verhaltensmedizin. In H. Flor, N. Birbaumer und K. Hahlweg (Hrsg.), Enzyklopädie der Psychologie, Grundlagen der Verhaltensmedizin (S. 175-207). Göttingen: Hogrefe.

■ Zeitschriftenartikel

AUTORIN (Jahr). Titel des Artikels. Name der Zeitschrift, Band, Seitenangabe.

z. B.: BRANDTSTÄDTER, J., KRAMPEN, G. & WARNDORF, P. K. (1985). Entwicklungsbezogene Handlungsorientierungen und Emotionen im Erwachsenenalter. Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, 17, 41-52.

Darüber hinaus gelten die Richtlinien für Zitierungen der Deutschen Gesellschaft für Psychologie.

Abbildungen und Tabellen

Abbildungen (Fotos, Diagramme, Zeichnungen, Skizzen) sind entweder als EPS-Dateien (Graustufen-Vektorgrafik) oder als JPG-Dateien (300 dpi, Originalgröße, Modus: Graustufen) zu senden. Abbildungen können nach Absprache mit den Hefterverantwortlichen farbig gedruckt werden, die dadurch verursachten Mehrkosten müssen vom Autor/von der Autorin getragen werden. Die fortlaufende Nummerierung, die Platzierung und der Abbildungstext bzw. -titel sind im Manuskript zu vermerken. Tabellen sollen als WORD-Tabelle abgespeichert sein. Sie können entweder direkt im Text enthalten sein oder unter Angabe der erwünschten Platzierung als eigenes Dokument beigefügt werden.

Angaben zum/zur AutorIn

Die Angaben zum/zur AutorIn stehen am Ende des Manuskripts und sollen den akademischen Grad, den Vor- und Zunamen, die Anschrift (Institution), Telefonnummer und E-Mail-Adresse beinhalten. Eine kurze Beschreibung der derzeitigen Tätigkeit sollte ebenfalls dabei sein. Bei mehreren AutorInnen ist ein/e federführende/r AutorIn anzugeben. Fotos (Portrait) des/der AutorIn sowie aller Co-AutorInnen werden benötigt und müssen im JPG-Format (300 dpi, Originalgröße, Modus: Graustufen) abgespeichert sein.

Rechtliche Hinweise für AutorInnen

Mit der Einreichung erklärt der/die AutorIn, dass das Manuskript noch nicht anderwärtig veröffentlicht wurde, nicht gleichzeitig bei anderen Zeitschriften eingereicht wird und alle Co-AutorInnen mit der Einreichung einverstanden sind. Der/die AutorIn holt, falls notwendig, die Nutzungsrechte an Texten und Bildern Dritter vor Einreichung des Manuskripts ein, eventuelle Ansprüche Dritter sind somit geklärt. Der/die AutorIn kann sein/ihr Manuskript 12 Monate nach Erscheinen der jeweiligen PIÖ-Druckausgabe in anderen Print-Medien und drei Monate nach Erscheinen der jeweiligen PIÖ-Druckausgabe online publizieren, wenn darauf hingewiesen wird, dass die Originalarbeit in der PIÖ (Jahrgang, Nummer, Seiten) erschienen ist. Der/die AutorIn bestätigt mit der Einreichung, dass er/sie die Hinweise für AutorInnen zur Kenntnis genommen hat.



Haben Sie das schon gesehen?

Systemische Therapie und Beratung bei Carl-Auer



239 Seiten, 23 Abb., Kt, 2014
 € (D) 24,95/€ (A) 25,70
 ISBN 978-3-8497-0046-1



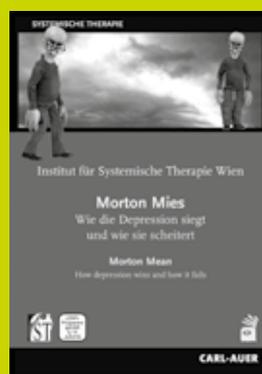
299 Seiten, Kt, 2015
 € (D) 29,95/€ (A) 30,80
 ISBN 978-3-8497-0060-7



250 Seiten, 28 Abb., Kt, 2012
 € (D) 29,95/€ (A) 30,80
 ISBN 978-3-89670-820-5



1 DVD, 30 Min.
 € (D) 19,90/€ (A) 19,90
 ISBN 978-3-89670-260-9



1 DVD, ca. 40 Min.
 € (D) 19,90/€ (A) 19,90
 ISBN 978-3-89670-778-9



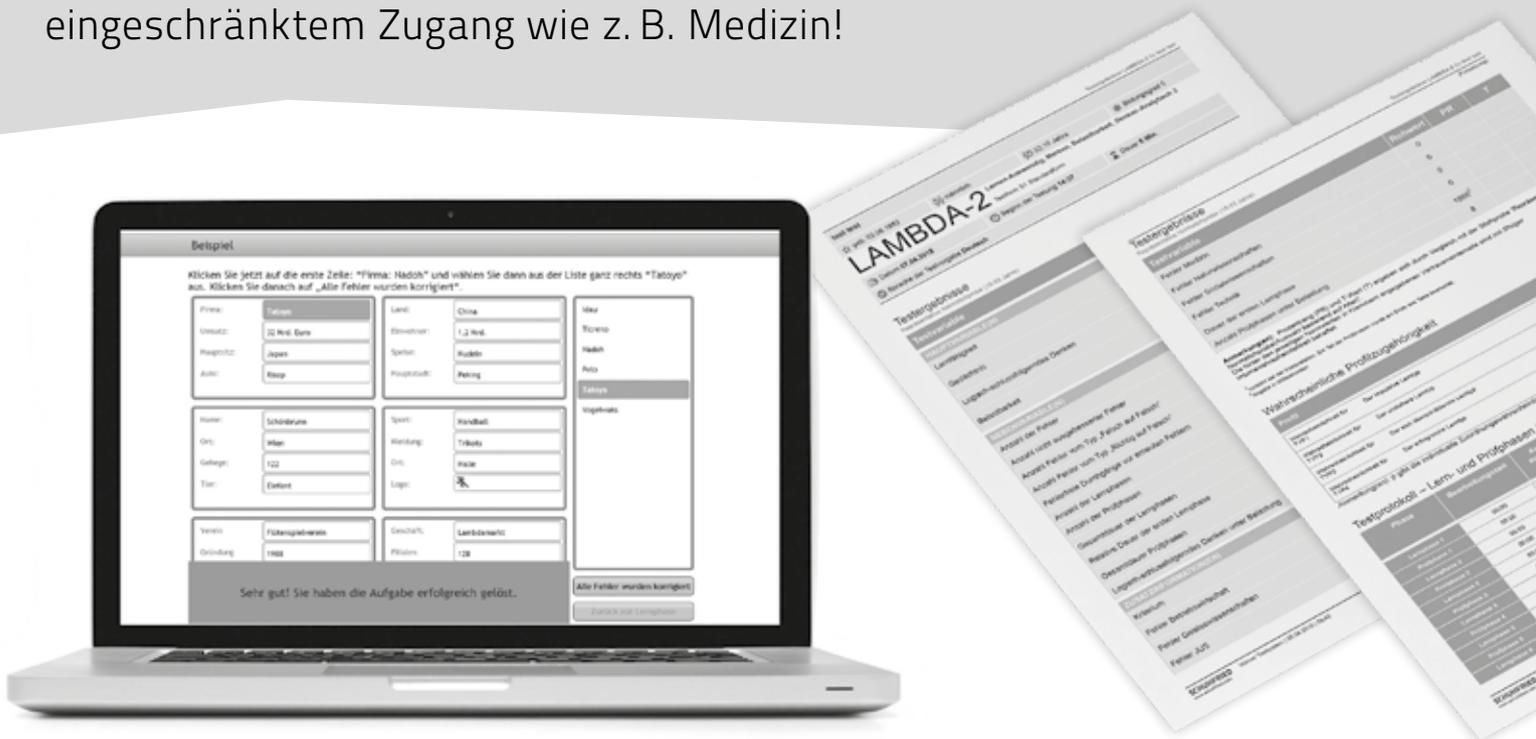
1 DVD, ca. 45 Min.
 € (D) 24,95/€ (A) 24,95
 ISBN 978-3-89670-565-5



Carl-Auer Verlag • www.carl-auer.de

LAMBDA-2: Eignungsdiagnostik im schulischen und universitären Kontext.

Besonders relevant für Studienrichtungen mit eingeschränktem Zugang wie z. B. Medizin!



Die Ergebnisse werden übersichtlich in Form einer Tabelle und Grafik dargestellt.

LAMBDA-2: Test zur Erfassung der Dimensionen Lernfähigkeit, Gedächtnis, analytisches Denken und Belastbarkeit

Autoren: K.D. Kubinger, A. Haiden, M. Karolyi, C. Maryschka

Lernen und Gedächtnis sind zwei zentrale Aspekte der menschlichen Informationsverarbeitung. Sie stellen Grundfunktionen im täglichen Leben, im Lern- und Studienkontext sowie im beruflichen Alltag dar. Für den tatsächlichen Lernerfolg sind jedoch

auch Aspekte der psychischen Belastbarkeit sowie des logisch-analytischen Denkens von Bedeutung. LAMBDA-2 erlaubt die Erfassung dieser zentralen Leistungsaspekte mit realitätsnahem Aufgabenmaterial.

Das neue WTS Release ist da!



SCHUHFRIED GmbH, Hyrtlstraße 45, 2340 Mödling, Österreich

Telefon +43 2236 42315

E-Mail info@schuhfried.at

SCHUHFRIED

passion for psychology